ARBEIT – DEMOKRATIE – GESCHLECHT

herausgegeben von Ingrid Kurz-Scherf

Band 12

Redaktion: Lena Correll, Stefanie Janczyk, Julia Lepperhoff, Anja Lieb, Clarissa Rudolph und Alexandra Scheele

Janczyk, Stefanie, Dr. phil., studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Anglistik an der Justus Liebig Universität Gießen; sie ist Gewerkschaftssekretärin bei der IG Metall. Von 2005-2008 war sie Stipendiatin in dem von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Graduiertenkolleg 'Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur' an der Philipps-Universität Marburg. Zuvor war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt 'GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung' an der Philipps-Universität Marburg. Arbeitsschwerpunkte: 'Arbeit und Leben', Arbeits(markt)politik, Sozial- und Familienpolitik.

Stefanie Janczyk

Arbeit und Leben: Eine spannungsreiche Ko-Konstitution

Zur Revision zeitgenössischer Konzepte der Arbeitsforschung

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

gedruckt mit Unterstützung der Hans-Böckler-Stiftung

Für meine Eltern

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

1. Auflage Münster 2009
© 2009 Verlag Westfälisches Dampfboot
Alle Rechte vorbehalten
Umschlag: Lütke Fahle Seifert AGD, Münster
Druck: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
ISBN 978-3-89691-775-1

Inhalt

Editorial – Vorwort der Reihenredaktion 11

Vorwort 13

1 Einleitung 15

1.1 'Arbeit und Leben' im Wandel – Herausforderungen für die Arbeitsforschung 15

1.2 These und Forschungsperspektive der Arbeit 25

1.2.1 These der Arbeit: Spannungsreiche Ko-Konstitution 25

1.2.2 Soziabilität – eine Leitidee 27

1.3 Aufbau der Arbeit 31

Teil A

2 Verengte Perspektiven – Verstellte Optionen: Arbeits- und Industriesoziologie von der Nachkriegszeit bis in die 1980er Jahre 36

2.1 Industrielle Produktionsarbeit, Dichotomie, Dominanz: Zum Gegenstandsverständnis der Arbeits- und Industriesoziologie 38

2.2 Reflexionsbarrieren der Arbeits- und Industriesoziologie 51

2.3 Was getrennt und hierarchisiert wird, gehört zusammen 59

3 Zwischen Problembewusstsein und ‚Paradigmagefangenheit': Zu einigen aktuellen arbeits- und industriesoziologischen Stellungnahmen 66

3.1 Übereinstimmende Situationsbeschreibung: Problembewusstsein 69

3.2 Unterschiede in den Folgerungen 73

3.3 Beschränkte Erweiterungen: Paradigmagefangenheit 81

4 Zwischenbetrachtung 86

Teil B

5 Im Spannungsfeld von Beruf und Familie: Ansätze der frühen Frauenarbeitsforschung 92

5.1 'Weibliches Arbeitsvermögen' – Zur „Problematik von 'Frau und Beruf'" 94

5.1.1 Grundzüge subjektorientierter Soziologie 94

5.1.2 'Weibliches Arbeitsvermögen' 98

5.1.3 Erträge und Grenzen 105

5.2 'Doppelte Vergesellschaftung' – „Eines ist zu wenig – beides ist zuviel" 110

5.2.1 Grundzüge der gesellschaftstheoretischen Konzeption 111

5.2.2 'Doppelte Vergesellschaftung' 114

5.2.3 Erträge und Grenzen 120

5.3 Zusammenfassung 125

6 'Alltägliche Lebensführung' – eine „aktive Konstruktion und Leistung der Person" 129

6.1 Grundzüge ‚weiterentwickelter' subjektorientierter Soziologie 130

6.2 'Alltägliche Lebensführung' 135

6.3 Erträge und Grenzen 143

7 'Entgrenzung' und 'Subjektivierung' von Arbeit (und Leben) 150

7.1 Entgrenzung von Arbeit (und Leben) 152

7.1.1 Entgrenzung von Arbeit (und Leben) – Überlegungen, Thesen, Befunde 153

7.1.2 Erträge und Grenzen 164

7.2 Subjektivierung von Arbeit 169

7.2.1 Subjektivierung von Arbeit – Überlegungen, Thesen, Befunde 171

7.2.2 Erträge und Grenzen 185

7-3 Zusammenfassung 191

8 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' und 'Balance von Arbeit und Leben' 194

8.1 Analytische Verengungen und ihre Folgen 197

8.1.1 Vereinbarkeit – ein 'Frauenproblem'? 198

8.1.2 Familie – und der Rest vom 'Rest des Lebens'? 200

8.1.3 Alles nur eine Frage der Zeit? 202

8.1.4 Illusion einer Eintracht: De-Thematisierung von Widersprüchen, Hierarchien und Konflikten 203

8.2 Perspektiverweiterungen und politische Einsichten 207

8.3 Erträge und Grenzen 216

Teil C

9 Arbeit und Leben: eine spannungsreiche Ko-Konstitution 220

9.1 Zusammenführung der Ergebnisse 222

9.2 Offene Fragen und Perspektiven für die Weiterarbeit 229

Literatur 234

Editorial
Vorwort der Reihenredaktion

Die Buchreihe „Arbeit, Demokratie, Geschlecht" versammelt Beiträge der mit „Arbeit" und „Demokratie" befassten feministischen und gender-orientierten Forschung und stärkt die Gender-Kompetenz der Arbeitsforschung. Ziel der Reihe ist es, die Geschlechterproblematik systematisch in den wissenschaftlichen und politischen Diskurs um die Zukunft von Arbeit und die Entwicklungsperspektiven von Demokratie zu integrieren. Dabei wird Demokratie nicht nur als Staats- und Regierungsordnung, sondern auch als Gesellschafts- und Lebensform begriffen, deren Entwicklung maßgeblich von der Gestaltung des aktuellen Wandels der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse abhängt.

Stefanie Janczyk leuchtet mit der Frage nach dem Zusammenhang von Arbeit und Leben ein für die feministische Wissenschaft zentrales Thema aus einer sozialwissenschaftlichen und arbeitsforscherischen Perspektive neu aus. Sie begreift den Zusammenhang von Arbeit und Leben als ein komplexes Ko-Konstitutionsverhältnis, welches durch vielgestaltige und spannungsreiche Verschränkungen, Hierarchien und Widersprüche geprägt ist. In einer kritischen Auseinandersetzung mit dem historischen und aktuellen Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie kann sie zeigen, dass die vorherrschende Fixierung auf industrielle Erwerbsarbeit und das darin eingelagerte Verständnis, das von einer Dichotomie von Arbeit und anderen Lebensbereichen ausgeht und Arbeit als den dominierenden gesellschaftsprägenden Faktor begreift, weder der Komplexität des Gegenstands Arbeit noch ihrer gesellschaftlichen Verfasstheit und Eingebundenheit gerecht wird.

Aus arbeits- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen, die den Zusammenhang von Arbeit und Leben explizit thematisieren, namentlich aus der feministischen Arbeitsforschung, dem Ansatz der 'Alltäglichen Lebensführung', den Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung der Arbeit sowie aus der so genannten Vereinbarkeitsdebatte, identifiziert sie zentrale Merkmale des spannungsreichen ko-konstitutiven Verhältnisses von Arbeit und Leben. Die historisch konkrete Form, in der die widersprüchlichen Konstellationen jeweils vermittelt werden,

können als Vereinbarkeitsarrangements begriffen werden und es zeigt sich, dass diese in sozialen und politischen Aushandlungsprozessen bestimmt werden und sich in ihnen auch Machtverhältnisse und Ungleichheitslagen entfalten.

Das Buch von Stefanie Janczyk enthält eine umfassende, detaillierte und genderkompetene Aufarbeitung des Zusammenhangs von Arbeit und Leben wie er im Kontext der sozial- und arbeitswissenschaftlichen Auseinandersetzungen um die Zukunft der Arbeit zum Ausdruck kommt. Die Rekonstruktion dieses Zusammenhangs als eine komplexe Ko-Konstitution liefert wichtige Einsichten und Anknüpfungspunkte für die Re-Vision des Gegenstandbereiches der Arbeitsforschung, des ihr zugrunde liegenden Arbeitsbegriffs und ihrer Fragestellungen. Die geschlechterkritische Perspektive ermöglicht dabei sowohl analytisch als auch konzeptionell das Aufbrechen androzentrischer Verkürzungen. Sie verweist über die konkrete geschlechterpolitische Bedeutung von Erwerbsarbeit hinaus insbesondere auf deren politische und somit demokratische Relevanz. Geschlechtergerechte gesellschaftliche Veränderungsbedarfe von Arbeit lassen sich nicht auf familienpolitische und infrastrukturelle Rahmenbedingungen beschränken, sondern müssen die gesellschaftliche Organisation von Arbeit und insbesondere Erwerbsarbeit insgesamt in Frage stellen. Mit diesem Plädoyer befindet sich das Buch mitten im Schnittstellenbereich der Reihe „Arbeit, Demokratie, Geschlecht", zu der es einen bedeutenden Beitrag liefert.

Anja Lieb
(für die Redaktion)

Vorwort

Die vorliegende Untersuchung ist eine bearbeitete Fassung meiner Dissertation, die im Oktober 2008 am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie der Philipps-Universität Marburg angenommen wurde. Die Arbeit an der Dissertation habe ich während meiner Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin im BMBF-geförderten und an der Philipps-Universität Marburg angesiedelten Forschungsprojekt „GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung" begonnen und im Rahmen meiner Zeit als Stipendiatin in dem von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur" an der Philipps-Universität Marburg abgeschlossen.

Herzlich danken möchte ich vor allem meiner Erstgutachterin Ingrid Kurz-Scherf, die mich von Beginn an zu diesem Unternehmen ermutigt und in den verschiedenen, nicht immer einfachen Phasen der Bearbeitung motiviert und unterstützt hat. Ihr verdankt diese Arbeit viele Impulse. Besonders schätze ich ihre Fähigkeit, in Überlegungen bereits dann einen Sinn zu erkennen, wenn die Urheberin diesen selbst noch nicht recht vor Augen hat. Bedanken möchte ich mich auch bei Maria Funder, die die Zweitbegutachtung der Dissertation übernahm.

Viele anregende Diskussionen konnte ich insbesondere in dem von Ingrid Kurz-Scherf ins Leben gerufenen Kolloquium „Arbeit, Demokratie und Geschlecht" sowie im Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur" führen. Wichtige Anstöße für meine Arbeit erhielt ich zudem von meinen GendA-Kolleginnen. Hierfür möchte ich mich ebenfalls bei allen bedanken. Ein besonderer Dank gebührt Anja Lieb, von der ich während der Promotionszeit immer wieder wichtige Anregungen und viel Unterstützung erhalten habe und die mir zudem als Redaktionsmitglied der Buchreihe „Arbeit, Demokratie und Geschlecht" noch einmal viele hilfreiche Überarbeitungshinweise für die Veröffentlichung gegeben hat. Sabine Beckmann, Markus Büchting, Anuscheh Farahat, Gesa Heinbach, Tina Jung, Marei Pelzer und Sharon Weingarten danke ich dafür, dass sie bereit waren, Teile der Dissertation in der stressigen Abgabephase in teilweise kürzester Zeit Korrektur zu

lesen. Mein Dank gilt außerdem Marie Reusch für das sorgsame Korrekturlesen der gesamten Druckfassung sowie der Hans-Böckler-Stiftung für die finanzielle Unterstützung des Drucks.

Mit Thomas Balzer, Oliver Scholz und Felix Stumpf verbindet mich ein langjähriger und intensiver inhaltlicher Austausch – nicht zuletzt in einer wunderbaren Arbeitsgruppe. Auf ihre Diskussionsbereitschaft, Unterstützung und Freundschaft konnte ich immer setzen – auch zu den unmöglichsten Zeiten. Hierfür danke ich ihnen von Herzen. Felix Stumpf danke ich für noch so vieles mehr, aber das gehört nicht hierher.

1 Einleitung

1.1 'Arbeit und Leben' im Wandel – Herausforderungen für die Arbeitsforschung

Ein zentrales Charakteristikum des Gegenstandes Arbeit ist seine *Dynamik*. Arbeit ist in mehrfacher Hinsicht ein sich (kontinuierlich) wandelnder Gegenstand – ein „moving target" (Deutschmann 2002, 51). Schon auf die grundlegende Frage, was Arbeit ist, gibt es keine feststehende, allzeit gültige Antwort. Denn was als Arbeit gilt, bestimmt sich in (mitunter kontroversen) gesellschaftlichen Aushandlungs- und Verständigungsprozessen und ein Blick in die Geschichte zeigt, dass das Arbeitsverständnis im Laufe der Zeit vielerlei Veränderungen erfahren hat. Politikmachen etwa galt nicht immer schon als Arbeit bzw. als Beruf. Hausarbeit wurde lange Zeit nicht unter Arbeit gefasst und noch heute gibt es kontroverse Debatten um die im Privaten geleistete unbezahlte Arbeit. Neben der Bestimmung des Gegenstands Arbeit unterliegen auch die Arbeitsrealitäten fortwährenden Wandlungen. Bereits ein grober Blick auf die vergangenen zweihundert Jahre lässt dies erkennen. In dieser Zeit entwickelte sich etwa die landwirtschaftliche Arbeit hierzulande von einem zentralen zu einem eher randständigen Arbeitsbereich; Industriearbeit oder auch Hausarbeit ist heute nicht mehr dieselbe wie noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts, und Arbeitsorganisation, -qualifikation, -bewertung haben in diesem Zeitraum, ganz allgemein gesprochen, enorme Veränderungen durchlaufen.[1]

Sehr deutlich wird die Dynamik des Gegenstandes Arbeit auch im Zuge der derzeitigen Transformation von Arbeit. Dabei tritt zudem die *Komplexität* und *Pluralität* des Gegenstandes Arbeit deutlich hervor. Der aktuelle Wandel von Arbeit erweist sich insgesamt als vielschichtiger, heterogener und widersprüchlicher Transformationsprozess. Schlaglichtartig seien hier nur einige Punkte benannt: Einem Beschäftigungsabbau in manchen Bereichen (z.B. industrielle Produktionsarbeit) steht ein gleichzeitig steigender Beschäftigungsbedarf in an-

1 Für einen kurzen geschichtlichen Überblick über den Wandel von Arbeit und des Arbeitsverständnisses vgl. u.a. Kocka/Offe 2000; Scheele 2008, 21-27.

deren (z.B. Dienstleistungs- und IuK-Bereich) gegenüber (vgl. u.a. Statistisches Bundesamt 2004, 103); parallel zu einer Abnahme von Tätigkeiten im Bereich der industriellen Produktion gibt es Anzeichen für eine „Industrialisierung von Tätigkeitsfeldern jenseits der klassischen Industriearbeit" (Kurz-Scherf 2004, 34); das Spektrum an existierenden Beschäftigungsformen ist überaus unübersichtlich. Zum Repertoire gehören u.a. selbständige und abhängige Beschäftigung, Vollzeit- und Teilzeit-Beschäftigung, befristete und unbefristet Beschäftigung, mehr oder minder prekäre, rechtlich und sozial unsichere Beschäftigungsformen, Leiharbeitsverhältnisse, standortgebundene und mobile Tätigkeiten usw. (vgl. u.a. Alda 2005; Blanke u.a. 2002); auch im Feld betrieblicher Rationalisierung lassen sich unterschiedliche und durchaus gegensätzliche Strategien ausmachen. Neben einer Dynamisierung von Arbeits- und Organisationsstrukturen, für deren Charakterisierung Begriffe wie 'Flexibilisierung' oder 'Verschlankung' in den allgemeinen Sprachgebrauch eingeflossen sind, existieren Rationalisierungsstrategien, die sich durch (Re-)Standardisierung und feste Strukturierungen auszeichnen (vgl. u.a. Bosch 2000; Nordhause-Janz/Pekruhl 2000; Pongratz/Voß 2003); auch in Hinblick auf die Hausarbeit lassen sich verschiedene Entwicklungen erkennen. Private Haushalte werden kleiner und dadurch werden tendenziell quantitativ weniger private Versorgungsleistungen erbracht, zugleich steigt aber der Anspruch an die Qualität solcher Versorgungsleistungen. Ebenso wächst die Bedeutung privater Haushalte als Orte bezahlter Arbeit (vgl. Gather/Geissler/Rerrich 2002; Lutz 2008).

Die angeführten Beispiele weisen bereits darauf hin, dass sich nicht nur im Feld der Erwerbsarbeit selbst aktuell erhebliche Dynamiken beobachten lassen, sondern es vollziehen sich gerade auch im Zusammenhang von Erwerbsarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen beträchtliche Bewegungen. Entwicklungen im Bereich der Erwerbsarbeit überlagern sich mit anderen Wandlungsprozessen, wie sich verändernden rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen, Wertewandel, Veränderungen von Lebensformen sowie insbesondere einem Wandel von Geschlechterverhältnissen: Flexibilisierungen von Arbeitszeiten in Dauer, Lage und Verteilung und ihre vielfältigen Ausprägungsformen (Gleitzeitmodelle, Arbeitszeitkonten, Vertrauensarbeitzeit usw.) (vgl. u.a. Seifert 2005); Verflüssigungstendenzen zwischen Erwerbsarbeit und Nicht-Erwerbsarbeit im Zuge einer Etablierung von Heim- oder Telearbeitsmodellen (vgl. Kleemann 2005); Veränderungen in den Lebensorientierungen – insbesondere von Frauen, aber auch von Männern – , die im Vergleich zu früher zu einer größeren Vielfalt an Lebensmodellen führen (vgl. u.a. Born/Krüger/Lorenz-Mayer 1996; Geissler/Oechsle 1996; Zulehner/Volz 1998); ein zunehmendes Aufbrechen des industriegesellschaftlich-traditionellen Modells der Familienernährer/Hausfrauen-Ehe und eine Pluralisierung und Dynamisierung von Lebensformen und Familienverhältnissen (vgl. u.a. Peuckert 2008; Statistisches Bundesamt 2007).

Trotz aller Dynamik und Vielfalt lassen sich aber gerade bei der Frage nach existierenden Problemlagen deutliche Kontinuitäten und auch Problemverschärfungen identifizieren. Erneut seien an dieser Stelle nur einige Punkte angerissen. Es besteht eine dramatische Situation der gesellschaftlichen Erwerbsarbeitsverteilung: Einerseits gibt es nach wie vor eine große und jüngst wieder wachsende Zahl von Personen, die (dauerhaft) aus dem Erwerbsprozess ausgeschlossen sind. Andererseits existiert ein beständig wachsendes Volumen von Überstunden, und der Anteil von Erwerbstätigen, deren Lebensrealität nicht durch ein Ausgehen der Erwerbsarbeit, sondern eher durch ein 'Arbeiten ohne Ende' gekennzeichnet ist, nimmt zu (vgl. IAB 2008; Bonß 2006). Darüber hinaus lässt sich eine zunehmende Unsicherheit von Beschäftigungsverhältnissen feststellen. Auch die an die Erwerbsarbeit gekoppelten Standards sozialer Sicherung sind in der jüngeren Vergangenheit zunehmend unter Druck geraten und abgesenkt worden. Kündigungsschutzlockerungen, Verschärfungen im Bereich der Arbeitslosengeld- und anderen Sozialbezüge sowie faktische Verschlechterungen bei den Rentenbezügen sind einige Stichworte, die in diesem Zusammenhang zu nennen sind. Überdies ist zugleich ein steigender Anteil an Beschäftigungsformen festzustellen, die sich durch ein (sehr) beschränktes oder geringes Maß an sozialer und rechtlicher Sicherheit auszeichnen. Das Statistische Bundesamt spricht für den Zeitraum von 1997 bis 2007 von einem Anstieg atypischer Beschäftigung in Deutschland von 17,5% auf 25,5%. D.h., 2007 war ein Viertel aller abhängig Beschäftigten in atypischen Beschäftigungsverhältnissen tätig. Für viele Beschäftigte ist Prekarität zur Normalität geworden (vgl. Statistisches Bundesamt 2008). Im Zuge der aktuellen Wirtschafts- und Finanzkrise erhalten diese Problemlagen eine weitere Verschärfung. Denn auch wenn vieles in Bezug auf den Fortgang der Krise noch unklar scheint, so zeichnet sich doch bereits ab, dass sie mit einer deutlich steigenden Erwerbslosigkeit und einem steigenden Maß an Unsicherheit in der Arbeitswelt verbunden sein wird. Prognosen gehen von einer erheblichen Zunahme der Erwerbslosigkeit 2009 und 2010 aus (vgl. u.a. IAB 2009). Die OECD prognostiziert für 2010 einen Anstieg der Erwerbslosen in Deutschland auf über 5 Millionen (vgl. OECD 2009).

Insgesamt forcieren die Entwicklungen nicht allein, aber doch maßgeblich eine wachsende gesellschaftliche Spaltung, die im Zuge der aktuellen Finanz- und Wirtschaftkrise noch an Dramatik gewinnt. Schon länger ist mancherorts die Rede von einer gesellschaftlichen Spaltung zwischen 'working rich' und 'wor-

king poor'. Spaltungs- und Hierarchielinien im Kontext von Arbeit verlaufen aber nicht entlang einer einzigen, sondern entlang verschiedener Achsen. Neben Aspekten wie ethnischer Herkunft, sozialem Status und sexueller Orientierung bildet auch das Geschlecht eine der zentralen „Achsen der Ungleichheit" (Klinger/Knapp/Sauer 2007). Auch wenn die Erwerbsquote von Frauen im Laufe der vergangenen Jahrzehnte kontinuierlich gestiegen ist, sich teilweise Enthierarchisierungstendenzen feststellen lassen, es mittlerweile eine Reihe von Frauen gibt, die in deutlich besseren Erwerbsarbeitsverhältnissen tätig sind als viele Männer, und sich nicht zuletzt vermehrt Spaltungslinien zwischen Frauen auftun, sind nach wie vor doch deutliche Geschlechterungleichheiten im Zusammenhang mit Arbeit festzustellen. So verfügen Frauen laut *Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland* des BMFSFJ aus dem Jahr 2005 aufs Ganze gesehen noch immer über deutlich geringere Einkommen. Gemessen am Bruttostundenverdienst verdienten Frauen in Deutschland nur 77% dessen, was Männer erhielten. Damit stellte Deutschland das Schlusslicht unter den 15 EU-Staaten in Bezug auf Lohngleichheit dar (vgl. BMFSFJ 2005, 168). Zudem sind Frauen weiterhin selten in den hohen und höchsten Hierarchieebenen zu finden. Von den knapp 5 Millionen höheren Angestellten, Beamtinnen und Beamten stellten Frauen laut Datenreport 2005 nur ein Drittel. Unter den 'Top-Führungskräften' waren Frauen noch seltener anzutreffen. Hier war nur ein Fünftel der Personen mit umfassenden Führungsaufgaben (z.B. Geschäftsführung, Direktion) weiblichen Geschlechts (vgl. BMFSFJ 2005, 140). Ebenso arbeiten Frauen weitaus häufiger als Männer in nicht existenzsichernden Beschäftigungsverhältnissen und leisten nach wie vor den Großteil der unbezahlten Haus- und Familienarbeit (vgl. BMFSFJ 2005, 121-133).[2] Zudem entstehen in den aktuellen Transformationsprozessen von Arbeit neue Formen der Hierarchisierung in den Geschlechterverhältnissen. So sind etwa im Bereich der sogenannten Informations- und Wissensarbeit neben einer Erosion von Geschlechterdifferenzen auch „neue Muster der Grenzziehung" (Funder/Dörhöfer/Rauch 2005, 11) festzustellen. Insgesamt lässt sich die heutige Situation in Hinblick auf Arbeit und Geschlecht damit in den Worten von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer als eine „widersprüchliche Gleichzeitigkeit von Integration und Ausgrenzung, von Partizipation und Segregation, von Differenzierung und Hierarchisierung, von Anerkennung und Diskriminierung" (Knapp/Wetterer 2001, 9) beschreiben.

2 Vgl. zu den Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern in Hinblick auf Arbeit u.a. auch Allmendinger/Podsiadlowski 2005; Bothfeld u.a. 2005).

Die skizzierten Entwicklungen benennen gesellschaftliche Problemlagen im Zusammenhang mit Arbeit, die die Politik, aber auch die Wissenschaft vor erhebliche Herausforderungen stellen. Auf der Seite der Wissenschaft gilt dies gerade auch für die sozialwissenschaftliche Arbeitsforschung.[3] Sie sieht sich angesichts des vielschichtigen Wandels von Arbeit in der Situation, ihre Fragestellungen, Konzepte und Perspektiven reflektieren zu müssen.

In der Arbeits- und Industriesoziologie wird seit einiger Zeit über die Tauglichkeit bisheriger Perspektivausrichtungen und die Tragfähigkeit existierender theoretisch-analytischer Instrumentarien diskutiert. Die einzelnen Stellungnahmen weisen in ihren konkreten Problemanalysen und Argumentationen dabei zwar deutliche Unterschiede auf. Insgesamt besteht aber eine weitgehende Einigkeit dahingehend, dass die die Disziplin lange Zeit prägenden Ausrichtungen und Forschungsperspektiven reflektiert und neu justiert werden müssen. Hartmut Hirsch-Kreinsen vertritt etwa die Ansicht, dass „als bislang gesichert erachtete Wissensbestände in Frage gestellt [werden, SJ], und eine Erweiterung der bisherigen Forschungsperspektiven [...] unumgänglich [ist, SJ]" (Hirsch-Kreinsen 2000, 118). Fritz Böhle konstatiert: „Angesichts des Wandels der Arbeit gilt es, die Kategorien und Konzepte der Analyse von Arbeit und ihrer Organisation neu zu fassen. Der am Taylorismus geschulte Blick reicht nicht mehr aus, um die Ambivalenzen und gesellschaftspolitischen Folgen des Wandels von Arbeit angemessen zu erfassen." (Böhle 2006, 25). Einigen Beiträgen mangelt es auch nicht an Dramatik. Von einer „Krise" und sogar vom „Ende" der Arbeits- und Industriesoziologie ist mitunter die Rede (vgl. u.a. Kühl 2004; Martens 2008; Maurer 2004).

Die Einschätzung, dass es aktuell einer Neuvermessung des Forschungsgegenstands sowie einer Neuausrichtung der wissenschaftlichen Perspektiven und Werkzeuge bedarf, wird aber auch über die Arbeits- und Industriesoziologie hinaus in der mit Arbeit befassten Forschung geteilt. Innerhalb der *Gesellschaft für Arbeitswissenschaft* (GfA) wird seit einiger Zeit darüber debattiert, welche zukünftigen Aufgaben sich angesichts des Wandels von Arbeit stellen, inwieweit Aufgabenbereiche, -zuschnitte und inhaltliche Schwerpunkte verändert, verschoben oder auch erweitert werden müssen. In ihrem Memorandum *Die Zukunft*

3 Ich verwende den Begriff der *sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung* respektive der *Arbeitsforschung* zur Bezeichnung der mit dem Gegenstand Arbeit befassten sozialwissenschaftlichen Forschung. Hierzu zählen etwa die Arbeits- und Organisationspsychologie, die Arbeits- und Industriesoziologie, die Berufspädagogik, Teile der Organisations- und Professionssoziologie und der Betriebswirtschaftlehre sowie der Politikwissenschaft.

der Arbeit erforschen (2000) formuliert die GfA in diesem Zusammenhang, dass es dringend erforderlich sei, „das in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft vorherrschende Bild von Arbeit zu überdenken, d.h. Arbeit neu zu werten und ein entsprechend erweitertes Verständnis von Arbeit als Grundlage für Forschung und Forschungsförderung heranzuziehen“ (GfA 2000).

Auch die Forschungsförderung sieht seit einiger Zeit die Notwendigkeit von Neuorientierungen in der Arbeitsforschung und hat Initiativen gestartet, eine solche zu unterstützen. So hat das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) im Jahr 2002 eine Förderinitiative *Zukunftsfähige Arbeitsforschung* ins Leben gerufen, die im Kontext des Rahmenkonzepts *Innovative Arbeitsgestaltung – Zukunft der Arbeit* (2001) angesiedelt war.[4] In eben diesem Rahmenkonzept heißt es: „Die bisherigen Konzepte, Normen und Regeln bieten häufig keine adäquaten Lösungsansätze und Antworten auf die neuen Herausforderungen, die mit den Veränderungsprozessen und dem Entstehen einer ‘neuen’ Ökonomie einhergehen“ (BMBF 2001, 8). Entsprechend lautete die Aufgabe der im Rahmen des Forschungsverbundes *Zukunftsfähige Arbeitsforschung* geförderten Projekte und Projektverbünde „Arbeit neu [zu, SJ] denken, erforschen, gestalten“ (BMBF 2005).[5]

Insgesamt illustrieren die Beispiele, dass sich für die Arbeitsforschung seit längerem der Bedarf nach einem Prozess der (Selbst-)Innovation stellt. Die aktuelle Finanz- und Wirtschaftskrise verstärkt diesen Bedarf noch einmal. Denn die Krise lässt die Arbeitswelt nicht unberührt. Wie erwähnt, ist vor allem eine enorme Zunahme an Erwerbslosigkeit wie auch an Unsicherheit in der Arbeitswelt zu erwarten. Auf diese sich verändernden Realitäten muss sich die Arbeitsforschung einstellen. Dies gilt insbesondere dann, wenn sie realen Entwicklungen nicht (nur) hinterherlaufen, sondern selbst Gestaltungsvorschläge für die ‘Zukunft der Arbeit’ machen will.

Ein (Problem-)Zusammenhang, der in der jüngeren Vergangenheit in wachsendem Maße an Aufmerksamkeit erfahren hat, ist die Frage nach dem Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen. Dies erfolgt vor dem Hintergrund der bereits angesprochenen Verflechtungen und Wechselwirkungen zwischen Wandlungsprozessen in verschiedenen Bereichen. Zudem resultiert die gestiegene Aufmerksamkeit aus der Tatsache, dass trotz aller Vielfalt nicht zu übersehen ist, dass sich gerade auch das Zusammenbringen der Anforderungen und Bedürfnisse der unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbereiche heute in verschiedener Hinsicht in hohem Maße als prekär und krisenhaft darstellt. Hinweise in dieser Richtung finden sich viele:

Vermehrt klagen Beschäftigte über eine Maßlosigkeit der Arbeit und Schwierigkeiten, den unterschiedlichen Tätigkeiten, Anforderungen und Bedürfnissen im Lebenszusammenhang gerecht zu werden. Ein Beschäftigter von IBM formuliert: „Ich komme mit meiner Zeit nicht aus. [...] Die Termine stehen und müssen eingehalten werden. [...] Oft arbeite ich weiter, obwohl ich weiß, dass ich eigentlich mit Rücksicht auf meine Gesundheit, auf meine Familie, auf meine eigene Kraft und überhaupt auf mich selbst aufhören sollte“ (IG Metaller in der IBM 1999); „Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet“ lautet der plakative Titel einer Studie von Arlie Russel Hochschild (2002). Eine Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung aus dem Jahr 2008 kommt zu dem Resultat, dass Eltern durch steigende Ansprüche in Beruf und Familie zunehmend unter Druck geraten (vgl. Konrad-Adenauer-Stiftung 2008). Dies bestätigt auch der Familienmonitor 2009 des BMFSFJ. Danach sehen sich viele Familien einem erheblichen Zeitdruck und Vereinbarkeitsproblemen ausgesetzt. Insbesondere Familien mit minderjährigen Kindern klagen darüber, dass sie nicht genug Zeit für die Familie haben. Als Gründe werden vor allem berufliche Belastungen genannt (vgl. BMFSFJ 2009, 11ff.).

Durch eine erhöhte Fragilität zeichnen sich auch die sich neben dem Modell der Familienernährer/Hausfrauen-Ehe etablierenden familiären Arrangements aus: Oftmals wird die Frage der Aufteilung und Erfüllung der Anforderungen verschiedener Arbeits- und Lebensbereiche zu einem dauerhaften Konfliktthema und Geschlechterkonflikt zwischen den Beteiligten. Die Koordination der familialen Anforderungen mit der beruflichen Entwicklung beider Elternteile stellt sich, insbesondere bei Doppel-Verdiener-Paaren, dabei nicht selten als Überforderung dar (vgl. u.a. Rüling 2007; Solga/Wimbauer 2005); Kinderlosigkeit bzw. die Diskrepanz zwischen Kinderwunsch und tatsächlichen Geburten ist keinesfalls nur, aber doch auch Ausdruck von Vereinbarkeitsproblemen (vgl. BMFSFJ 2005; Konietzka/Kreyenfeld 2007). Darüber hinaus treten auch Vereinbarkeitskonflikte von Erwerbsarbeit und familialer, häuslicher Pflege in den letzten Jahren verstärkt hervor (vgl. u.a. Dallinger 1998; Müller/Bird/Bohns 2006).

Aber nicht nur Inkompatibilitäten im klassischen Bereich von ‘Beruf und Familie’, sondern auch weitere Dimensionen des sogenannten Vereinbarkeits-

4 Das Rahmenkonzept knüpfte an die Forschungs- und Entwicklungs-Programme *Humanisierung des Arbeitslebens* und *Arbeit und Technik* an. Für eine Kurzübersicht über die Programme vgl. u.a. Oehlke 2004.

5 Die Projekte und Projektverbünde wurden von 2002 bis 2005 gefördert. Für eine Übersicht über die Förderinitiative und einige zentrale Ergebnisse vgl. u.a. BMBF 2000, 2005.

problems sind deutlich sichtbar. Es gibt Anzeichen, dass die Abnahme an dauerhaftem, regelmäßigem Engagement auch Ausdruck der Schwierigkeiten der Vereinbarkeit von Berufstätigkeit mit politischer, sozialer oder kultureller Teilhabe ist (vgl. u.a. Gensicke/Picot/Geiss 2006, 261-263; Klenner/Pfahl/Seifert 2001). Im Raum steht seit einiger Zeit zudem (wieder) die These der Inkompatibilität von Eigenschaften und Anforderungen, die den Betroffenen in unterschiedlichen Lebensbereichen abverlangt werden. Richard Sennett etwa befürchtet, dass die in bestimmten Beschäftigungsbereichen erwartete hohe Flexibilität und Mobilität bei den Beschäftigten ständige Neuorientierung, Bindungslosigkeit und Konkurrenzverhalten fordert und fördert. Diese Eigenschaften stünden aber im Gegensatz zu jenen, die wiederum für ein gelungenes Sozialleben von Bedeutung sind, wie z.B. kontinuierliche Bindungsfähigkeit oder Solidarität (vgl. Sennett 1996).

Trotz aller Vielfalt und Veränderung kann auch in Hinblick auf die 'Vereinbarkeitsproblematik' festgestellt werden, dass es in der Gesamtschau nach wie vor besonders Frauen sind, die mit Vereinbarkeitsschwierigkeiten konfrontiert sind und die vor allem mit den Doppelbelastungen und inkompatiblen Anforderungen zwischen Beruf und Familie ringen (vgl. u.a. Koppetsch/Burkart 1999; Reichart 2007).

Die vor diesem Hintergrund gestiegene Aufmerksamkeit für das Thema 'Arbeit und Leben' lässt sich aktuell u.a. an der Entwicklung der öffentlich-politischen Debatte ablesen. Hier hat sich die Frage der 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' in letzter Zeit von einem Randthema zu einer zentralen Frage entwickelt. Themen wie der Ausbau der Kinderbetreuung, die Einführung des Elterngeldes oder der berufliche Wiedereinstieg (für Frauen) nach einer Betreuungsphase werden heute in der Öffentlichkeit erheblich breiter und prominenter diskutiert als noch vor einigen Jahren. Aber auch in der Arbeitsforschung wird die Notwendigkeit gesehen, stärker als bisher den Blick über die Erwerbsarbeit hinaus auf das Zusammenspiel von Erwerbsarbeit mit anderen Arbeits- und Lebensbereichen zu richten und existierende Vorstellungen des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' einer Revision zu unterziehen. Im *GfA-Memorandum* von 2000 heißt es hierzu:

> „Vorliegende Ansätze zur Analyse beruflicher Arbeit sind zu erweitern um eine Analyse des Arbeitssystems Haushalt, d.h., die insgesamt geleistete bezahlte und unbezahlte Arbeit eines Haushalts ist zu untersuchen. [...] Zugleich erlaubt die gemeinsame Betrachtung von Erwerbs- sowie Haus- und Familienarbeit die Entwicklung von Gestaltungshinweisen für eine bessere Abstimmung bzw. Vereinbarkeit von Beruf und Familie (z.B. familienfreundliches Personalmanagement, Arbeitszeitgestaltung oder Laufbahnplanung für berufstätige Eltern). Erforderlich sind Modelle und Verfahren, mit denen bezahlte und unbezahlte Arbeitsformen sowie Arbeits- und Freizeittätigkeiten auf vergleichbarem theoretischen und methodischen Niveau untersucht werden können."

In einer Broschüre der BMBF-Förderinitiative *Zukunftsfähige Arbeitsforschung* lautet es:

> „Durch den aktuellen dramatischen Wandel in beiden Sphären erfährt auch der Zusammenhang von 'Arbeit' und 'Leben' selbst eine grundlegende Neustrukturierung. Die daraus resultierenden Anforderungen an die Arbeitsforschung gilt es daher neu zu verknüpfen und in erweiterte Fragestellungen überzuleiten. Ziel ist ein Leitbild, das die Dichotomie von Arbeit und Leben überwindet, um damit den vielfältigen Arbeits- und Lebensrealitäten und ihren Verstrickungen gerecht zu werden." (BMBF 2005, 25)

Es wird somit letztlich der Bedarf formuliert, das spannungsreiche Verhältnis von 'Arbeit und Leben' eingehender zu klären. Bereits der Umstand, dass verschiedene aktuelle Debatten gesellschaftlich virulente Probleme entlang des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' thematisieren, weist auf die Relevanz dieses Verhältnisses hin. Insbesondere für eine Forschung, die den Anspruch verfolgt, auch Gestaltungsvorschläge zu unterbreiten, ergibt sich der Bedarf einer Ausleuchtung dieses Verhältnisses; liegt doch eine zentrale Bedingung für die Möglichkeit von Problembearbeitung darin, dass die Forschung überhaupt über Perspektiven und Ansätze verfügt, die das Problemfeld adäquat in den Blick rücken und auf deren Basis sich dann so letztlich auch 'Gestaltungsvorschläge' entwickeln lassen.

An dieser Stelle setzt die vorliegende Arbeit an. Anliegen der Untersuchung ist es, einen genderkompetenten Beitrag zur Klärung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' zu leisten. Die mittlerweile recht populäre Formulierung 'Arbeit und Leben' ist freilich sehr schwammig. Sie ist sogar in verschiedener Hinsicht problematisch und irreleitend. Mehrfach kritisch angemerkt worden ist etwa, dass mit der Formulierung suggeriert wird, das 'Leben' beginne erst nach Feierabend und dort ginge es dann nur um 'Leben' und es warte keine (Haus-)Arbeit mehr. Trotz derartiger Schwierigkeiten wird hier die Formulierung 'Arbeit und Leben' als plakative Bezeichnung für die Frage nach der gesellschaftlichen Eingebundenheit von Arbeit verwendet und dabei insbesondere der Frage nach Erwerbsarbeit in ihren gesellschaftlichen Bezügen zu anderen Arbeits- und Lebensbereichen nachgegangen. Ziel der Untersuchung ist es, Grundlagen für einen Ansatz zu entwickeln, der dem komplexen Zusammenhang von 'Arbeit und Leben' genderkompetent Rechnung trägt und der zugleich das Potential für eine Intervention in die aktuelle Auseinandersetzung um die Neustrukturierung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' bietet.

Ich knüpfe in dieser Untersuchung dabei an Überlegungen an, die ich im Projekt *GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung* teils gemeinsam mit anderen entwickelt habe.[6] Ausgangspunkt des Projektes war die These des Bedarfs einer „doppelten Innovation in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Arbeit" (Kurz-Scherf 2002): (1) Es besteht der Bedarf einer systematischen Integration der Geschlechterperspektive in die Arbeitsforschung. Dieser Bedarf resultiert zum einen aus der skizzierten Tatsache, dass viele der Probleme und prekären Momente im Zusammenhang mit Arbeit noch immer überwiegend Probleme weiblicher Lebensrealitäten darstellen. Zum anderen basiert er auf der Einsicht, dass eine systematische Integration der Geschlechterperspektive auch über die 'Frauenfrage' hinaus die analytische Kraft der Arbeitsforschung stärkt. (2) Das zweite Innovationsmoment bezieht sich auf den Bedarf nach einer Neuvermessung des Gegenstandsbereiches der Arbeitsforschung, ihres Arbeitsbegriffs sowie der ihr zugrunde liegenden Perspektiven. Dieser Bedarf ergibt sich aus dem ebenfalls im vorangegangenen Abschnitt angesprochenen und insbesondere in mannigfaltigen feministischen Forschungen ausgeleuchteten Punkt, dass es, erstens, jenseits der Erwerbsarbeit weitere Arbeitsformen gibt, dass diese unterschiedlichen Arbeitsformen sich, zweitens, nur schwer miteinander vereinbaren lassen und es, drittens, insbesondere aber bei weitem nicht nur Frauen sind, die vor Vereinbarkeitsproblemen stehen. Er greift zudem die vielfältigen feministischen Debatten um einen 'erweiterten Arbeitsbegriff' auf (vgl. Kurz-Scherf 2002 und 2005).

Darüber hinaus schloss das Projekt *GendA* auch insofern an feministische Forschungen an, insoweit diese sich durch eine normative Orientierung auszeichnen. Das Projekt verfolgte eine Forschungsperspektive, die vom Grundsatz her von einem herrschaftskritischen Selbstverständnis getragen wird und „die das Geschlechterverhältnis als integralen Bestandteil der Analyse, Bewertung und Gestaltung von Arbeit begreift" (GendA 2005, 6) und normativ insbesondere auf die Überwindung von Geschlechterhierarchien in der Organisation, Verteilung und Bewertung von Arbeit gerichtet ist.[7]

6 Das Projekt war Teil des erwähnten BMBF-geförderten Forschungsverbundes *Zukunftsfähige Arbeitsforschung*. Es war am Institut für Politikwissenschaft der Philipps-Universität Marburg unter der Leitung von Ingrid Kurz-Scherf angesiedelt. Zu den Arbeiten und Veröffentlichungen des Projekts vgl. u.a. Baatz/Rudolph/Satilmis 2003; Kurz-Scherf 2002; Kurz-Scherf u.a. 2005; Kurz-Scherf/Correll/Janczyk 2005; Kurz-Scherf/Lepperhoff/Rudolph 2003; Lepperhoff/Satilmis/Scheele 2004.

7 Feministische Forschung orientiert in ihrer herrschaftskritischen Orientierung keinesfalls eindimensional auf die Kategorie Geschlecht. Vielmehr richten viele feministische Forschungen ihren Blick auch auf andere Dimensionen gesellschaftlicher Hierarchisierung. Die Frage nach der Existenz und Verschränkung verschiedener Dimensionen wird aktuell insbesondere unter dem Begriff der Intersektionalität thematisiert (vgl. u.a. Klinger/Knapp/Sauer 2007).

Die vorliegende Untersuchung knüpft insofern an die Projektarbeit an, als dass mit der Frage nach einer genderkompetenten Betrachtung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' ein Anliegen verfolgt wird, welches beide Aspekte des formulierten doppelten Innovationsbedarfs berührt und ihr ebenfalls die formulierte normative Zielsetzung innewohnt. Zudem werden, wie sich im Folgenden zeigen wird, Überlegungen aus dem Projekt aufgegriffen und weitergeführt.

1.2 These und Forschungsperspektive der Arbeit

1.2.1 These der Arbeit: Spannungsreiche Ko-Konstitution

Meine These lautet, dass sich das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' als *komplexes Ko-Konstitutionsverhältnis* verstehen lässt, welches durch vielgestaltige und spannungsreiche Verschränkungen, Hierarchien und Widersprüche geprägt ist. Diese Zusammenhänge sollen über den Weg einer Rekonstruktion und Revision von existierenden Forschungssträngen und Debatten der Arbeitsforschung ausgeleuchtet werden.

Den gesellschaftstheoretischen Hintergrund der These bilden Überlegungen, wie sie Cornelia Klinger angestellt hat. In ihrem Aufsatz *Die Ordnung der Geschlechter und die Ambivalenz der Moderne* (2000) untersucht Klinger den Modernisierungsprozess westlicher Gesellschaften. Ihr Fokus liegt dabei auf der Frage nach der Geschlechterordnung und ihrer Veränderung im Zuge dieses sich über mehrere Jahrhunderte erstreckenden Prozesses. Sie setzt sich in diesem Zusammenhang aber gerade auch mit der Entwicklung gesellschaftlicher Teilbereiche auseinander. Diesbezüglich lautet Klingers zentraler Befund, dass es sich bei der Entwicklung der Moderne zwar um einen Prozess der Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilbereiche handelt, dieser gleichzeitig aber mit einer gesteigerten Inderdependenz der Teilbereiche einhergeht und damit neue oder veränderte Verhältnisse der Abhängigkeit zwischen den Teilbereichen entstehen. Sie legt dar, dass die ökonomische Sphäre im Zuge ihrer Spezialisierung auf bestimmte gesellschaftliche Funktionen bei gleichzeitigem Verlust anderer Funktionen ebenfalls in wachsendem Maße von Leistungen der Familie und anderer Bereiche abhängig wird – insbesondere den in der Familie erfolgenden Sozialisationsleis-

tungen oder auch den im Bildungsbereich erbrachten Ausbildungsleistungen (vgl. Klinger 2000, 39f.). Klinger weist zudem auf die Wechselseitigkeit des Prozesses hin: Auch die Familie gerät mit dem sukzessiven Verlust bzw. der Abgabe von Teilen der ökonomischen Tätigkeiten und politisch-sozialen Funktionen in eine verstärkte Abhängigkeit von der Ökonomie. Ebenso vollzieht sich im Verlauf der Moderne zwar eine Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit, zugleich bleibt die Familie jedoch von politischen Regelungen abhängig bzw. interveniert Politik in den privaten Bereich. „Mit anderen Worten: Die Familie wird zwar von ökonomischen und politischen Aufgaben und Funktionen entlastet. Nicht aber vom Einfluß von Politik und Ökonomie auf ihren Bereich" (Klinger 2000, 39). Klinger verweist überdies darauf, dass sich die unterschiedlichen Logiken und Anforderungen verschiedener Teilbereiche nicht immer reibungslos zusammenfügen und die wachsenden Abhängigkeiten in der Konsequenz zugleich mit Spannungen und Krisenpotentialen einhergehen. Ferner zeigt sie auf, dass sich die hierarchische Geschlechterordnung inmitten des Spannungsbogens zwischen Ausdifferenzierung und Interdependenz aufbaut. Vor dem Hintergrund der in der Wissenschaft vorherrschenden Perspektivausrichtung auf gesellschaftliche Ausdifferenzierungsprozesse formuliert Klinger, dass Interdependenzen und die ihnen innewohnenden Spannungen nur erfasst werden können, wenn diese Perspektive um Gesichtspunkte der Verflechtung, Überlagerung und Abhängigkeit erweitert wird (vgl. Klinger 2000, 40).

Klingers Ausführungen lassen sich meines Erachtens dahingehend zuspitzen, dass Interdependenzen und Abhängigkeiten wesentliche Bestimmungsgrößen für die Entwicklungen in den jeweiligen Bereichen darstellen. Sie sind, so lässt sich schlussfolgern, *konstitutiv* für die Möglichkeit von Entwicklung und Ausdifferenzierung in den jeweiligen Bereichen. Genau wie die Möglichkeit konkreter Organisation der ökonomischen Sphäre mit bestimmt wird durch die sie umgebenden anderen Lebensbereiche, werden diese anderen Lebensbereiche durch die ökonomische Sphäre mitgeformt. Damit sind die 'Wechselwirkungen' zwischen den Bereichen nicht lediglich oberflächlicher Natur, sondern von viel weitreichenderer Bedeutung: Die Wechselbeziehungen bilden notwendige Voraussetzungen für die je konkrete Gestalt eines jeden Arbeits- oder Lebensbereichs. Es werden bestimmte Entwicklungsoptionen eröffnet und andere verschlossen, so dass die unterschiedlichen Bereiche wechselseitig Entwicklungsvoraussetzungen und -grenzen füreinander bilden und sich so gegenseitig konstituieren. Ich bezeichne dies daher als komplexes *Ko-Konstitutionsverhältnis*. Das bedeutet nicht, dass es keine realen Ausdifferenzierungen gesellschaftlicher Teilbereiche gibt. Auch heißt es nicht, dass die gesellschaftlichen Teilbereiche alle 'gleichrangig' sind, in dem

Sinne, dass ihnen die gleiche gesellschaftliche Bedeutung zukommt. Aber ihre konkrete Gestalt und auch Relevanz erhalten Teilbereiche doch erst im Rahmen des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs.

Ich meine, dass sich diese Überlegungen für die Klärung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' fruchtbar machen lassen. Wie eingangs des Abschnitts bereits angesprochen, lautet meine These, dass es sich bei dem Verhältnis von 'Arbeit und Leben' um ein komplexes Ko-Konstitutionsverhältnis handelt, sich Erwerbsarbeit und andere Arbeits- und Lebensbereiche also wechselseitig konstituieren und dieses Ko-Konstitutionsverhältnis dabei durch vielfältige und spannungsreiche Verschränkungen, Hierarchien und Widersprüche geprägt ist.

Diese Zusammenhänge sollen im Rahmen der Arbeit näher ausgeleuchtet werden. Näherer Aufschluss über dieses Ko-Konstitutionsverhältnis, so meine Ausgangsüberlegung, lässt sich über den Weg einer Auseinandersetzung mit existierenden Ansätzen und Debatten der Arbeitsforschung gewinnen. Im Zentrum der Auseinandersetzung stehen dabei einflussreiche Debatten und Ansätze, die in der einen oder anderen Weise auf das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' gerichtet sind. Mein Vorgehen kann somit als ein kritisch-konstruktiver Rekonstruktions- und Lernprozess bezeichnet werden. Die Auswahl der Ansätze wird in Abschnitt 1.3 erläutert. Zuvor wird im nachfolgenden Abschnitt zunächst näher auf die Orientierungspunkte eingegangen, die meine Untersuchung leiten. Orientierungspunkte für meine Auseinandersetzung mit den ausgewählten Ansätzen bietet dabei die im Projekt *GendA* entwickelte Leitidee der *Soziabilität*.

1.2.2 Soziabilität – eine Leitidee

Das im Abschnitt 1.1 formulierte Anliegen einer 'doppelten Innovation' konkretisierte sich bei *GendA* in der im Projekt entwickelten Leitidee der *Soziabilität*. Das Fremdwörterbuch des Dudenverlags erläutert soziabel mit 'umgänglich' und Soziabilität wird als 'soziales, menschenfreundliches Verhalten' erklärt (vgl. Duden 2001, 932f.). In der Wissenschaft taucht der Begriff der Soziabilität in verschiedenen Zusammenhängen auf. In den Sozialwissenschaften ist er in einer dem Duden ähnlichen Bedeutung aufgegriffen worden. Francis Fukujama beispielsweise meint mit Soziabilität die Fähigkeit, ein Geflecht von unterschiedlichen Beziehungen zu knüpfen (vgl. Fukujama 1995). In den Erziehungswissenschaften wird Soziabilität in Bezug auf die soziale Entwicklung von Kindern als 'soziale Umgangsfähigkeit' bzw. 'Gesellschaftsfähigkeit' verstanden. Soziabilität lässt sich auf dieser Basis in einem weiteren Sinn als 'gesellschaftliche Anschlussfähigkeit' begreifen.

Bei *GendA* wurde der Begriff der Soziabilität in dieser Bedeutung nun auf den Gegenstand Arbeit bezogen. Den Ausgangspunkt bildete dabei ein Verständnis von Arbeit, das, ähnlich der Überlegungen von Klinger, von zwei unterschiedlichen Momenten ausgeht: einerseits von einem je spezifischen Eigensinn verschiedener Arbeitsformen ebenso wie von jeweils spezifischen und auch widersprüchlichen Handlungs- und Funktionslogiken und Konfliktdynamiken in unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbereichen sowie zugleich andererseits von Interdependenzen und Widersprüchlichkeiten zwischen den verschiedenen Formen, Inhalten und Segmenten (vgl. Kurz-Scherf 2005, 29f.; auch Janczyk 2005). Vor diesem Hintergrund meint Soziabilität von Arbeit die soziale Anschlussfähigkeit und Verträglichkeit der Organisation von Arbeit im gesellschaftlichen Gesamtkontext. Die Leitidee der Soziabilität setzt damit vom Grundsatz her an der 'Vereinbarkeitsfrage' an, beschränkt diese aber nicht auf den Horizont der 'Vereinbarkeit von Familie und Beruf' oder auf die Frage zeitlicher Ressourcen, sondern fasst sie in einem veränderten, umfassenderen Sinn: Die Vereinbarkeitsproblematik gewinnt hier die Bedeutung einer allgemeinen Grundproblematik der Organisation, Gestaltung und Bewertung von Arbeit. Es wird gerade auch die Frage der qualitativen Gestaltung spezifischer Möglichkeiten, Anforderungen und Belastungen in unterschiedlichen Lebensbereichen sowie der Qualität der Arbeits- und Lebensbedingungen aufgeworfen.

Dabei lag bei *GendA* der Fokus auf Erwerbsarbeit und somit auf der Frage der Soziabilität von Erwerbsarbeit mit anderen Arbeits- und Lebensbereichen, Bedürfnissen und Erfordernissen. Das Anliegen zielte darauf, unter dem Begriff der Soziabilität eine Leitidee zu entwickeln, die einerseits Differenzen zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Arbeits- und Lebensbereichen nicht negiert und es so ermöglicht, Erwerbsarbeit in ihrer Spezifik in den Blick zu nehmen. Andererseits sollten neben der Spezifik aber gerade auch die wechselseitigen Verschränkungen und damit auch mögliche Widersprüche oder Unvereinbarkeiten mit anderen Arbeits- und Lebensbereichen erfassbar und beurteilbar sein. In einer ersten Annäherung sind bei *GendA* drei Dimensionen der Soziabilität unterschieden worden: die *interne*, die *externe* und die *gesellschaftlich-politische* Dimension.

Die *interne Dimension* von Soziabilität fokussiert auf die Frage der Vereinbarkeit unterschiedlicher Anforderungen und Interessenlagen *in* einem Arbeitsbereich (sei es nun Erwerbsarbeit, Hausarbeit etc.). Bezogen auf Erwerbsarbeit fallen in den Bereich der internen Dimension damit auch Interessenskonflikte zwischen verschiedenen Beschäftigtengruppen, zwischen Frauen und Männern, aber auch zwischen den Beschäftigten und der 'Unternehmensführung'. Es geht um Aushandlungsprozesse der Gestaltung von Arbeitsabläufen, von Entlohnung und Arbeitszeit, von Leistungsanforderungen und -angeboten innerhalb eines Koordinatensystems von unterschiedlichen, zum Teil konfligierenden Kriterien. Allgemein gesprochen stellen sich hier Fragen nach der Vereinbarkeit 'menschenwürdiger' Arbeitsorganisation und -qualität mit marktorientierten und technischen Anforderungen des Arbeitsprozesses oder mit 'Kundenanforderungen'. Konflikte können etwa zwischen Aspekten der betriebswirtschaftlichen Rationalität, dem Kriterium der Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen oder auch dem Anspruch auf 'Selbstverwirklichung' im Erwerbsleben auftreten. Gerade in Hinblick auf den Dienstleistungsbereich sind in der internen Dimension dabei auch (partiell) widersprüchliche und konfligierende Anforderungen und Erwartungen an die Gestaltung von Erwerbsarbeit (bzgl. Inhalt, Zeit, Bedingungen) zu berücksichtigen, die sich entlang von Konfliktlinien zwischen 'Unternehmensangehörigen' (Leitung und Beschäftigten) und ihren Kundinnen, Klienten oder Patientinnen und Patienten ergeben (können) (vgl. Correll/Janczyk/Lieb 2004, 269; Kurz-Scherf 2007, 279).

Die *externe* Dimension richtet demgegenüber den Blick auf den Zusammenhang und die Frage der Vereinbarkeit unterschiedlicher Arbeits- und Lebensbereiche. Bezogen auf Erwerbsarbeit geht es um die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit mit dem 'übrigen Leben'. Die klassische Frage der Vereinbarkeit von 'Beruf und Familie' ist hier angesiedelt – im Sinne einer Frage nach der Kompatibilität der Strukturen und Belange der Erwerbsarbeit und der mit dieser verbundenen Interessen und Bedürfnissen auf der einen Seite und Anforderungen, Logiken und Bedürfnissen des familialen Bereichs andererseits. Darüber hinaus geht es aber auch um die Kompatibilität der Erwerbsarbeit mit anderen Komponenten des individuellen und gesellschaftlichen Lebenszusammenhangs, wie z.B. Freundschaften, Hobbys oder politischen, sozialen oder kulturellen Aktivitäten. Dem Aspekt der Zeit wird in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle zugemessen. Es geht aber auch um Fragen von körperlicher, psychischer, sozialer und emotionaler Belastung und Inkompatibilitäten. In der externen Dimension ist insbesondere von Interesse erstens, ob und inwiefern ein Bereich andere durchdringt bzw. wesentlich bestimmt und zweitens, ob und inwiefern sich in den Zusammenhängen Interessenkonflikte und Ungleichheiten, insbesondere Geschlechterungleichheiten, aufbauen (vgl. Correll/Janczyk/Lieb 2004, 268f.; Janczyk 2005, 116f.; Kurz-Scherf 2007, 279f.).

Damit ist bereits die *gesellschaftlich-politische* als dritte Dimension der Soziabilität von Arbeit berührt. Diese soll einer gesellschaftspolitischen Einbettung der Organisation von Arbeit Rechnung tragen. Entsprechend werden hier „übergreifende Fragen der Vereinbarkeit der Organisationsprinzipien [...] von Erwerbsarbeit

mit Funktions- und Entwicklungsbedingungen von Demokratie im Allgemeinen und von Geschlechterdemokratie im Besonderen, mit grundlegenden Kriterien von sozialer Gerechtigkeit im Allgemeinen und von Geschlechtergerechtigkeit im Besonderen" (Kurz-Scherf 2007, 280) verortet.

Die Leitidee der Soziabilität konnte während der Laufzeit des Projekts nur in Ansätzen entwickelt werden. Es handelt sich somit weniger um ein ausgearbeitetes, sondern viel eher um ein heuristisches Konzept. Als solches hat es im Projekt *GendA* eine beachtliche inspirative Wirkung entfaltet. Die Leitidee der Soziabilität fungierte als gemeinsamer Bezugspunkt der einzelnen Arbeitsbereiche des Projektes, und sie hat in diesen entsprechend der verschiedenen Schwerpunktsetzungen eine je spezifische Akzentuierung erfahren (vgl. Kurz-Scherf/Correll/Janczyk 2005). Auch für die vorliegende Arbeit bieten die bei *GendA* angestellten Überlegungen und die Leitidee der Soziabilität Orientierungspunkte. Darin sind vor allem drei Aspekte angelegt, die sich als Orientierungspunkte für die Auseinandersetzung mit existierenden Forschungssträngen und Debatten der Arbeitsforschung bieten:

1. Der erste Orientierungspunkt bezieht sich auf den Gegenstandsbereich und kann unter dem Stichwort *Zusammenhänge im Fokus* zusammengefasst werden. Dieser Orientierungspunkt deckt sich mit meinen Ausführungen zur Ko-Konstitution. Er akzentuiert dabei den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Formen, Inhalten und Segmenten von Arbeit und unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbereichen. Noch einmal pointiert formuliert lautet das dieser Orientierung zugrunde liegende Argument: Der Teufel steckt nicht im Detail, sondern im Zusammenhang. Will man zentrale Entwicklungen, Probleme und Widersprüche moderner Arbeitswelten ins Visier nehmen und vor allem auch die darin eingeschriebene Geschlechterhierarchie entschlüsseln, so gilt es, fragmentierte Perspektiven auf Erwerbsarbeit zu überwinden und den Blick auf den Zusammenhang von Erwerbsarbeit und dem 'Rest des Lebens' zu richten (vgl. auch Kurz-Scherf/Correll/Janczyk 2005, 8f.).
2. Der zweite Orientierungspunkt ist damit bereits angesprochen: der formulierte Bedarf nach einer *systematischen Integration der Geschlechterperspektive* in die Forschungsperspektiven und -ansätze der Arbeitsforschung. Dieser Punkt schließt an die Grundüberlegungen bei *GendA* an und findet sich in den Soziabilitäts-Überlegungen wieder. Er begründet sich, wie dargelegt, zum einen aus der formulierten normativen Ausrichtung hin auf eine Überwindung von Geschlechterhierarchien sowie zum anderen aus der Annahme, dass eine solche systematische Integration über die 'Frauenfrage' hinaus die analytische Kraft der Arbeitsforschung insgesamt stärkt.

3. Den dritten Orientierungspunkt bietet der in der Leitidee der Soziabilität angelegte Versuch, den Gegenstand Arbeit, respektive Erwerbsarbeit, in seiner politischen Ausprägung zu fassen und dabei gerade auch *'Arbeit und Leben' als Feld politischer und sozialer Auseinandersetzung* zu begreifen. Dies wird an den Ausführungen zu den drei Dimensionen deutlich: Zum einen, indem in der internen und externen Dimension gerade auch die Frage nach Interessen und Kräfteverhältnissen adressiert wird. Zum anderen wird zudem über die gesellschaftlich-politische Dimension von Soziabilität auf eine Einbettung in die politische Struktur der Gesellschaft gezielt. Das zugrunde liegende Argument lautet dabei, dass die konkrete Gestalt und gesellschaftliche Bedeutung von Arbeit und ebenso das Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen auch Gegenstand und Ergebnis politischer Prozesse sind. Dabei sind wiederum verschiedene Ebenen, Akteure, unterschiedliche und sich verändernde Interessen und Machtkonstellationen im Spiel bzw. treffen aufeinander. Eine politische Perspektive ermöglicht es, die Gestaltung von Arbeit und von 'Arbeit und Leben' auch als Resultat von sozialen Interaktionen, Aushandlungen und Kompromissen zu entschlüsseln, in denen unterschiedliche Interessen und Vorstellungen zum Tragen kommen (vgl. auch Scheele 2008).

Die in diesem Abschnitt dargestellten Überlegungen und Orientierungspunkte leiten meine Auseinandersetzung mit und Revision von existierenden Forschungssträngen und Debatten der Arbeitsforschung. Methodisch gehe ich so vor, dass ich die ausgewählten Ansätze und Debatten jeweils in ihren zentralen Punkten und Argumenten rekonstruiere und diskutiere. Die hier dargestellten Überlegungen und Orientierungspunkte führen mich dabei zu folgenden leitenden Fragen: Wie wird der Gegenstand Arbeit gefasst? Wie wird das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' in den Ansätzen in den Blick genommen? Welche Hinweise über die Zusammenhänge der Bereiche finden sich? Findet das Geschlechterverhältnis Eingang in die Betrachtung? Wird der Zusammenhang von 'Arbeit und Leben' auch als ein politisches Feld betrachtet? Wo liegen Stärken und wo Schwächen der Ansätze? Welche Konsequenzen und Schlussfolgerungen lassen sich ziehen?

1.3 Aufbau der Arbeit

Die Arbeit gliedert sich in drei große Teile. In *Teil A* richte ich den Blick zunächst auf die Geschichte der Arbeitsforschung. Den Anlass hierfür bildet der in vielen – und auch einigen im vorangegangen Abschnitt 1.1 zitierten – Beiträgen enthal-

tene Tenor, die 'alten' Konzepte und Zuschnitte des Forschungsgegenstands seien heute *nicht mehr* tragfähig. Dies impliziert zugleich, dass diese einst tragfähig gewesen sind. Vor diesem Hintergrund erfolgt in *Kapitel 2* eine Auseinandersetzung mit dem die Arbeitsforschung lange Zeit dominierenden Verständnis und Zuschnitt ihres Gegenstandes Arbeit. Dabei werde ich mich bei der Betrachtung auf den Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie beschränken. Eine solche Beschränkung scheint mir aufgrund der Relevanz und Ausstrahlungskraft der Arbeits- und Industriesoziologie innerhalb der sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung gerechtfertigt. Die Arbeits- und Industriesoziologie ist nach wie vor eine der bedeutenden Disziplinen, die sich mit dem Gegenstand Arbeit befasst. Ihre Erkenntnisse und Debatten haben immer wieder deutlich über die eigene Disziplin hinaus gewirkt und die Arbeitsforschung maßgeblich beeinflusst. Sie tun dies auch noch heute.

Ich werde argumentieren, dass die in der Disziplin lange Zeit vorherrschende Fixierung auf industrielle Erwerbsarbeit schon immer problematisch war. Im Zentrum meiner Argumentation steht dabei, dass bestimmte den Mainstream der Disziplin prägende Deutungsmuster und Faktoren dazu führen, dass weitgehend unreflektiert von einer spezifischen Vorstellung über das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' ausgegangenen wird. In der Folge bleibt der Blick auf die Komplexität des Gegenstandes Arbeit sowie die komplexe gesellschaftliche Eingebundenheit von Arbeit, aber auch industrieller Erwerbsarbeit, versperrt und Entwicklungen im Feld der Arbeit wie auch gesellschaftliche Entwicklungen und Problemlagen werden in der Konsequenz letztlich nicht hinreichend erfasst und auch falsch eingeschätzt.

Im anschließenden *Kapitel 3* werden dann ausgewählte aktuelle arbeits- und industriesoziologische Deutungsmuster und Stellungnahmen einer genaueren Betrachtung unterzogen. Ich werde zeigen, dass in den Stellungnahmen einige langjährige Problemlagen und Engführungen der Disziplin benannt und reflektiert werden. Sie bleiben im Kern aber ungebrochen auf Erwerbsarbeit fixiert und operieren nach wie vor auf der Basis einer problematischen Vorstellung des Zusammenhangs von 'Arbeit und Leben'.

Meine Argumentation in Teil A tritt damit zum einen Positionen entgegen, die darauf hinauslaufen, dass die 'alten' Konzepte erst im Zuge des aktuellen Wandels untauglich werden. Vielmehr haben diese schon immer Defizite aufgewiesen, die im Kontext des jetzigen Transformationsprozesses allerdings deutlicher hervortreten. Aus dieser Perspektive erweisen sich die Herausforderungen und Schwierigkeiten, mit denen die Arbeitsforschung sich konfrontiert sieht, nicht nur, aber auch als hausgemacht. Zum anderen verdeutlichen die Ausführungen in

Teil A meinen formulierten Bedarf nach Perspektiven, die eine Erweiterung des Gegenstandsbereiches der Arbeitsforschung über Erwerbsarbeit hinaus verfolgen und das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' in den Blick nehmen. Damit bereitet Teil A auch den Boden für Teil B der Untersuchung. In *Kapitel 4* werden zentrale Erkenntnisse des Teils A in einer Zwischenbetrachtung resümiert.

In *Teil B* werden ausgewählte einflussreiche Ansätze und Debatten aus dem Feld der Arbeitsforschung untersucht, die in der einen oder anderen Weise auf das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' gerichtet sind.

Konkret werden in *Kapitel 5* Ansätze der feministischen Frauenarbeitsforschung betrachtet. Die feministische Forschung fordert seit über zwanzig Jahren einen 'erweiterten Arbeitsbegriff' sowie auf 'Arbeit und Leben' gerichtete Perspektiven. Schon damals identifizierte sie die Vermittlung von Erwerbsarbeit und Hausarbeit als einen der Grundkonflikte weiblicher Lebensrealität und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als ein Grundmoment von Geschlechterhierarchien. Seither ist das Verhältnis von 'Beruf und Familie' in unzähligen Studien ausgeleuchtet worden. Zu den prominentesten und einflussreichsten Ansätzen zählen der Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' und der 'doppelten Vergesellschaftung'. Diese beiden Ansätze werden in Kapitel 5 untersucht.

Gegenstand von *Kapitel 6* bildet der Ansatz der 'Alltäglichen Lebensführung'. Dieser ist in seinen Grundzügen in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren entwickelt worden und hat seither Weiterentwicklungen erfahren. Er ist hier betrachtenswert, weil er explizit darauf zielt, „den für die soziologische Arbeitsforschung typischen engen Fokus auf die Erwerbssphäre auf[zubrechen, SJ]" und „den Zusammenhang zwischen 'Arbeit und Leben' insgesamt theoretisch und empirisch zum Thema" zu machen (Voß/Weihrich 2001b, 10). Zudem sind bis heute eine Reihe von Forschungen entstanden, die sich an dieses Konzept anlehnen bzw. sich von diesem haben anregen lassen.

Die Debatten um eine Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit (und Leben) stellen aktuell zentrale Diskussionen der sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung dar. Das Themen- und Debattenfeld ist dabei sehr facettenreich. Ein näherer Blick in die Literatur zeigt schnell, dass in der Entgrenzungs- und Subjektivierungsdebatte eine Perspektive vorherrscht, die neben Erwerbsarbeit auch den 'Rest des Lebens' mit einbezieht. So spielt in Hinblick auf Entgrenzung die These der 'Verflüssigung' einstmaliger Grenzen zwischen 'Arbeit und Leben' eine zentrale Rolle. Im Rahmen der Subjektivierungsdebatte stellt wiederum die Einbeziehung 'außerbetrieblicher' bzw. außerbetrieblich erworbener Fähigkeiten und Kompetenzen in den Erwerbsprozess einen bedeutenden Aspekt dar. Vor diesem Hintergrund verspricht eine nähere Betrachtung der aktuellen Debatten

um Entgrenzung und Subjektivierung für das hier verfolgte Anliegen aufschlussreich zu sein. Dies erfolgt in *Kapitel 7*.

In Kapitel 8 wird schließlich der Blick auf die sogenannte Vereinbarkeitsdebatte gerichtet. Bereits die Formulierung 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' bzw. 'Balance von Arbeit und Leben' zeigt an, dass der Blick in dieser Debatte auf Erwerbsarbeit und andere Lebensbereiche gerichtet wird und diese – unter der Perspektive der Vereinbarkeit – auf ihr Verhältnis zueinander untersucht werden. Daher ist eine nähere Auseinandersetzung mit der Debatte hier von besonderem Interesse. Das Vereinbarkeitsthema wird in der Wissenschaft in verschiedenen Disziplinen und über Disziplingrenzen hinweg bearbeitet. Damit wird in diesem Kapitel der Blick auch über die Arbeitsforschung hinaus gerichtet.

Den Abschluss dieser Arbeit bildet der *Teil C*. Dort werden in *Kapitel 9* unter der Überschrift *Spannungsreiche Ko-Konstitution* zentrale Einsichten zusammengefasst. Ferner werden offene Fragen der vorliegenden Untersuchung reflektiert und Perspektiven für eine wissenschaftliche Weiterarbeit formuliert. Dabei werden auch Hinweise für eine Weiterentwicklung der Leitidee der Soziabilität geliefert. Somit bildet die Leitidee der Soziabilität letztlich einerseits einen Ausgangs- und Orientierungspunkt meiner Untersuchung, andererseits bietet meine Untersuchung aber ihrerseits auch Anhaltspunkte für deren weitere Ausformulierung.

Teil A

2 Verengte Perspektiven – Verstellte Optionen: Arbeits- und Industriesoziologie von der Nachkriegszeit bis in die 1980er Jahre

Die Arbeits- und Industriesoziologie[1] kann im deutschsprachigen Raum auf eine lange Geschichte zurückblicken. In der Literatur herrscht weitgehende Einigkeit darüber vor, dass sie sich als soziologische Teildisziplin gegen Ende des 19. bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts herauszubilden begann. Als Beginn systematischer arbeits- und industriesoziologischer Untersuchungen in Deutschland gelten gemeinhin die Industrieuntersuchungen des *Vereins für Socialpolitik* zwischen 1890 und 1915, vor allem die wesentlich von Max Weber beeinflusste und vom Verein durchgeführte Enquête *Zur Anpassung und Auslese (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft in der geschlossenen Großindustrie um 1910.*[2] Nach den Weltkriegen war die Arbeits- und Industriesoziologie eine der ersten Sektionen, die in den 1950er Jahren innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) gegründet wurde (vgl. u.a. Dahrendorf 1956; Lutz/Schmidt 1977). Seither ist die Entwicklungsgeschichte keinesfalls als gradliniger Prozess verlaufen. Sie ist vielmehr verschlungen und heterogen, von Kontinuitäten, gleichzeitig aber auch von Brüchen geprägt.

Im Folgenden geht es mir nicht um ein umfassendes und chronologisches Nachzeichnen der Disziplingeschichte.[3] Entsprechend des Anliegens der vorliegenden Untersuchung konzentrieren sich die Ausführungen auf die Frage, was als Gegenstand der Arbeits- und Industriesoziologie begriffen wird und welche ausgesprochenen und unausgesprochenen Voraussetzungen und Annahmen dem zugrunde liegen. Im Zentrum der Literaturanalyse steht dabei die Frage, welche Vorstellung von 'Arbeit und Leben' dem arbeits- und industriesoziologischen Gegenstandsverständnis und -zuschnitt zugrunde liegt.

Da eine Analyse der gesamten arbeits- und industriesoziologischen Literatur des hier betrachteten Zeitraums im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht möglich ist, beschränke ich mich hier auf einschlägige Überblicks- und Einführungswerke sowie 'empirische Klassiker' der Disziplin. Die Fokussierung auf diese Texte lässt sich in zweifacher Weise rechtfertigen: Erstens können Einführungs- und Überblickswerke als „offizielle Verlautbarungen" (Jürgens 2006, 23) bezüglich des Gegenstands- und Forschungszuschnitts sowie auch des Selbstverständnisses einer Disziplin verstanden werden. Zweitens kann davon ausgegangen werden, dass Einführungs- und Überblickswerke sowie 'Klassiker' zwar nicht die Gesamtheit der Forschungsaktivitäten abbilden, dass sie aber doch die dominanten Linien und Tendenzen – also den Mainstream – einer Disziplin widerspiegeln. Um eben diesen arbeits- und industriesoziologischen Mainstream geht es in diesem Kapitel.

In Abschnitt 2.1 wird zunächst herausgearbeitet, was als Gegenstand der Arbeits- und Industriesoziologie im hier betrachteten Zeitraum begriffen wird und welches Verständnis von 'Arbeit und Leben' diesem Zuschnitt zugrunde liegt. Die Frage nach den expliziten und impliziten Annahmen und Voraussetzungen, auf denen dieses Gegenstandsverständnis beruht, werde ich in Abschnitt 2.2 bearbeiten. In Abschnitt 2.3 werden dann Schwierigkeiten beleuchtet, die mit dem Gegenstandsverständnis und -zuschnitt zusammenhängen.

1 In der deutschsprachigen Literatur gibt es über die Disziplinbezeichnung keine Einigkeit. Die Bezeichnungen variieren erheblich, mal ist von „Industriesoziologie" (u.a. Beckenbach 1991; Lutz/Schmidt 1977), mal von „Industrie- und Betriebssoziologie" (Dahrendorf 1956), „Arbeitssoziologie" (Mikl-Horke 1994) oder von „Arbeits- und Industriesoziologie" (Minssen 2006a) die Rede. In den unterschiedlichen Begriffsverwendungen spiegeln sich dabei nicht zuletzt unterschiedliche Disziplin- und Gegenstandsverständnisse wider, auf die ich im Verlauf des Kapitels noch eingehen werde. Ablesen lassen sich die Kontroversen um die 'richtige' Bezeichnung der Disziplin u.a. auch anhand des Namenswandels der entsprechenden Sektion innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS). Noch in den 1980er Jahren trug die Sektion den Namen 'Industrie- und Betriebssoziologie', heute lautet dieser 'Arbeits- und Industriesoziologie'. Die Betriebssoziologie floss in der Folge von Auseinandersetzungen innerhalb der DGS-Sektion in Teilen in die DGS-Arbeitsgruppe 'Organisationssoziologie' ein. Ich verwende im Folgenden den Ausdruck *Arbeits- und Industriesoziologie*, da dies die aktuelle, offizielle Bezeichnung der Sektion innerhalb der DGS ist. Ich fasse hierunter aber auch die ältere Betriebssoziologie.

2 Zur Geschichte und inhaltlichen Ausrichtung des Vereins und der Vereinsenquêten vgl. u.a. Boese 1939; Gorges 1980; Hinrichs 1981; Weber 1988 [1908].

3 Aufschluss über die Entwicklungsgeschichte der Disziplin liefern u.a. Beckenbach 1991; Dahrendorf 1956; Deutschmann 2002; Lutz/Schmidt 1977; Mikl-Horke 2007; Schelsky 1954; Schmidt 1980.

2.1 Industrielle Produktionsarbeit, Dichotomie, Dominanz: Zum Gegenstandsverständnis der Arbeits- und Industriesoziologie

Betrachtet man Einführungs- und Überblickswerke der Arbeits- und Industriesoziologie unter der Fragestellung, wie in diesen der Gegenstand der Disziplin gefasst wird, zeigt sich, dass durchaus unterschiedliche Zugänge und Bestimmungen existieren. Zugleich sprechen die Werke in bestimmter Hinsicht aber auch eine eindeutige Sprache: Im Fokus der Disziplin steht bis in die 1980er Jahre hinein der *industrielle Produktionsbereich* bzw. die industrielle *Produktionsarbeit*.

Vor allem in den 1950er Jahren wird der industrielle Betrieb als zentraler Untersuchungsgegenstand bestimmt und mit Blick auf die Disziplin daher in der Regel von Industrie- und Betriebssoziologie gesprochen. Als Hauptaugenmerk und Betätigungsfeld der betriebssoziologischen Forschung werden Fragen und Probleme innerhalb des sozialen Gebildes Betrieb ausgemacht. Gleichzeitig wird aber auch die gesellschaftliche Eingebundenheit des Betriebes gesehen und die Notwendigkeit formuliert, dieser in der Forschung Raum einzuräumen. Zu den prominenten Beispielen in dieser Richtung zählen insbesondere die von Helmut Schelsky vorgelegten Texte *Aufgaben und Grenzen der Betriebssoziologie* (1954) und *Industrie- und Betriebssoziologie* (1955), aber auch Ralf Dahrendorfs Abhandlung *Industrie- und Betriebssoziologie* (1956).[4] Dahrendorf führt in seiner Abhandlung aus, dass „die Industrie- und Betriebssoziologie es mit dem Ausschnitt des sozialen Handelns zu tun [hat, SJ], der durch die industrielle Güterproduktion geprägt ist" (Dahrendorf 1956, 5). „Sie ist die spezielle Soziologie noch zu bestimmender Probleme innerhalb der mechanisierten Güterproduktion in Bergwerken, Hütten und Fabriken, wie sich diese seit der industriellen Revolution im späten 18. Jahrhundert in vielen Ländern der Welt entwickelt haben" (Dahrendorf 1956, 7). Als zentrale Problemfelder identifiziert Dahrendorf drei Themenkreise, in die sich die Fragestellungen und Einzelthemen der Disziplin einteilen lassen. Den ersten Themenkreis bildet „das Sozialgefüge des Industriebetriebs". In diesem siedelt er Fragen der Gruppenbildung, der sozialen Organisation des Industriebetriebes oder auch Fragen nach den Beziehungen der Betriebsangehörigen aufgrund ihrer Aufgaben und Positionen an. Der zweite Themenkreis umfasst demgegenüber „Soziologische Probleme des industriellen Lebens". Für diesen Themenkreis sind nach Dahrendorf vor allem zwei Fragen zentral: erstens die Untersuchung der Ursachen und Formen des industriellen Konflikts und der Möglichkeiten seiner Schlichtung sowie zweitens Fragen des Verhältnisses von Arbeiter und Maschine, Mensch und Technik. Der dritte Themenkreis betrifft den Bereich „Industrie und Gesellschaft". Hier verortet Dahrendorf schließlich die Aufgabe, Formen und Gesetzmäßigkeiten der Verflechtung zwischen Industrie und Gesellschaft aufzudecken (vgl. Dahrendorf 1956, 57-109).

Insgesamt wird von Dahrendorf somit der Bereich der betrieblichen industriellen Produktion als zentrales Untersuchungsfeld der Disziplin ausgemacht. Mit dem Thema 'Industrie und Gesellschaft' geht die Perspektive allerdings auch über den Industriebetrieb hinaus. Im Rahmen seiner Ausführungen zu diesem dritten Themenkreis macht Dahrendorf überdies deutlich, dass der Industrie und dem Industriebetrieb eine zentrale gesellschaftliche Bedeutung zukommt und entsprechend die Arbeits- und Industriesoziologie im Mittelpunkt der Soziologie steht:

> „In der industriellen Gesellschaft sind Industrie und Industriebetrieb nicht nur eine neben anderen Institutionen. Wirtschaftlich, sozial und kulturell bilden sie den strukturellen Brennpunkt dieser Gesellschaft. Prestige-Schichtung und Klassenstruktur, Verhaltensmuster und Einstellungen, das gesamte System von Wertintentionen und Wertrangordnungen industrieller Gesellschaften sind in hohem Maße von der Industrie, vom einzelnen Industriebetrieb her geprägt. [...] Wie die

4 Vor allem Schelsky, aber auch Dahrendorf knüpfen in ihren Ausführungen insbesondere an Überlegungen von Götz Briefs, Adolph Geck, Willy Hellpach und Eugen Rosenstock aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg an. Briefs u.a. gelten gemeinhin als Begründer betriebssoziologischer Forschung. Zeitlich markiert wird die Herausbildung dieser Position in der Regel mit der Gründung des *Instituts für Betriebssoziologie und soziale Betriebslehre* an der Technischen Universität Berlin im Jahre 1928, das vor allem durch Briefs und Geck repräsentiert wird. Seitens der Forscher wird der Betrieb als eigenständiges Gebilde 'entdeckt' und die Perspektive auf die soziale Binnendynamik des Betriebes gerichtet. Götz Briefs kommt in seinem einführenden Text *Betriebssoziologie* (1959 [1931]) dabei zu folgender Definition des Betriebes: „der Betrieb ist gleichzeitig Flamm- und Schnittpunkt solcher sozialen Beziehungen, sozialen Gebilde und Prozesse, die bei der Kooperation von Menschen an der technischen Apparatur, dem organisierten Werksvorgang und unter der raum-zeitlichen Einheit des Betriebes entstehen" (Briefs 1959, 34). Helmut Schelsky führt aus, dass das Interesse am Betrieb in der Gründergeneration sozialreformerisch motiviert ist. Den Vertretern scheinen zur damaligen Zeit die Fronten und damit auch die Möglichkeiten für eine alle Teile befriedende 'Lösung der sozialen Frage' auf der Ebene der Wirtschafts-, Sozial- und Staatsordnung als erstarrt und dies ist Auslöser für eine Umorientierung. Briefs u.a. versuchen die Sache quasi von unten her anzugehen. Sie verfolgen die Idee, über den Betrieb reformierend auf die Gesamtgesellschaft einzuwirken (vgl. Schelsky 1954, 8f.). Die Veröffentlichungen des *Instituts für Betriebssoziologie* beschränken sich allerdings auf programmatische und einführende Texte. Eine empirische Umsetzung bleibt aus. Für einen kurzen Überblick über die Arbeit des Instituts für Betriebssoziologie vgl. auch Lutz/Schmidt 1977, 122-126.

> Berufsrolle im Zentrum des sozialen Lebens des Einzelnen steht, so steht die Industrie heute im Zentrum der Gesellschaft und die Industrie- und Betriebssoziologie im Zentrum der Soziologie“ (Dahrendorf 1956, 109f.)

Die hier am Beispiel von Dahrendorf formulierte Ansicht einer zentralen gesellschaftlichen Bedeutung von Industrie und industrieller Arbeit einerseits sowie die damit verbundene Annahme einer zentralen disziplinären Stellung der Arbeits- und Industriesoziologie andererseits schlägt in der Disziplin in den 1960er Jahren in einer spezifischen Art und Weise durch. Der Großteil der Arbeits- und Industriesoziologie reklamiert ab den 1960er Jahren offensiv mehr zu sein als eine Teildisziplin. Arbeits- und industriesoziologische Forschungen, so das dominierende Selbstverständnis, liefern zum einen Einsichten hinsichtlich der industriellen Arbeit und Entwicklung, zugleich werden sie zum anderen aber auch als Beitrag zur Gesellschaftstheorie gesehen (vgl. u.a. Aulenbacher 2005a, 206-211; Deutschmann 2002, 20-26; Jürgens 2006; 24f.; Minssen 2006b). Beckenbach spricht von einem „Doppelcharakter“ der Disziplin als soziologische Teildisziplin und als Beitrag zu einer „historisch-gesellschaftlichen Gesamtanalyse“ (Beckenbach 1991, 3). Lutz und Schmidt beschreiben die Arbeits- und Industriesoziologie als eine „besondere Soziologie“, die zugleich der Tendenz unterliegt, „sich selbst in einer sozusagen ‘allgemeinen’ Soziologie der modernern – und das heißt eben zentral durch die Industrialisierung geprägten – Gesellschaft aufzuheben“ (Lutz/Schmidt 1977, 101, ähnlich auch Braczyk/von dem Knesebeck/Schmidt 1982, 17).

Spätestens ab Ende der 1960er Jahre dominiert dabei zudem ein kritischer Anspruch. ‘Industrialisierung’ und ‘Arbeitsgesellschaft’ sollen nicht nur analysiert werden, sondern es sollen auch Impulse für eine Veränderung und Verbesserung der Situation der Beschäftigten sowie der gesellschaftlichen Entwicklung aufgezeigt werden. Die Spannbreite konkreter Positionen und normativer Bezugspunkte ist dabei groß. Es zeigt sich aber eine weitverbreitete, vom Grundsatz her herrschaftskritische, sozialemanzipatorische Orientierung im Mainstream der arbeits- und industriesoziologischen Forschung. Niels Beckenbach spricht von einer „latenten Orientierung an der Interessenlage der abhängig Beschäftigten in den Forschungen nach 1968“ (Beckenbach 1991, 134).[5] Horst Kern formuliert, dass die arbeits- und industriesoziologischen Untersuchungen trotz aller

5 Beckenbach führt aus, dass es auch Ansätze gibt, die sich nicht durch eine lediglich latente Grundorientierung, sondern eine explizite Bezugnahme auf Arbeitnehmerinteressen auszeichnen. Hierzu zählt er vor allem den autonomieorientierten Ansatz von Werner und Else Fricke sowie den Ansatz der gestaltungs- und betroffenenorientierten Sozialforschung von Jörn Janssen, Wieland Jäger u.a. (vgl. Beckenbach 1991, 133-137).

Unterschiede mehrheitlich an die Theorietradition „kritischer Gesellschaftswissenschaften“ anknüpfen. Es werden

> „gesellschaftliche Mißstände und Fehlentwicklungen (die Inhumanität industrieller Arbeit, die Unterprivilegierung der Arbeiter in allen zentralen Lebensbereichen, die Herrschaftsstrukturen im Betrieb und in der Gesellschaft überhaupt usw.) problematisiert und Möglichkeiten gesellschaftlicher Veränderung (subjektive Voraussetzung, Formen kollektiven Handelns, Organisationsprobleme der Arbeiterbewegung) erörtert.“ (Kern 1979, 234)

Das Selbstverständnis einer kritischen, „soziologischen Königsdisziplin“ (Minssen 2006b, 261) resultiert aus der schon bei Dahrendorf angesprochenen Überzeugung, mit dem industriellen Produktionsbereich den zentralen, die Gesellschaft prägenden Bereich zum Gegenstand zu haben.[6] Ab den 1960er Jahren mündet dies in der Disziplin in die Vorstellung und den Anspruch, anhand der Analyse von industrieller Produktion und Erwerbsarbeit eben nicht nur Aussagen über diesen Bereich, sondern sowohl über den Prozess der Industrialisierung insgesamt als auch die gesamtgesellschaftliche Entwicklung machen und Gesellschaftskritik üben zu können (vgl. u.a. Aulenbacher 2005a, 206-211; Hirsch-Kreinsen 2003; Minssen 2006b, 259-263). Dies spiegelt sich in der ab Ende der 1960er Jahre erschienen Einführungs- und Überblicksliteratur sowie den ‘empirischen Klassikern’ der damaligen Zeit in verschiedener Hinsicht wider.

Ein Großteil der Einführungs- und Überblickswerke der Zeit bestimmt die ‘Industrialisierung’ bzw. die ‘Industriegesellschaft’ als Interessengebiet der Arbeits- und Industriesoziologie. Das Analysefeld der Disziplin wird damit erheblich breiter gefasst als etwa bei Dahrendorf. Ein Beispiel in dieser Richtung stellt der Handbuchartikel von Burkart Lutz und Gert Schmidt *Industriesoziologie* (1977) dar. Lutz und Schmidt sprechen vom „Prozess der Industrialisierung“ als Gegenstandsfeld der Disziplin (Lutz/Schmidt 1977, 104).[7] Aber auch in deutlich jüngeren Publikationen scheint die beschriebene Vorstellung weiterhin durch – sie ist im Unterschied zu früher allerdings nicht mehr so dominant. Ein sol-

6 Auf die Ursachen bzw. Faktoren, die zu dieser Ansicht führen, gehe ich im nachfolgenden Abschnitt 2.2. näher ein.

7 Weitere Beispiele in dieser Richtung stellen der Artikel von Hans-Joachim Braczyk, Jost von dem Knesebeck und Gert Schmidt *Nach einer Renaissance. Zur gegenwärtigen Situation von Industriesoziologie in der Bundesrepublik Deutschland* (1982) oder auch Sebastian Herkommers und Heinz Bierbaums Publikation *Industriesoziologie. Bestandsaufnahme, Kritik, Weiterentwicklung* (1979) dar.

ches jüngeres Beispiel ist Niels Beckenbachs Überblickswerk *Industriesoziologie* (1991). Darin heißt es: Der „Prozeß der Herausbildung der modernen Industriegesellschaft bzw. des Industriekapitalismus ist der Erkenntnisgegenstand und das Forschungsobjekt der Industriesoziologie“ (Beckenbach 1991, 3). Die damit abgesteckte Weite des Feldes wird in Beckenbachs Folgesatz deutlich:

> „Die gesellschaftliche Bestimmtheit der menschlichen Arbeit, z.B. in den jeweiligen Formen der technischen Entwicklung der Arbeitsteilung, in den sozialen Mustern der Über- und Unterordnung und der Kooperation und die dadurch bestimmten ökonomischen Interessen sowie das gesellschaftliche Verständnis der verschiedenen Erwerbsgruppen (je nach ökonomischer Lage, nach der Stellung im Arbeitsprozeß oder in der betrieblichen Hierarchie) sowie die Entwicklung der menschlichen Arbeit unter dem Einfluß technischer, ökonomischer oder organisatorischer Veränderungen sind zentrale Themen der Industriesoziologie.“ (Beckenbach 1991, 3)

Die in den beiden Überblickswerken referierten Studien, Ansätze und Debatten belegen die Ausdifferenzierung der arbeits- und industriesoziologischen Forschungslandschaft der 1960er bis 1980er Jahre. Gleichwohl werden in den beiden Überblickstexten trotz aller Vielfalt auch zentrale Themenfelder und Schwerpunktsetzungen der Disziplin dieser Zeit ausgemacht. Ein Blick auf diese macht schnell deutlich, dass trotz der Weite des Gegenstandsbereichs der Fokus der Forschung weiterhin auf die industrielle Produktion gerichtet bleibt. So identifiziert etwa Beckenbach „Technik und Industriearbeit“, „Technisch-ökonomische Rationalisierung und betriebliche Herrschaft“, „Industrielle Konflikte, Arbeiterbewusstsein und Mitbestimmung“ als die zentralen Themenfelder der Disziplin (vgl. Beckenbach 1991, 5). „Der Betrieb“, „der technische Fortschritt“, „Arbeitssituation und gesellschaftliches Bewusstsein“ sowie „industrielle Konflikte“ bilden nach Lutz und Schmidt die zentralen Themenfelder der Disziplin (vgl. Lutz/Schmidt 1977, 167). Ein näherer Blick auf die Texte zeigt, dass insbesondere der (tayloristischen) Rationalisierungs- und Technikentwicklung besondere Aufmerksamkeit und Bedeutung beigemessen wird. Mit ihrem starken Interesse für diesen Themenbereich steht die Disziplin dabei keinesfalls allein. Technikentwicklung und -kritik stellen damals (und auch noch heute) ein viel bearbeitetes Thema in der Soziologie und darüber hinaus dar.[8] Überdies verfestigt sich bei näherem Hinschauen, was sich in der Aufzählung der als zentral identifizierten Themenbereiche schon andeutet: Themenkomplexe, die etwa in die Richtung gehen, andere Arbeits- und Lebensbereiche, die Frage ihrer Bedeutung für die Industrialisierung oder auch ihres Zusammenspiels mit der industriellen

8 Vgl. hierzu etwa Lutz 1987, Habermas 1968.

Sphäre zu beleuchten, stellen bis in die 1980er Jahre allenfalls ein Randthema der Disziplin dar.[9]

Die beiden Überblickswerke liefern damit erste Hinweise darauf, dass in der Disziplin davon ausgegangen wird, den weitgesteckten Anspruch – Erforschung der Entwicklung und des Wandels von ‘Arbeit’, ‘Industrialisierung’ und ‘Gesellschaft’ – über die Analyse industrieller Produktion und Produktionsarbeit erfüllen zu können.

Etwas anders gelagert, aber doch im Kern gleich ist der Sachverhalt bei solchen Einführungs- und Überblickswerken, die nicht die ‘Industrie’, ‘Industrialisierung’ oder ‘Industriegesellschaft’ als Interessenfeld der Arbeits- und Industriesoziologie bestimmen, sondern eine Bestimmung von ‘Arbeit’ zum Ausgangspunkt und Gegenstandsfeld der Disziplin machen. Dies erfolgt zumeist unter Rückgriff auf theoretische bzw. philosophische ‘Klassiker’ – allen voran Marx. Beispiel hierfür ist etwa die von Wolfgang Littek, Werner Rammert und Günther Wachtler herausgegebene *Einführung in die Arbeits- und Industriesoziologie* (1983). Darin bestimmen die Herausgeber „gesellschaftliche Arbeit“ als Ausgangspunkt der Disziplin (Littek/Rammert/Wachtler 1983, 9). Was darunter zu verstehen ist, wird von Günther Wachtler im ersten Kapitel näher ausgeführt. Im Anschluss an Marx heißt es dort: „Arbeit ist stets das Resultat eines historisch-gesellschaftlichen Prozesses, d.h. ist Ausdruck menschlichen Zusammenlebens, ist konkrete Ausprägung der Menschen mit der Natur und der Auseinandersetzung der Menschen mit ihren Mitmenschen“ (Wachtler 1983, 14). Als Arbeit, so lautet es weiter, kann menschliches Handeln bezeichnet werden, „*wenn es eine bewusste planvolle und zielgerichtete Tätigkeit ist, in der sich die Menschen aktiv mit der Natur auseinandersetzen und sich diese für ihre Zwecke aneignen*“ (Wachtler 1983, 15, Herv. i.O.). Dieses Feld zu erforschen ist nach Ansicht der Autoren Aufgabe der Arbeits- und Industriesoziologie.

9 In Beckenbachs Überblickswerk findet mit der Angestelltenarbeit zwar auch ein Bereich jenseits der industriellen Produktion Erwähnung. Seine Ausführungen machen aber deutlich, dass in der Angestelltenforschung in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit ein industrieller bias besteht – nämlich dahingehend, dass die Angestelltensoziologie ihren Blick lange Zeit auf Angestellte im Industriebetrieb (und nicht etwa in der öffentlichen Verwaltung oder im Dienstleistungsbereich) ausrichtet (vgl. Beckenbach 1991, 74-82 und 137-148). Gerhard Brandt konstatiert zudem, dass bei der Analyse der Angestelltenarbeit nicht selten das in der Auseinandersetzung mit der industriellen Produktion entwickelte Instrumentarium auf den Angestelltenbereich übertragen wird (vgl. Brandt 1984, 201f.).

In eine ähnliche Richtung geht auch Friedrich Fürstenbergs *Einführung in die Arbeitssoziologie* (1977): „Arbeit als zielstrebige Tätigkeit zur Daseinsvorsorge ist ein Grundphänomen menschlicher Existenz. Sie berührt alle Lebensbereiche", heißt es bereits auf der ersten Seite (Fürstenberg 1977, 1). Unter Bezugnahme auf Überlegungen des französischen Arbeits- und Industriesoziologen Georges Friedmann[10] der 1950er und 1960er Jahre hält Fürstenberg weiter fest, dass „sich das Erkenntnisinteresse der Arbeitssoziologie zwar auf die soziale Struktur der Arbeitssituation konzentriert, gleichzeitig aber die Determinanten dieser Struktur in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang zu erfassen sucht. Arbeit wird also in Verbindung mit der gesamten Lebenswirklichkeit des Menschen, soweit sie der Soziologe erfassen kann, problematisiert" (Fürstenberg 1977, 3).

Jenseits ihrer Unterschiede lässt sich für beide Beispiele konstatieren, dass erst einmal in je spezifischer Weise ein 'weiter' Arbeitsbegriff zur Grundlage gemacht und zum Gegenstandsbereich der Disziplin bestimmt wird. Wenn aber in beiden Texten die Arbeits- und Themenfelder der Disziplin näher konkretisiert werden, ist festzustellen, dass auch hier die Vorstellung eingeschrieben ist, dieses weitgesteckte Feld über eine Betrachtung industrieller Produktionsarbeit erfassen zu können. Fürstenberg etwa nimmt schon im zweiten Kapitel über die „Entstehung moderner Arbeitsformen" ausschließlich Industrialisierung, industrielle Arbeitsteilung und (technische) Rationalisierung in den Blick. Andere Arbeitsformen und deren Entwicklung werden nicht angesprochen. Sodann tragen die Folgekapitel zwar Titel wie „Die Arbeitsmotivation", „Die Arbeitsorganisation" oder „Das Arbeitsverhalten". Die jeweiligen konkreten Ausführungen Fürstenbergs

10 Georges Friedmann entwickelt seine Überlegungen vor allem in den beiden Abhandlungen *Der Mensch in der mechanisierten Produktion* (1952 [1946]) und *Grenzen der Arbeitsteilung* (1959 [1955]). Im Zentrum des Friedmann'schen Interesses steht dabei der Mensch. Friedmann geht von der Vorstellung der „Einheit der menschlichen Person" (Friedmann 1959, 118) aus. Gemeint ist damit, dass der Mensch aus *einer* Persönlichkeit und nicht aus mehreren Persönlichkeiten besteht – also etwa einer Persönlichkeit in der Arbeit, einer Persönlichkeit in der Freizeit usw. Friedmann vertritt zudem die Ansicht, dass der Mensch nicht losgelöst von seiner sozialen Umwelt, seiner Arbeits- wie auch sonstigen Umwelt, betrachtet und verstanden werden kann, sondern dass die sozialen Verhältnisse auf die Person wirken bzw. die Persönlichkeit beeinflussen (vgl. Friedmann 1952). Auch wenn Friedmann dabei die Bedeutung des Bereichs der „Nicht-Arbeit" (Friedmann 1959, 126) betont, beschränkt er sich bei seinen konkreten Betrachtungen dann doch weitgehend auf die industrielle Produktionssphäre. In seinen Untersuchungen geht er der Frage nach den Auswirkungen der industriellen, technischen Entwicklung und Arbeitsteilung auf den Menschen nach.

ebenso wie die von ihm rezipierten empirischen Studien beziehen sich jedoch fast ausschließlich auf industrielle Produktionsarbeit. Auf ihrer Grundlage werden erneut nicht nur Schlussfolgerungen für bspw. 'die Arbeitsorganisation im industriellen Produktionsbereich', sondern für 'die Arbeitsorganisation insgesamt' gezogen (vgl. Fürstenberg 1977).

Ähnlich verhält es sich mit dem Herausgeberband von Littek, Rammert und Wachtler. In den einzelnen Beiträgen zu unterschiedlichen Aspekten von Arbeit werden zwar auch Dienstleistungsarbeit und Aspekte der Arbeits- und Sozialpolitik beleuchtet. Der Großteil der Buchkapitel konzentriert sich aber auch hier auf industrielle Produktionsarbeit und schließt von da aus auf Entwicklungen, die weit über diese hinaus gehen. Nur in dem von Angelika Diezinger u.a. verfassten Kapitel „Die Arbeit der Frau in Betrieb und Familie" wird diese Verknüpfung von Fokussierung und Generalisierung reflektiert und durchbrochen.[11] Insgesamt spiegelt der Band aber letztlich das wider, was Diezinger u.a. in Bezug auf den Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie kritisieren: Die Perspektive richtet sich auf industrielle Produktionsarbeit und von hier aus werden generalisierende Aussagen getroffen. Andere Arbeitsbereiche und insbesondere Haus- bzw. Reproduktionsarbeit kommen wenn, dann vorrangig als besondere, marginale Arbeits- und Problemlagen von Frauen zur Sprache (vgl. Diezinger u.a. 1983).

Die Konzentration auf den Bereich industrieller Produktionsarbeit wird schließlich auch unterstrichen, wenn die Untersuchungen der 'großen' arbeits- und industriesoziologischen Forschungszentren bzw. -gruppen der damaligen Zeit in den Blick genommen werden. Hierzu gehören insbesondere die *Projektgruppe Automation und Qualifikation* in Berlin (PAQ), das *Institut für Sozialforschung* in Frankfurt (IfS), das *soziologische Forschungsinstitut* in Göttingen (SOFI) sowie das *Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung* in München (ISF). Die Forschungen dieser Institutionen richten sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf den Bereich der industriellen Produktion (vgl. Brandt 1984). Eine Reihe der Studien aus diesen Zusammenhängen gelten als 'empirische Klassiker' der Disziplin. Hierzu gehören etwa Ludwig von Friedeburgs *Studien des Betriebsklimas. Studien zur Deutung empirischer Untersuchungen im industriellen Großbetrieb* (1963), Horst Kerns und Michael Schumanns Untersuchung zu *Industriearbeit und*

11 Bezeichnenderweise stehen im Artikel von Diezinger u.a. die Fragen nach der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und der Arbeitssituation von Frauen im Zentrum. Hausarbeit bzw. private Reproduktionsarbeit werden thematisiert, in ihrem Zusammenspiel mit Erwerbsarbeit betrachtet und daraus resultierende Auswirkungen für Frauen benannt (vgl. Diezinger u.a. 1983).

Arbeitsbewußtsein (1977 [1970]), die Studien der Projektgruppe 'Automation und Qualifikation' zu Aspekten der *Automationsarbeit* (1978, 1980, 1983) oder auch die ebenfalls von Horst Kern und Michael Schumann durchgeführte Untersuchung *Das Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion* (1984).[12]

Die Studien folgen unterschiedlichen Forschungsorientierungen und weisen sowohl methodische als auch inhaltliche Divergenzen auf. Dennoch weisen bereits die Titel der Studien darauf hin, dass sie in ihren empirischen Analysen alle auf die industrielle Produktionsarbeit fokussieren. Ein Blick in die Untersuchungen zeigt schnell, dass es sich bei den empirischen Fällen zudem um Großbetriebe in sogenannten industriellen Kernsektoren – Automobilindustrie, Maschinenbau, Montanindustrie, Großchemie – handelt. Der Erklärungsanspruch der auf der Basis dieses Betrachtungsfeldes erzielten Erkenntnisse geht aber deutlich über dieses Betrachtungsfeld hinaus. Dieser Aspekt wird im Folgenden exemplarisch anhand der viel beachteten und diskutierten Studie von Horst Kern und Michael Schumann *Das Ende der Arbeitsteilung?* illustriert.

Kern und Schumann untersuchen in der Studie (technische) Rationalisierungsveränderungen und ihre Auswirkungen in der industriellen Produktion. Die Untersuchung ist damit auch ein Beispiel für die weiter oben bereits erwähnte große Relevanz und Aufmerksamkeit, die die Disziplin insbesondere Fragen der Rationalisierung und Technikentwicklung zumisst. Konkret handelt es sich bei der Untersuchung um eine Folgestudie der von den Forschern in den 1960er Jahren durchgeführten Untersuchung *Industriearbeit und Arbeitsbewusstsein*. Den empirischen Kern der Studie bilden Fallanalysen in industriellen Großbetrieben der Automobilindustrie, des Werkzeugmaschinenbaus und der chemischen Industrie. Kern und Schumann kehren in die in den 1960er Jahren untersuchten Betriebe zurück. Sie fragen zum einen nach den seit der ersten Untersuchung erfolgten (technischen) Rationalisierungsentwicklungen. Zum anderen nehmen die Forscher auch eine in die Zukunft gerichtete Perspektive ein. Sie machen einen grundlegenden, sich zur Zeit ihrer zweiten Untersuchung noch im Fluss befindlichen Wandel der Produktionskonzepte aus und entwickeln auf der Basis ihrer Erkenntnisse Prognosen im Hinblick auf zukünftige Nutzungen und Auswirkungen der neuen Rationalisierungspotentiale. Kern und Schumann zeichnen dabei ein durchaus heterogenes Bild. Bekannt geworden ist insbesondere ihre

12 Für einen knappen Überblick über die Studie vgl. Beckenbach 1991, 152ff.. Für einen Überblick über zentrale Diskussions- und Kritikpunkte, die im Anschluss an die Studie verhandelt wurden, vgl. u.a. Malsch/Seltz 1988.

in Bezug auf die Auswirkungen für die Beschäftigten getroffene Unterteilung in Gruppen von Rationalisierungsgewinnern, Rationalisierungsduldern und Rationalisierungsverlierern (vgl. Kern/Schumann 1984, 13-23).

Was nun die Reichweite ihrer Erkenntnisse und Prognosen betrifft, betonen Kern und Schumann eingangs ihrer Studie noch ausdrücklich: „Dies sind keine Aussagen über *den* industriellen Sektor. Vielmehr markieren die neuen Produktionskonzepte in unserem Verständnis den wahrscheinlichen Entwicklungspfad der industriellen Kernsektoren" (Kern/Schumann 1984, 21, Herv. i.O.). Doch schon wenige Seiten später formulieren die Autoren:

> „Obgleich wir die Eingebundenheit der neuen Produktionskonzepte in die industriellen Kernsektoren sehen müssen, markiert ihre Entstehung und beginnende Verallgemeinerung doch einen Vorgang von übersektoraler, man kann ruhig sagen: gesellschaftlicher Bedeutung. Im Gravitationsfeld jener Prozesse, die hier in Rede stehen, werden die Reproduktionsmöglichkeiten und Lebenschancen innerhalb der Gesellschaft umverteilt – eine Begleiterscheinung, die wir nicht vernachlässigen dürfen, auch wenn es in den Hauptpartien dieses Buches überwiegend um die industriellen Kernsektoren geht." (Kern/Schumann 1984, 24f.)

Dies zieht sich durch den gesamten Text. Immer wieder wird zwar darauf hingewiesen, dass sich die gewonnenen Erkenntnisse auf die sogenannten industriellen Kernsektoren beziehen, zugleich wird aber auch vertreten, dass die dort festgestellten Dynamiken für die gesellschaftliche Entwicklung insgesamt von zentraler Bedeutung sind. Die Autoren formulieren entsprechende Prognosen, die weit über industrielle Großbetriebe und Kernsektoren hinausreichen (vgl. Kern/Schumann 1984, 24ff., 320-331). So sehen Kern und Schumann sich auf der Grundlage ihrer Erkenntnisse zu 'neuen Produktionskonzepten' dazu veranlasst, von einer grundlegenden, neuen Entwicklungsphase zu sprechen: der „Neoindustrialisierung". Gemeint ist damit „eine an die Substanz gehende Neufassung des Begriffs kapitalistischer Rationalisierung" und „ein komplexer Umbruch der Industriestruktur" (Kern/Schumann 1984, 24).

In der Gesamtschau lässt sich an dieser Stelle zunächst noch einmal festhalten, dass der Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie bis in die 1980er Jahre eine relativ enge Perspektivausrichtung verfolgt. Das Augenmerk richtet sich auf den industriellen Produktionsbereich – zumeist noch enger auf *großbetriebliche Produktionsarbeit im Bereich der sogenannten industriellen Kernbranchen*.

Dieser Gegenstandszuschnitt wird dabei ganz wesentlich von einer *Dichotomie-Dominanz- Vorstellung* getragen. Eine *Dichotomie-Vorstellung* herrscht dahingehend vor, dass (industrielle) Erwerbsarbeit und andere Lebensbereiche

in der Disziplin als voneinander getrennte Bereiche verstanden werden. Diese Dichotomie-Vorstellung wird dabei in der Literatur allerdings kaum eingehend thematisiert. Wenn, dann wird sie in Begriffspaarbildungen wie „Arbeit und die übrigen Lebenssphären" (Beckenbach 1991, 1), „Trennung von Arbeit und Freizeit" (Wachtler 1983, 14), „spezielle Arbeitswelt und allgemeine Lebenswelt" (Fürstenberg 1977, 93) oder auch in Formulierungen wie „Produktions- und Reproduktionssphäre" (Herkommer/Bierbaum 1979) und „Industrie und Gesellschaft" (Dahrendorf 1956) lediglich angedeutet. Angetippt wird in einigen der Formulierungen auch, dass Erwerbsarbeit und das 'restliche Leben' nicht nur als getrennt, sondern auch so verstanden werden, dass sie sich durch Gegensätzliches – durch das jeweils Andere – auszeichnen. Verschiedene Distinktionsmomente sind dabei in den Begriffspaaren angesprochen: Zeit (Arbeitszeit/Freizeit), sozialer Raum (öffentliche Arbeitsstätte/privater Wohnort) und Funktionalität (produktive Tätigkeiten/reproduktive bzw. konsumtive Betätigungen). Umfassendere Ausführungen finden sich allerdings kaum. Gleichwohl liegt der Fixierung auf die industrielle Produktion implizit und faktisch eine Dichotomie-Vorstellung zugrunde. Denn die Fixierung basiert letztlich darauf, dass es möglich und auch sinnvoll ist, die industrielle Sphäre losgelöst aus dem Kontext anderer Arbeits- und Lebensbereiche zu analysieren. Zumindest wird dies *vorausgesetzt*, wenn die Disziplin sich, wie dargelegt, auf den industriellen Produktionsbereich fokussiert und das außerbetriebliche Leben (weitgehend) außen vor lässt.

Die hier betrachtete arbeits- und industriesoziologische Literatur zeigt deutlich, dass die Disziplin von der Vorstellung geprägt ist, mit der industriellen Sphäre den gesellschaftlich dominanten Bereich – den Angelpunkt gesellschaftlicher Entwicklung – in den Blick zu nehmen. Sie sieht im industriellen Produktionsprozess das oberste organisierende Prinzip gesellschaftlicher Strukturen und Dynamiken. Zwar wird die Annahme einer Vorrangstellung des industriellen Produktionsbereiches explizit formuliert. Allerdings gründet sich auch diese *Dominanz-Vorstellung* nicht auf eingehenden Analysen. Sie wird in erster Linie (voraus)gesetzt. So sprechen Lutz und Schmidt schon auf der ersten Seite ihres Überblicksbeitrags von der Industrialisierung als „zentralem Impuls der Entstehung und Entwicklung industrieller Gesellschaften" (Lutz/Schmidt 1977, 101). Braczyk, von dem Knesebeck und Schmidt bestimmen die industrielle Produktion und Industriearbeit als das „das gesamtgesellschaftliche Geschehen objektiv beherrschende Phänomen" (Braczyk/von dem Knesebeck/Schmidt 1982, 17). Beckenbach formuliert noch Anfang der 1990er Jahre zu Beginn seines Einführungswerkes, dass die Stabilität bzw. Instabilität des industriellen Bereiches „bis heute als ein wichtiger Gradmesser für gesellschaftliche Stabilität

oder Krisenhaftigkeit [gilt, SJ]; Verteilungs- und Legitimationskonflikte in der Industriearbeit gelten bis heute als wichtiges Anzeichen von notwendigem institutionellem Wandel" (Beckenbach 1991, 2). Dass und warum die industrielle Produktion das die Gesellschaft insgesamt 'beherrschende Phänomen' darstellt, inwiefern etwa Urbanisierung oder familiale Entwicklungen im Privaten lediglich 'Begleiterscheinungen' der industriellen Produktion sind und nicht ihrerseits die industrielle Produktionsentwicklung und auch gesamtgesellschaftliche Entwicklung wesentlich prägen, wird nicht eingehend erörtert.

Es ist somit letztlich eine Verbindung aus Dichotomie und Dominanz, die dazu führt, dass der Mainstream der Disziplin den Fokus von vornherein auf die industrielle Produktion richtet und andere Arbeits- und Lebensbereiche nicht oder kaum in den Aufmerksamkeitshorizont gelangen.

Allerdings gib es auch einige Studien, die, entgegen der vorherrschenden Ausrichtung, die Fokussierung auf industrielle Produktion andeutungsweise durchbrechen und auch Zusammenhänge zwischen 'Arbeit und Leben' mehr oder weniger ausgeprägt in den Blick nehmen. Einen Überblick über solche empirischen Studien der 1950er bis 1980er Jahre liefert Kerstin Jürgens. Jürgens weist aber darauf hin, dass diese Studien nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit der Disziplin stehen (vgl. Jürgens 2006, 36-58). Auch einige der hier betrachteten Abhandlungen durchbrechen die beschriebene Dichotomie und einseitige Fokussierung auf industrielle Produktion in gewisser Weise. So weisen sowohl Dahrendorf als auch Fürstenberg explizit auf Zusammenhänge zwischen 'Industrie und Gesellschaft' bzw. 'Arbeit und Leben' hin. Dahrendorf bestimmt mit dem Bereich 'Industrie und Gesellschaft' einen Themenkreis als zentralen Untersuchungsgegenstand der Arbeits- und Industriesoziologie, der über den industriellen Bereich hinausgeht. Er hält diesen Themenkreis seinerzeit für wenig bearbeitet, plädiert für eine stärkere Berücksichtigung der Beziehung von 'Industrie und Gesellschaft' und stellt selbst Überlegungen in dieser Richtung an (vgl. Dahrendorf 1956, 99-110). Auch Fürstenberg geht, entsprechend seines Anliegens, Arbeit in Verknüpfung mit „der gesamten Lebenswirklichkeit des Menschen" (Fürstenberg 1997, 3) zu betrachten, in seiner Perspektive über den industriellen Produktionsbereich hinaus. In seinen Erörterungen zu verschiedenen Dimensionen industrieller Arbeit (z.B. Arbeitsmotivation, Arbeitsorganisation, Arbeitsentgelt) spielt die Frage der Einbettung der Industriearbeit in die 'gesamte Lebenswirklichkeit' eine Rolle bzw. sie wird zumindest jeweils kurz angesprochen.

Doch sowohl für Dahrendorfs als auch Fürstenbergs Ausführungen lässt sich trotz dieser Weitung des Gegenstandsbereichs eine Einseitigkeit feststellen,

insofern, als dass die 'Wechselbeziehungen' in beiden Fällen im Wesentlichen nur in einer Richtung beleuchtet werden. Dahrendorfs Ausführungen zum Themenkomplex 'Industrie und Gesellschaft' machen deutlich, dass er zwar von Wechselbeziehungen spricht, dabei aber nur die Wirkungen der Industrie auf die Gesellschaft thematisiert. Der umgekehrte Einfluss der Gesellschaft auf die Industrie findet kaum Beachtung.[13] Diese Ausrichtung herrscht auch bei Fürstenberg vor. Hierauf weist bereits der Titel des Kapitels hin, in dem sich Fürstenberg vornehmlich mit 'Wechselwirkungen' auseinandersetzt: *Einflüsse der Arbeit auf die allgemeine Lebensumwelt* (Fürstenberg 1977, 93-114). Die Ausführungen konzentrieren sich auf die Frage, wie industrielle Erwerbsarbeitsbedingungen über den unmittelbaren Tätigkeitsbereich hinaus das Leben der Menschen beeinflussen. Der umgekehrte Weg, wie außerindustrielle Entwicklungen ihrerseits auf die industrielle Sphäre wirken, wird dagegen kaum beschritten (vgl. Fürstenberg 1977, 96-104).[14] Die Frage der Interdependenz bleibt damit in beiden Abhandlungen letztlich *industriearbeitszentriert* und *eindimensional*.

13 Darüber hinaus beschränkt sich Dahrendorf im Kern auf Fragen von Wertsetzungen, von „Wechselbeziehungen zwischen dem industriellen und dem gesellschaftlichen Wertsystem" (Dahrendorf 1956, 104). Er thematisiert insbesondere die Bedeutung des Berufs bzw. des beruflichen Erfolges für das gesellschaftliche und soziale Leben sowie das Zusammenspiel zwischen industrieller und gesellschaftlicher Status-Hierarchie. Seine Ausführungen weisen vor allem auf die zentrale Bedeutung von Erwerbsarbeit im Hinblick auf soziale Anerkennung und gesellschaftlichen Status hin. Unbeleuchtet bleiben demgegenüber etwa Zusammenhänge und Abhängigkeiten auf der Ebene der Organisation und Verteilung von Arbeit. So werden etwa Fragen nach Zusammenhängen und Abhängigkeiten zwischen der Organisation industrieller Produktionsarbeit und der Organisation anderer, nicht bezahlter häuslicher Tätigkeiten nicht aufgeworfen.

14 Ähnlich wie bei Dahrendorf bleibt auch Fürstenbergs gesamtgesellschaftliche Perspektive überdies partiell, insbesondere weil industrielle Erwerbsarbeit auch hier nicht ins Verhältnis gesetzt wird zu anderen, insbesondere unbezahlten, häuslichen Tätigkeiten. Im angesprochenen Abschnitt über *Wechselwirkungen zwischen Arbeit und Freizeit* wird auf die Existenz derartiger Tätigkeiten zumindest hingewiesen. Dies erfolgt aber sehr knapp. Fürstenberg merkt dort an, dass nicht jegliche Zeit jenseits der Erwerbsarbeit Freizeit ist und speziell „die Zeit für Einkauf und Hausarbeit" nicht frei verfügbare Zeit ist (Fürstenberg 1977, 96). Aus seinem in diesem Zusammenhang gemachten Hinweis auf eine Studie, nach der berufstätige Frauen im Durchschnitt über weniger Freizeit verfügen als Männer, lässt sich zudem – allerdings nur indirekt – schließen, dass es vorrangig Frauen sind, die diese Tätigkeiten übernehmen. Eine eingehendere Betrachtung des damit angesprochenen Themenkomplexes 'Erwerbsarbeit, Hausarbeit, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung' erfolgt jedoch nicht.

Meine Ausführungen in diesem Kapitel haben zunächst nur ein Phänomen beschrieben. Die Frage, wie es zu der Ausrichtung auf industrielle Produktion und der dieser innewohnenden Vorstellung von Dichotomie und Dominanz kommt, wird im folgenden Abschnitt beleuchtet.

2.2 Reflexionsbarrieren der Arbeits- und Industriesoziologie

Die Frage nach den Annahmen und Einschätzungen, die der Gegenstandsbestimmung sowie der damit verbundenen Einschätzung einer gesellschaftlichen Vorrangstellung industrieller Produktionsarbeit in der Arbeits- und Industriesoziologie zugrunde liegen, ist in der Vergangenheit und gerade auch im Zuge der jüngsten Debatte um eine Neuausrichtung der Disziplin verschiedentlich beleuchtet worden (vgl. u.a. Aulenbacher 2005a, 206-211; Deutschmann 2002, 13-26; Jürgens 2006, 22-36; Kern 1997).

Meines Erachtens beruht der konkrete Zuschnitt der Arbeits- und Industriesoziologie auf verschiedenen *Vorannahmen* und *Faktoren*, die oftmals implizit und teilweise unreflektiert (aber deswegen nicht weniger tief) in das Denken der Disziplin eingeschrieben sind. Sie begrenzen *von vorneherein* das Spektrum möglicher Forschungsperspektiven und -gegenstände und strukturieren das Bild von Arbeit und Gesellschaft derart vor, dass sie sich letztlich zu der dargestellten Vorstellung von Dichotomie und Dominanz verdichten. Aus meiner Sicht lassen sich vor allem drei solcher Vorannahmen bzw. Faktoren identifizieren. Diese sind miteinander verwoben. Zur besseren Verdeutlichung sollen sie hier getrennt betrachtet werden:

1. Auf einen ersten bedeutenden Faktor weisen die Ausführungen im vorangegangenen Abschnitt bereits deutlich hin: Die moderne Gesellschaft wird als „industrielle Gesellschaft" (Dahrendorf 1956), „Industriegesellschaft" (Braczyk/von dem Knesebeck/Schmidt 1982; Lutz/Schmidt 1977) oder auch als „moderne Industriegesellschaft" bzw. „Industriekapitalismus" (Beckenbach 1991, 3) definiert.

Diese *Deutung der Gesellschaft als Industriegesellschaft* prägt über mehrere Jahrzehnte nicht nur die Vorstellung der Arbeits- und Industriesoziologie, sondern das allgemeine *Gesellschaftsverständnis*. Sie ist nicht zuletzt auch die Grundlage zeitgenössischer gesellschaftstheoretischer Analysen. Das Deutungsmuster steht dabei insbesondere unter dem Eindruck der sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausbreitenden Industrialisierung und der sich entwickelnden industriellen, tayloristischen Massenproduktion, in deren Verlauf die Industriearbeiterschaft zur größten Gruppe unter den abhängig Beschäftigten anwächst.

Im westlichen Nachkriegsdeutschland sind es der rapide wirtschaftliche und industrielle Wiederaufbau, die Technikentwicklung, das extensive und intensive Wachstum industrieller Produktion sowie der enorme Anstieg an industriellen Erwerbsarbeitsplätzen, die hier wirken.[15] Vor diesem Hintergrund trifft die Arbeits- und Industriesoziologie, wenn sie von einer Trennung der Arbeits- und Lebensbereiche ausgeht und den industriellen Produktionsbereich nicht als ein soziales Moment neben anderen, sondern als *das* zentrale Moment bzw. den bedeutendsten Motor gesellschaftlicher Entwicklung sieht, das allgemeine Gesellschaftsverständnis. Dies wirkt sich insofern auf die Gegenstandsbestimmung der Disziplin aus, als dass die Arbeits- und Industriesoziologie damit in die Lage versetzt wird, das Verständnis ihres Gegenstands kaum näher begründen oder reflektieren zu müssen. Sie trifft gewissermaßen auf ein Alltagsverständnis und kann voraussetzen, dass ihr Gegenstandsverständnis geteilt wird bzw. sie vollzieht dieses Alltagsverständnis nach.

2. Vor allem ab der zweiten Hälfte der 1960er Jahre wird die Arbeits- und Industriesoziologie zudem theoretisch stark durch eine *spezifische Rezeption der Marx'schen Gesellschaftsanalyse* geprägt.[16] Die Bezugnahme auf die Marx'sche Theorie ist in der westdeutschen arbeits- und industriesoziologischen Forschung bereits seit der Nachkriegszeit präsent. In den späten 1960er und frühen 1970er Jahren erlebt die Marx-Rezeption aber eine besondere Hochphase. Im Zuge der politischen Aufbruchstimmung Ende der 1960er Jahre kommt es zu einer verstärkten Politisierung der (Sozial-)Wissenschaften. Ein einschneidendes Ereignis markieren hierbei auch die Septemberstreiks in der Arbeiterschaft im Herbst 1969. Es wird die Frage nach dem Zustand und dem tranformatorischen, wenn

15 Lutz und Schmidt führen Ende der 1970er diesbezüglich aus, dass sich zwischen 1950 und 1961 die Zahl der Beschäftigten im nicht-agrarischen Bereich in der Bundesrepublik von 14,1 auf 20,7 Millionen erhöht. Für das verarbeitende Gewerbe konstatieren sie innerhalb dieser Zeit einen Anstieg um 60%, von 6,3 auf 10,1 Millionen. Dabei stieg die Zahl der Industriebeschäftigten im engeren Sinn Lutz und Schmidt zufolge von 5,5 auf 8,3 Millionen. Zu Beginn der siebziger Jahre, so die Autoren, stellte das verarbeitenden Gewerbe (ohne Bergbau, Energiegewerbe und Bauwirtschaft) damit fast 40% aller Erwerbsarbeitsplätze in der Bundesrepublik (vgl. Lutz/Schmidt 1977, 154).

16 Die hier gewählte Formulierung ist von Bedeutung, weil sie auf den Unterschied zwischen der Marx'schen Theorie und der Rezeption dieser Theorie in der Arbeits- und Industriesoziologie verweist. Hier geht es nur um die arbeits- und industriesoziologische Rezeption dieser Gesellschaftsanalyse und darum, dass diese das Gegenstandsverständnis der Disziplin prägt. Es geht dagegen nicht um die Frage der Güte der arbeits- und industriesoziologischen Marx-Rezeption oder darum, ob Marx 'richtig' oder 'falsch' verstanden wird.

nicht gar revolutionären Potential der Industriearbeiterschaft bzw. der 'Arbeiterklasse' aufgeworfen. Zudem avanciert das Moment der Kapitalismuskritik zu einem leitenden Moment der Forschung. Im Kontext dieser Entwicklungen erfährt das Marx'sche Werk in der Wissenschaft insgesamt und gerade auch im Bereich der Arbeits- und Industriesoziologie viel Aufmerksamkeit und Wiederbelebung. In derselben Zeit kommt es zudem zu einem deutlichen Ausbau arbeits- und industriesoziologischer Forschung – und zwar sowohl in der Form, dass existierende Institutionen erweitert werden, als auch in der Form, dass neue Forschungseinrichtungen und -gruppen entstehen.

Vor diesem Hintergrund wird mit Blick auf den Zeitraum der späten 1960er und 1970er Jahre oftmals von einer „Renaissance" der Arbeits- und Industriesoziologie gesprochen und die beiden Aspekte – Marx-Renaissance und Ausbau des Faches – als charakteristische Merkmale dieser Phase identifiziert. Doch auch in der Folgezeit übt die Marx'sche Theorie einen großen Einfluss auf die Arbeits- und Industriesoziologie aus (vgl. Beckenbach 1991, 86-92; Braczyk/von dem Knesebeck/Schmidt 1982). Gerhard Brandt geht sogar so weit zu sagen, dass die Arbeits- und Industriesoziologie bis in die 1980er Jahre „bis aufs engste der Marxschen Gesellschafts- und Geschichtstheorie verhaftet, um nicht zu sagen an diese fixiert [ist, SJ]" (Brandt 1984, 195).[17] Als arbeits- und industriesoziologische Hochburgen der Marx-Rezeption werden in der Literatur insbesondere jene bereits erwähnten Forschungszentren ausgemacht, die die Forschung der damaligen Zeit wesentlich geprägt und getragen haben: die *Projektgruppe Automation und Qualifikation* in Berlin, das *IfS* in Frankfurt, das *SOFI* in Göttingen sowie das *IFS* in München.[18] Dabei unterscheiden sich die Einrichtungen und Forschungsgruppen durchaus in ihren jeweiligen Orientierungen an Marx, ihrer 'Modellierung' der Marx'schen Theorie, ihren im Anschluss an diese entwickelten Untersuchungskonzepten sowie nicht zuletzt hinsichtlich der konkreten inhaltlichen Schwerpunktsetzung. Entsprechend kommt es auch zu Debatten und Kontroversen zwischen den Forschenden (vgl. u.a. Beckenbach 1991, 92-137; Brandt 1984, 198-202; Herkommer/Bierbaum 1979, 59-69; Schmidt 1980, 274f.).[19]

17 Brandt räumt allerdings ein, dass es sich hierbei um eine stark zugespitzte These handelt, es durchaus Ausnahmen gibt, es ihm aber um dominante Tendenzen geht.

18 Als weitere Institutionen, die die Marx'sche Traditionslinie verfolgen, werden die Dortmunder Sozialforschungsstelle oder auch Einzelautoren und Forschungsgruppen an der Freien Universität Berlin sowie den Universitäten Bremen und Marburg genannt.

19 Beckenbach führt aus, dass vor allem am IFS in München die Perspektive über die Marx'sche Theorie hinaus geht und Vermittlungsversuche zwischen der Marx'schen

Jenseits der Unterschiede lassen sich aber auch Gemeinsamkeiten in der Marx-Rezeption feststellen. Diese betreffen gerade auch die hier interessierende Frage des Verhältnisses unterschiedlicher Sphären. So hat u.a. Günter Voß ausgeführt, dass die Marx'sche Unterscheidung von 'Arbeit und Reproduktion' bzw. 'Produktion und Konsumtion' weitgehend einhellig dahingehend interpretiert wird, dass der Marx'schen Theorie eine Dichotomie von 'Arbeit und Reproduktion' zugrunde liegt und diese Dichotomie-Interpretation einen einflussreichen Bezugspunkt für die Arbeits- und Industriesoziologie bildet (vgl. Voß 1991a, 23-37).[20]

Darüber hinaus nährt die Rezeption der Marx'schen Gesellschaftsanalyse aber vor allem auch die Vorstellung eines 'Primats der Ökonomie', mit der gesellschaftlichen Zentralstellung der Produktion und Produktivkraftentwicklung. Hinzu tritt die Vorstellung, dass der Gegensatz von 'Kapital und Arbeit' das grundlegende gesellschaftliche Strukturierungsmuster darstellt. Brandt argumentiert diesbezüglich, dass – trotz aller Differenzen in den jeweiligen Marx-Rezeptionen in der Disziplin – bis in die 1980er Jahre weitgehend eine spezifische Lesart der Marx'schen Theorie vorherrscht. Im Anschluss an Jóhann Páll Arnason bezeichnet er diese als „Produktionsmodell" (Brandt 1984, 196). Kennzeichen dieses Modells ist für Brandt, „daß die Produktivkraftentwicklung und insbesondere die Entwicklung der menschlichen Arbeit das zentrale Thema der Marxschen Theorie und damit auch das einer an dieser Theorie orientierten Industriesoziologie bilden" (196).[21] Brandt legt weiter dar, dass diese Rezeption

Kapitalismusanalyse, Webers Bürokratietheorie und organisationssoziologischen Ansätzen unternommen werden und später auch systemtheoretische Einflüsse an Bedeutung gewinnen (vgl. Beckenbach 1991, 119-124).

20 Voß' Ausführungen stellen dabei zugleich selbst ein Beispiel für eine solche Interpretation der Marx'schen Theorie dar. Er vertritt die Ansicht, dass es sich bei der Marx'schen Unterscheidung von 'Arbeit und Reproduktion' bzw. 'Produktion und Konsumtion' um die „Feststellung einer fundamentalen Spaltung" (Voß 1991a, 23) zweier Sphären handelt. Für ihn sieht Marx „in der Trennung der Sphären ein wichtiges Moment der Entfremdung. Denn in der Sphäre der 'Produktion' verrichtet der Arbeiter zwar die für das menschliche Selbstbewusstsein wesentliche 'Arbeit', aber dies geschehe unter fremdbestimmten, unfreien Bedingungen und unter 'Enteignung' des geschaffenen Arbeitsprodukts. Die Sphäre der 'Reproduktion' stehe zwar potentiell zu seiner freien Verfügung, sei dafür aber auf die schlichte Regeneration, auf eine letztlich nicht seinem Wesen entsprechende Un-Tätigkeit reduziert" (Voß 1991a, 25).

21 Brandt vertritt die Ansicht, dass in dieser Lesart der Doppelcharakter von Arbeit als konkrete und abstrakte Arbeit ins Zentrum gestellt und auf dieser Basis versucht wird, den Vergesellschaftungsmodus kapitalistischer Gesellschaften zu bestimmen. Während die konkrete Arbeit dabei als Grundlage der gesellschaftlichen Arbeitsorganisation vorkapitalistischer Gesellschaften ausgemacht wird, tritt in kapitalistischen Gesellschaften demgegenüber die abstrakte Arbeit an diese Stelle: „Die Vergesellschaftung kapitalistischer Gesellschaften vollzieht sich dem Produktionsmodell zufolge als Vergesellschaftung durch (abstrakte gesellschaftliche) Arbeit" (Brandt 1984, 206).

der Marx'schen Theorie bis in die 1980er Jahre präjudizierend im Hinblick auf den Gegenstandszuschnitt und das Forschungsprogramm der Arbeits- und Industriesoziologie wirkt. Er spricht von „Festlegungen" und „Vorentscheidungen", die über „die direkte Verpflichtung gegenüber der Marxschen Theorie oder aber über den auf diese Theorie bezogenen sozialwissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen in die Forschungspraxis eingegangen sind" (Brandt 1984, 206). Zu den Vorentscheidungen dieser Art zählt Brandt eben gerade die Fokussierung der Forschung auf die industrielle Produktion und die Industriearbeiterschaft als Verkörperung des „produktiven Gesamtarbeiters" (vgl. Brandt 1984, 206).

3. Schließlich und nicht zuletzt ist es gerade auch ein in der Arbeits- und Industriesoziologie verbreiteter *unausgesprochener Androzentrismus*, der im Gegenstandsverständnis und der Perspektivausrichtung der Disziplin vorstrukturierend wirksam wird. Dies haben feministische Wissenschaft und Frauenarbeitsforschung seit den 1970er Jahren in einer Vielzahl von Abhandlungen offengelegt.

Feministische Forschung hat aufgezeigt, dass die Fokussierung auf den industriellen Produktionsbereich auch mit einem Androzentrismus der Forschenden im Sinne einer Männerzentriertheit zusammenhängt. Eine solche Konzentration auf Männer existiert zum ersten insofern, als dass die Arbeits- und Industriesoziologie mit ihrer Fokussierung auf die industrielle Produktion und Industriearbeit einen traditionell von männlichen Beschäftigten dominierten Bereich in den Blick nimmt. Zum zweiten werden mit der Automobilindustrie, Maschinenbau, Montanindustrie oder Großchemie diejenigen Industriebranchen für besonders relevant erachtet und ins Zentrum des Interessen gestellt, bei denen es sich um männlich dominierte Industriebranchen handelt. Industrielle Branchen, die sich eher als 'Frauendomänen' bezeichnen lassen, wie etwa die Bekleidungs- und Textil- oder Nahrungs- und Genussmittelindustrie, werden dagegen nur selten erforscht und offensichtlich als weniger bedeutsam eingestuft. Brigitte Aulenbacher stellt fest, dass Branchen wie die Textil- und Bekleidungsindustrie zwar gelegentlich in den Fokus des empirischen Interesses gelangen, „sie stehen aber nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit und werden ebenso wie andere periphere Segmente der 'alten' Industriegesellschaften nicht unbedingt in ihrer Eigenständigkeit, sondern bisweilen auch nur als Kontrastfälle zu den zuvor genannten Segmenten [gemeint sind Montanindustrie, Automobil- und Elektroindustrie

etc., SJ] herangezogen" (Aulenbacher 2005a, 213). Zum dritten werden auch bei der Betrachtung der genannten Männerbranchen in der Regel nur Männer – und vor allem männliche Facharbeiter – untersucht. Diesbezüglich konstatiert etwa Constanze Kurz, dass die Tatsache, dass es sich bei den untersuchten um männlich dominierte Branchen handelt, nicht bedeutet, dass in diesen in der Vergangenheit keine weiblichen Beschäftigten tätig gewesen sind. Auch wenn der Frauenanteil zum Teil sehr deutlich unter dem der Männer liegt, wie bspw. in der Automobilbranche, so waren Frauen dort doch immer auch vertreten (vgl. Kurz 2002). Die in den Männerdomänen arbeitenden Frauen werden, so Constanze Kurz, jedoch zumeist einfach übersehen (vgl. Kurz 2002, 161; ähnlich auch schon Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981).[22]

Diese Zentrierung auf 'männliche Berufsbereiche' und letztlich männliche Industriearbeiter wird in der arbeits- und industriesoziologischen Forschung nicht explizit ausgewiesen und ist auch nicht Gegenstand der Selbstreflexion der Disziplin. Sie vollzieht sich vielmehr faktisch und weitgehend stillschweigend. Brigitte Aulenbacher und Tilla Siegel verdeutlichen dies am Beispiel eines der zentralen Themen der Arbeits- und Industriesoziologie, der Rationalisierung (vgl. Aulenbacher 2005a; Aulenbacher/Siegel 1993 und 1995). Sie zeigen auf, dass die arbeits- und industriesoziologische Forschung um Rationalisierung und Rationalisierungsauswirkungen weitgehend auf die genannten Männerdomänen fokussiert ist, die erzielten Forschungsergebnisse jedoch im Wesentlichen nicht als Rationalisierungsentwicklungen eines bestimmten Beschäftigungsbereiches sowie als Auswirkungen auf lediglich eine bestimmte Beschäftigtengruppe ausgewiesen werden. Vielmehr werden sie unter Verwendung 'neutraler' Bezeichnungen wie '(Industrie-)Arbeit und Rationalisierung' sowie geschlechtsneutraler Begriffe (z.B.: Beschäftigte) präsentiert und damit verallgemeinert. In der Konsequenz

22 Bis in die 1970er Jahre hinein werden Fragen der Frauenerwerbsarbeit wenn, dann vorrangig in Studien behandelt, die eher anderen (soziologischen) Teildisziplinen zuzurechnen sind, wie etwa der Familiensoziologie (vgl. u.a. Myrdal/Klein 1962; Pfeil 1961). Zu den wenigen Ausnahmen im Feld der Arbeits- und Industriesoziologie zählt etwa die empirische Untersuchung von Ilona Schöll-Schwinghammer und Lothar Lappe *Arbeitsbedingungen und Arbeitsbewußtsein erwerbstätiger Frauen* (1978). Erst im Gefolge der Herausbildung der Frauenarbeitsforschung Ende der 1970er Jahre entstehen insgesamt im Feld der Arbeitsforschung vermehrt Studien zu verschiedenen Fragen und Bereichen der Frauenbeschäftigung. Hierauf komme ich in Kapitel 5 zurück. Eine Übersicht über Studien, die ab Ende der 1970er Jahre entstanden sind und sich speziell mit Fragen der industriellen Produktion und Arbeitsorganisation und ihren Auswirkungen auf Frauen bzw. das Geschlechterverhältnis befassen, liefert u.a. Edelgard Kutzner (2003, 43-51).

wird der männliche Industriearbeiter damit zur Norm. Wenn Frauen berücksichtigt werden, dann als „'defizitäre' Abweichung vom asexuell vorgestellten, implizit jedoch männlichen Normalmodell von Arbeitskraft" (Aulenbacher 2005a, 217; vgl. ähnlich auch Müller 1984).

Des Weiteren hat feministische Forschung herausgearbeitet, dass die Trennung der Arbeits- und Lebensbereiche sowie die angenommene Vorrangstellung der industriellen Produktion nicht nur politisch-ökonomischen Logiken entstammt, sondern ebenfalls einer androzentrischen Logik folgt. Dies gilt insofern, als dass die den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen und Sektoren zugemessene Bedeutung und forscherische Aufmerksamkeit sich gerade auch an der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern sowie der Wertschätzung der von Frauen und Männern erbrachten Leistungen orientiert. Dieser Aspekt, dass den Geschlechtern unterschiedliche Arbeits- und Berufsbereiche zugewiesen werden, sowie der Aspekt der unterschiedlichen Wertschätzung 'männlicher' und 'weiblicher' Tätigkeiten werden in Kapitel 5 in der Auseinandersetzung mit frühen Ansätzen der Frauenarbeitsforschung eingehend besprochen. An dieser Stelle soll zunächst lediglich der Hinweis genügen, dass feministische Forschung aufgezeigt hat, dass es einen Zusammenhang zwischen der Rangordnung der Bereiche und Sektoren im gesellschaftlichen Gefüge und Geschlechterhierarchien gibt. Dieser Zusammenhang wird in der feministischen Forschung dabei als überaus komplex dechiffriert, in bestimmter Hinsicht existiert aber doch ein relativ eindeutiger Befund: Bereiche, welche vorrangig Männern zugewiesen bzw. von diesen beansprucht werden, erfahren eine höhere Wertschätzung als solche, die vordringlich in der Zuständigkeit von Frauen angesiedelt sind (vgl. u.a. Becker-Schmidt 2001, 1998, 1995; Gottschall 1999; Hausen 1993; Krüger 1996; Kurz-Scherf 2002; Wetterer 2002).

Diese Wertschätzung kommt auch in der Arbeits- und Industriesoziologie zum Tragen und strukturiert das Untersuchungsfeld vor. Dies gilt für die konstatierte Vorrangstellung der Erwerbsarbeit vor der Hausarbeit bzw. von Produktionstätigkeiten vor (unentgeltlich geleisteten) generativen und reproduktiven Tätigkeiten. Ebenso gilt es dahingehend, dass es im Feld der Erwerbsarbeit die Männerdomänen und männlichen Aktionsfelder sind, denen maßgeblich gesellschaftliche Relevanz zugesprochen und forscherische Aufmerksamkeit geschenkt wird. Zugleich festigt die Disziplin mit ihrer Ausrichtung selbst die Wertschätzung, auf der sie beruht.[23]

23 Aus dem Kreis feministischer Forschung sind eine Reihe von Arbeiten vorgelegt worden, in denen herausgearbeitet wird, dass dieser Androzentrismus auch in die

Eingangs dieses Abschnitts wurde angesprochen, dass die hier genannten und getrennt betrachteten Faktoren real ineinander greifen, sich bisweilen wechselseitig bedingen und verstärken. Die Frage, wie genau sich die konkrete Form der Verwobenheit darstellt, ob und wenn ja welche Faktoren jeweils im Vordergrund stehen oder eher zurücktreten, stellt sich mitunter für die einzelnen arbeits- und industriesoziologischen Studien und Ansätze jeweils unterschiedlich dar.

Gleichwohl machen meine Ausführungen deutlich, dass mit der Orientierung am Deutungsmuster der Industriegesellschaft, einer spezifischen Marx-Rezeption sowie einem ausgeprägten Androzentrismus unterschiedliche, jedoch miteinander in Zusammenhang stehende Faktoren vorentscheidend auf das Verständnis und den Zuschnitt des Gegenstands der Disziplin einwirken. Sie sind in das forscherische (Vor-)Verständnis eingeschrieben und tragen dazu bei, dass die Fokussierung auf die industrielle, männliche Produktionsarbeitssphäre sowie auch die Ansicht, damit den für die Entwicklung von Arbeit als auch der Gesellschaft zentralen Bereich in den Blick zu nehmen, weniger Ergebnis eingehender Analysen ist, sondern weitgehend gesetzt und nicht näher überprüft wird.

In Anlehnung an Thomas S. Kuhn kann hier in Hinblick auf dieses Gesamtgefüge von einem Paradigma gesprochen werden (vgl. Kuhn 1973, 1979). Vereinfacht ausgedrückt versteht Kuhn unter einem Paradigma ein Konglomerat an Denkmustern und Auffassungen, die eine Wissenschaft in einer bestimmten Zeit prägen. Diese beeinflussen die Beobachtungen selbst und auch, welche Probleme als relevant und untersuchenswert erachtet werden. Die verschiedenen Momente eines Paradigmas werden dabei nicht zwangsläufig von allen gleichermaßen geteilt. Es handelt sich vielmehr um eine Art Netz aus sich überkreuzenden (impliziten) Grundannahmen über die Welt. Diese Annahmen werden nicht zuletzt durch die wissenschaftliche Ausbildung tradiert und gefestigt (vgl. Kuhn 1973, 1979). Meiner Ansicht nach trifft Kuhns Paradigma-Verständnis an dieser Stelle gut, weil darin sowohl die hier herausgearbeitete (teilweise) Unausgesprochenheit und Unhinterfragtheit von Denkmustern und Annahmen als auch ihre vorstrukturierende Wirkung angesprochen wird.[24]

Gesellschaftsanalysen und -theorien – insbesondere in die Marx'sche Theorie – eingeschrieben ist, auf die die Arbeits- und Industriesoziologie in ihren Forschungen Bezug nimmt (vgl. u.a. Aulenbacher 2005a; Becker-Schmidt 2001, 1991; Beer 1990, 1987; Gottschall 2000; Klinger 2000).

24 Meine Bezugnahme auf Kuhn bedeutet nicht, dass ich der Kuhn'schen Wissenschaftstheorie vollends zustimme. Vielmehr teile ich die Auffassung, dass dieser in verschiedener Hinsicht kritisch begegnet werden muss (vgl. u.a. Bayertz 1981). Dies gilt insbesondere in Hinblick auf eine der zentralen Thesen Kuhns. Diese lautet, dass

Letztlich erweisen sich die benannten Faktoren und Denkmuster in Hinblick auf die Arbeits- und Industriesoziologie jedoch als Reflexionsbarrieren: Ihrerseits selbst kaum Gegenstand der Reflexion, blockieren sie eine Reflexion über das Verständnis und den Zuschnitt des Gegenstandes der Disziplin und verstellen gerade auch den Blick auf Verkürzungen und Problemlagen, die diesem innewohnen. Einige solcher Verkürzungen und ihre kritischen Folgen werden im Folgenden problematisiert.

2.3 Was getrennt und hierarchisiert wird, gehört zusammen[25]

Zu den vielbenannten Problemen des beschriebenen Gegenstandszuschnitts gehört, dass diesem ein verkürztes Verständnis von Arbeit als industrielle Produktionsarbeit zugrunde liegt. Dies führt dazu, dass das Feld 'Arbeit' nur partiell in den Blick gerät. Im Zuge der Fokussierung auf die industrielle Produktion werden eine Fülle von Arbeitsbereichen und Tätigkeiten von vornherein aus dem Aufmerksamkeitshorizont ausgeschlossen. Ausgeblendet (oder nur randständig betrachtet) werden zahlreiche andere erwerbsförmige Tätigkeitsfelder (etwa von Angestellten- und Dienstleistungstätigkeiten) (vgl. u.a. Baethge/Oberbeck 1986; Littek/Heisig/Gondek 1991), aber gerade auch die überwiegend von Frauen geleisteten unentgeltlichen Tätigkeiten im häuslichen Bereich (vgl. u.a. Aulenbacher u.a. 2007; Baatz/Rudolph/Satilmis 2004; Feministische Studien 2000; Thornieporth 1988).

Zu den hieraus resultierenden Problemen zählt wiederum, dass relevante Entwicklungen im Feld Arbeit unerkannt bleiben. Ein prominentes Beispiel aus heutiger Sicht ist, dass die Disziplin die Entwicklung und wachsende Bedeutung des Dienstleistungsbereiches lange Zeit 'verschläft' (vgl. u.a. Deutschmann 2002, 27ff.). Ebenso kommt es zu „unzulässigen Verallgemeinerungen" (Aulenbacher 2005a, 215), wenn auf der Basis der Analyse der industriellen Produktionsarbeit Aussagen über die Arbeitswelt und ihre Entwicklungen insgesamt gemacht werden. Dies ist im vorangegangen Abschnitt unter Bezugnahme auf feministische

wissenschaftlicher 'Fortschritt' sich nicht durch beständige Veränderung, sondern durch revolutionäre Prozesse vollzieht – durch ein Verwerfen alter Modelle und das Ersetzen durch ein anderes Modell. Eine solche „wissenschaftliche Revolution" bezeichnet Kuhn als „Paradigmenwechsel" (Kuhn 1979). Ich teile die Kritik, dass Kuhn damit das Moment des Bruchs mit 'alten Überzeugungen' überbetont und Kontinuitäten demgegenüber vernachlässigt werden.

25 In Anlehnung an einen Aufsatz von Regina Becker-Schmidt mit dem Titel *Was mit Macht getrennt wird, gehört eigentlich zusammen* (Becker-Schmidt 2001).

Kritiken dargelegt worden. Aus feministischer Perspektive ist zudem der ebenfalls im vorangegangenen Abschnitt angerissene Punkt zu benennen, dass der Mainstream mit seinem mangelnden Verständnis von im Privaten geleisteten Tätigkeiten als Arbeit 'seinen Beitrag' zu der allgemein gesellschaftlich vorherrschenden Geringschätzung dieser Tätigkeiten leistet (vgl. u.a. Kurz-Scherf 2002).

Verkürzt ist des Weiteren aber auch das *Gesellschaftsverständnis*, welches der Disziplin zugrunde liegt. Sie operiert auf der Basis eines zu einfachen, ökonomistischen Bildes der Gesellschaft, welches von einer monistischen Überbewertung der industriellen Produktionssphäre geprägt ist. Die Bedeutung anderer gesellschaftlicher Bereiche und Faktoren, etwa der Familie, sozialer Entwicklungen, des Wandels der Geschlechterverhältnisse sowie die Bedeutung der sich in diesen vollziehenden Veränderungen für die gesellschaftliche Entwicklung insgesamt werden demgegenüber verkannt. Aus politikwissenschaftlicher Sicht ist zu problematisieren, dass es sich bei diesem ökonomistischen bzw. produktionistischen Gesellschaftsbild in gewisser Weise um ein entpolitisiertes Gesellschaftsverständnis handelt. Politische Entwicklungen werden lediglich im Kontext ökonomischer Strukturen und Dynamiken gedacht, Macht und Herrschaft im Kern auf das Verhältnis von 'Kapital und Arbeit' reduziert. Das komplexe gesellschaftliche Zusammenspiel von unterschiedlichen Interessen, Akteuren und Machtkonstellationen wird quasi ökonomistisch vereinseitigt. Alles in allem mündet dies letztlich in eine unterkomplexe Gesellschaftsanalyse, in der viele gesellschaftliche Bewegungsmomente und Mechanismen nicht erkannt werden. So kommt es auch in Bezug auf die Gesellschaft zu 'unzulässigen Verallgemeinerungen' und verkürzten Analysen, insofern der Anspruch vertreten wird, über die Analyse der industriellen Produktionsarbeit die Entwicklung der Gesellschaft insgesamt einfangen zu können.

Hiermit zusammen hängt auch, dass die Disziplin Entwicklungen im Bereich der industriellen Produktion selbst ganz überwiegend als Ergebnis quasi eigengesetzlicher immanenter Prozesse deutet: als Resultat ökonomischer und vor allem technischer Tendenzen. Im Vordergrund stehen dabei technische Rationalisierungsentwicklungen (Automation, Mikroelektronik, neue Transportmöglichkeiten etc.). Diesbezüglich weisen meine Ausführungen in Abschnitt 2.1. darauf hin, dass dem Themenkomplex Technik und Rationalisierung bis in die 1980er Jahre viel Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Arbeits- und Industriesoziologie steht damit keinesfalls allein da. In den Worten von Christoph Deutschmann bewegt sie sich damals „im Strom einer allgemeinen soziologischen Technik- und Technokratiekritik von Gehlen bis hin zu Marcuse und Habermas" und kann sich „gewissermaßen als deren Speerspitze fühlen" (Deutschmann 2001, 58f.).

Jedoch belässt der Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie auf diese Weise die Ursachen der Veränderungen von Arbeit im Bereich der industriellen Produktion selbst. Die Frage, inwiefern auch außerindustrielle Entwicklungen in der industriellen Sphäre wirken, gerät kaum in den Blick. Horst Kern formuliert rückblickend in Bezug auf die ab den 1960er Jahren vorherrschende Ansicht in der Arbeits- und Industriesoziologie:

> „Wir versuchten das, was wir verstehen wollten – die industrielle Dynamik, den industriellen Wandel – primär aus den industriellen Strukturen selbst heraus zu erklären. Das komplizierte Wechselverhältnis zwischen Industrie und Gesellschaft wurde durch diese Vereinseitigung stillgesetzt. Gesellschaft wurde in einem starren Konzept 'gesellschaftlicher Rahmenbedingungen', wie wir es gelegentlich nannten, zwar thematisiert, aber doch zusammengezogen und vereinseitigt, während die Industrie sehr weit ausdifferenziert wurde. Ein Ungleichgewicht, das de facto der industriellen Dynamik eine derart große Aufmerksamkeit zukommen ließ, daß es geradezu so aussehen konnte, daß man sie als endogene Prozesse verstanden haben wollte." (Kern 1997, 29)

Schon ein grober Blick in die Geschichte der Industrialisierung offenbart jedoch, dass die industrielle Sphäre mitnichten eine Art 'unabhängige Größe' bildet, sondern in den gesellschaftlichen Entwicklungsprozess eingebunden ist. Diesbezüglich geben etwa die von Burkart Lutz in den 1980er Jahren vorgelegten Ausführungen zur industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts Aufschluss darüber, dass moderne Industriesysteme multiform sind und sich die industriellen Entwicklungen auf unterschiedlichen Wegen vollzogen haben. Lutz' Ausführungen liefern dabei vor allem auch Anhaltspunkt dafür, dass die Multiformität und Dynamik der industriellen Entwicklungen mit der Einbettung in unterschiedliche und sich verändernde gesellschaftliche Kontexte zusammenhängt. Konkret verdeutlicht er, dass es sich rückblickend bei der Nachkriegsentwicklung in Europa nicht um einen natürlichen, endogenen Prozess, sondern um das Resultat einer spezifischen historischen, gesellschaftlichen Konstellation handelt (vgl. Lutz 1984).[26] Besonders deutlich wird dies auch, wenn der Blick global erweitert wird: Es ist offensichtlich, dass der sich ab dem 19. Jahrhundert vollziehende Prozess der Industrialisierung in Europa, mit emanzipierendem Bürgertum, Spätaufklärung, einem spezifischen Geschlechterarrangement, Arbeiterbewegung, sich herausbildendem parlamentarischen System usw. sich wesentlich etwa von demjenigen in Asien unterscheidet.

26 Horst Kern formuliert im Zusammenhang mit der von ihm ausgemachten in der Disziplin vorherrschenden Tendenz der 'Vereinseitigung', dass Burkart Lutz eine der Ausnahmen von der Regel darstellt (vgl. Kern 1997).

Von politikwissenschaftlicher Warte ist zudem anzumerken, dass die ökonomisch-technische Sicht auch zu einer eigentümlichen Objektivierung von Veränderungen bzw. zu einer Entpolitisierung der industriellen Sphäre selbst führt. Unterbelichtet wird, dass es sich bei der industriellen Produktionssphäre auch um ein politisches und politisch umkämpftes Feld handelt; dass Veränderungen betrieblicher Arbeits- und Produktionsprozesse auch im Zusammenhang stehen mit Verschiebungen in den konkreten und komplexen innerbetrieblichen, aber auch gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen und Interessenslagen (vgl. u.a. Scheele 2008). Marxistisch inspirierte Forschungen thematisieren zwar den Konflikt zwischen 'Kapital und Arbeit'. Sie bleiben aber zum einen hierauf fixiert. Zum anderen sind sie in weiten Teilen von einer Vorstellung von Politik als Ausdruck eines Basis-Überbau-Schemas getragen.[27]

In der Gesamtschau lassen sich die angeführten Kritikpunkte zu folgender Feststellung verdichten: Der Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie der 1950er bis 1980er Jahre schätzt die gesellschaftliche Eingebundenheit des Gegenstandes Arbeit, respektive der industriellen Sphäre, falsch ein. Die in der Disziplin lange vorherrschenden Denkmuster versperren den Blick auf die komplexe Eingebundenheit ihres Gegenstandes in den gesellschaftlichen Kontext. Im vorangegangen Abschnitt ist herausgearbeitet worden, dass der Mainstream der Disziplin faktisch von einer Dichotomie ausgeht, in der die Sphären und Bereiche getrennt existieren und Wechselwirkungen nur einseitig induziert werden: Die industrielle Erwerbssphäre dominiert (oder sogar: determiniert) den 'Rest des Lebens'. Die in diesem Abschnitt genannten Kritikpunkte machen jedoch zum einen deutlich, dass eine solche Vorstellung in verschiedener Hinsicht schnell an ihre Grenzen stößt. Sie liefern zum anderen Anhaltspunkte dafür, dass es sich bei dem Verhältnis der gesellschaftlichen Bereiche und Entwicklungen tatsächlich um ein komplexes und dynamisches Wechsel- und Bedingungsverhältnis handelt. Damit geben sie letztlich auch bereits Hinweis auf das, was ich eingangs dieser Arbeit als Ko-Konstitutionsverhältnis von 'Arbeit und Leben' bezeichnet habe. Dies gilt es im weiteren Verlauf der vorliegenden Untersuchung näher auszuleuchten (siehe Teil B).

27 Erneut bestätigen Ausnahmen die Regel: Ulrich Jürgens und Frieder Naschold können ebenfalls als marxistisch inspiriert gelten. Sie problematisieren allerdings die mangelnde politische Perspektive der Forschung auf Arbeit und versuchen, dieser Leerstelle mit ihrem Ansatz der Arbeitspolitik etwas entgegenzusetzen (vgl. u.a. Jürgens/Naschold 1984; zur Kritik an diesem Ansatz vgl. u.a. Scheele 2008).

An dieser Stelle sollen jedoch zunächst noch einmal zwei Punkte festgehalten werden, die bereits in meinen einleitenden Ausführungen zur Ko-Konstitution angesprochen wurden (vgl. Abschnitt 1.2.1): Die formulierte Kritik am Gegenstandsverständnis des Mainstreams der Arbeits- und Industriesoziologie bedeutet, erstens, nicht, dass es nicht eine reale Ausdifferenzierung sozialer Sphären gibt, die jeweils auch eine gewisse Eigenständigkeit haben, bei der man einzelne Aspekte aufgrund einer relativen zeitlichen, räumlichen oder auch funktionalen Trennung als dichotom wahrnimmt. Die Ausdifferenzierung ist aber eben mit einer gleichzeitigen Abhängigkeit der Bereiche verknüpft. Zweitens bedeutet dies nicht, dass die gesellschaftlichen Bereiche 'gleichberechtigt' nebeneinander stehen. Oder anders formuliert: Es ist damit nicht gesagt, dass der Erwerbsarbeitssphäre – und zu bestimmten Zeiten konkret der industriellen Produktion – nicht eine besondere gesellschaftliche Bedeutung und Wirkmächtigkeit zukommt. Diese lässt sich in verschiedener Hinsicht sowohl für die Vergangenheit als auch für die Gegenwart beobachten: So ist die Produktion von Gütern und Dienstleistungen ein entscheidender Faktor für gesellschaftlichen Reichtum; es besteht weitgehender Konsens darüber, dass Erwerbsarbeit ein zentrales Medium der Vergesellschaftung darstellt; Einkommen, Status und Prestige werden vor allem über Erwerbsarbeit zugewiesen; andere Lebensbereiche werden in bestimmtem Maße nach Erfordernissen der ökonomischen Sphäre strukturiert usw. (vgl. u.a. Correll/Janczyk/Lieb 2004; Kurz-Scherf 2004; Senghaas-Knobloch 1998; vgl. auch Kapitel 3). Allerdings erhalten ökonomische Sphäre und Erwerbsarbeit nicht nur ihre Gestalt, sondern auch ihre Relevanz erst im Rahmen des gesellschaftlichen Gesamtkontextes.

Insofern ist ein sorgfältiger Blick auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge und eine Beachtung der Voraussetzungen und Entwicklungen (in anderen Bereichen) notwendig, wenn die gesellschaftliche Relevanz eines Bereiches analysiert und beurteilt werden soll. Genau dies tut die Arbeits- und Industriesoziologie aber lange Zeit nicht. Wie gezeigt, setzt sie eine Dominanz und Determinationskraft der industriellen Produktion schlicht voraus. Aufs Ganze gesehen kann der Punkt dahingehend zusammengefasst werden, dass die Disziplin, indem sie weitgehend unreflektiert von der beschriebenen Dichotomie-Dominanz-Vorstellung ausgeht, etwas zur *Vorraussetzung* ihrer Forschung macht, dessen *Erschließung* und *Erkundung* eigentlich ihre (empirische) *Aufgabe* bzw. ihr (empirisches) *Ergebnis* sein müsste.

Dass die Arbeits- und Industriesoziologie dies lange nicht erkennt, führt zu einer Reihe von relevanten, in diesem Abschnitt benannten Problemen. Diese betreffen, wie angeführt, nicht zuletzt die Analyse- und Erklärungskraft der Dis-

ziplin im Hinblick auf den von ihr als zentral erachteten Bereich der industriellen Produktion selbst. Indem der Mainstream nicht erkennt, dass industrielle Arbeit auch durch andere Arbeits- und Lebensbereiche, politische, soziale und kulturelle Entwicklungen etc. konstituiert wird, konkrete Entwicklungen so ermöglicht, begrenzt oder auch erforderlich werden, kann er den Kernbereich der eigenen Forschung nicht richtig erschließen. Er unterschätzt die Bedeutung dieser Faktoren für die Ausbildung des spezifischen westdeutschen industriellen Systems. In der Konsequenz kann der disziplinäre Mainstream, um den oben angesprochenen Punkt aufzugreifen, nur eingeschränkt erklären, warum die Industrialisierung bzw. die Entwicklung des industriellen Produktionsbereichs hierzulande so verläuft, wie sie verläuft (spezifische tayloristisch-fordistische Ausprägung, Facharbeit etc.). Anders formuliert: Selbst wenn keine Gesellschaftsanalyse betrieben werden soll, sondern 'nur' die industrielle Produktionssphäre den Gegenstand der Forschung bildet, müssen die 'gesellschaftlichen Rahmenbedingungen' und 'Interventionen' zwischen der industriellen Sphäre und anderen gesellschaftlichen Bereichen und Entwicklungen berücksichtigt werden, um die spezifische Form der industriellen Produktion erklären zu können. Werden diese vernachlässigt, kommt man lediglich zu reduktionistischen Ursachenbestimmungen und verkennt relevante Veränderungstendenzen, die den gewählten Gegenstandsbereich in entscheidender Weise berühren (vgl. ähnlich auch Naschold 1984).

Es werden aber nicht nur Verknüpfungen, sondern zugleich auch hier in Teilen bereits angedeutete Spannungen, Widersprüchlichkeiten und Krisenmomente zwischen dem faktisch und/oder auch nur fiktiv Getrennten verdeckt – etwa zwischen Erwerbsarbeit und Hausarbeit. Damit bleiben zugleich Hierarchien unterbelichtet, die sich oftmals genau inmitten der Zusammenhänge aufbauen. Diesbezüglich ist im vorangegangen Abschnitt bereits angesprochen worden, dass mit der gesellschaftlichen Trennung von Erwerbsarbeit und Hausarbeit eine Zuweisung der Geschlechter zu diesen Bereichen und ein Modell geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung einhergeht und hierin ein wesentliches Grundmoment von Geschlechterhierarchien liegt (vgl. u.a. Becker-Schmidt 1995, 1998, 2001; Klinger 2000; Kurz-Scherf/Correll/Janczyk 2005).[28]

Die Arbeits- und Industriesoziologie kann damit letztlich ihrem in weiten Teilen vertretenen Anspruch, einen Beitrag zu einer kritischen Gesellschaftsanalyse zu leisten, nicht hinreichend gerecht werden. Mit der vorherrschenden Fokussierung auf bestimmte industrielle Kernbereiche und der damit einhergehenden Konzentration auf Taylorismuskritik und das Verhältnis von 'Kapital und Arbeit' stützt bzw. reproduziert die Disziplin lange Zeit vielmehr eine Reihe bestehender gesellschaftlicher Hierarchien.

28 Dieser Punkt wird insbesondere in Kapitel 5 noch eingehender ausgeführt. Aber nicht nur Geschlechterhierarchien, sondern auch andere Hierarchien zwischen Beschäftigten bleiben in Folge der Fokussierung auf bestimmte männliche Erwerbstätige und Erwerbsbereiche unterbelichtet.

3 Zwischen Problembewusstsein und 'Paradigmagefangenheit': Zu einigen aktuellen arbeits- und industriesoziologischen Stellungnahmen

Die Arbeits- und Industriesoziologie 'profitiert' davon, dass ihre im vorangegangen Kapitel benannten Defizite zwar vorhanden sind, insbesondere jedoch solange verdeckt bleiben oder zumindest nur wenig auffallen, solange die industrielle Produktionsarbeit einen quantitativ starken und bedeutsamen Arbeitsbereich darstellt und die Disziplin mit ihrer Deutung der Gesellschaft als Industriegesellschaft zudem auf eine breite gesellschaftliche Zustimmung stößt. Insbesondere in dem Moment, wo die industrielle Produktion an Bedeutung einbüßt und der 'gesellschaftliche Konsens' über das Gesellschaftsverständnis stärker in Frage gestellt wird, treten die Defizite aber verstärkt hervor. Dies ist spätestens ab den 1980er Jahren vermehrt der Fall.

Seit den 1980er Jahren wird über viele Disziplinen hinweg eine zunehmende Komplexität bzw. eine „neue Unübersichtlichkeit" (Habermas 1985) gesellschaftlicher Entwicklung festgestellt. Diese Debatte findet vor dem Hintergrund sich vollziehender gesellschaftlicher Transformationen und insbesondere auch des eingangs dieser Untersuchung skizzierten Wandels von Arbeit statt. Im Zuge dessen gerät nicht zuletzt die lange Zeit verbreitete Annahme einer gesellschaftlichen Zentralität von Industrialisierung und (Industrie-)Arbeit immer stärker ins Wanken.

Einen markanten Punkt in der Soziologie stellt hier der 1982 unter dem Titel *Krise der Arbeitsgesellschaft?* abgehaltene Soziologentag in Bamberg dar (vgl. Matthes 1983). Dort wird die Annahme einer zentralen gesellschaftlichen Bedeutung von (Industrie-)Arbeit insbesondere von Ralf Dahrendorf und Claus Offe grundsätzlich in Frage gestellt. Dahrendorf formuliert in seinem Beitrag die These, dass der „Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgeht" (Dahrendorf 1983). Offe konstatiert in seinem Vortrag einen gesellschaftlichen Bedeutungsverlust von Arbeit und zweifelt an, dass Arbeit weiterhin eine „soziologische Schlüsselkategorie" darstellt. Er beobachtet zur damaligen Zeit eine Pluralisierung von Arbeit, eine Abnahme der Arbeitszeit an der Lebenszeit, einen Bedeutungsverlust von Arbeit zugunsten einer Zunahme der Bedeutung anderer Lebensbereiche für die

Menschen sowie eine Bedeutungszunahme von politischen Konfliktthemen, die jenseits der Arbeit liegen (Frauenfrage, Ökologie, Frieden und Abrüstung), und schließt daraus, dass Begriffe wie Industriegesellschaft und die Kategorie Arbeit hinsichtlich ihrer Analyse- und Erklärungskraft fragwürdig geworden sind (vgl. Offe 1983). Dass die gesellschaftliche Zentralität von Industrialisierung und (Industrie-)Arbeit seither insgesamt zunehmend in Zweifel gezogen wurde, findet seinen Ausdruck nicht zuletzt in der Fülle an präsentierten konkurrierenden Angeboten zur Charakterisierung der Gesellschaft, wie z.B. der 'nachindustriellen Gesellschaft', 'Wissensgesellschaft', 'Risikogesellschaft', 'Erlebnisgesellschaft', 'Netzwerkgesellschaft', 'Dienstleistungsgesellschaft' usw.

Diese Debatten und Entwicklungen lassen auch die Arbeits- und Industriesoziologie nicht unberührt. Blickt man auf die empirische Forschung, lässt sich feststellen, dass sich seit den 1980er Jahren das Spektrum der Forschungen deutlich erweitert und ausdifferenziert hat. Zwar bleibt der Bereich der industriellen Produktion weiterhin Kernfeld der Forschung. Ab Anfang der 1980er Jahre werden aber, jedenfalls im Vergleich zur davor liegenden Zeit, vermehrt auch Dienstleistungs- und Angestelltentätigkeiten untersucht. Mit der sich Ende der 1970er Jahre entwickelnden Frauenarbeitsforschung geraten darüber hinaus auch weibliche 'Arbeitsdomänen' sowie die Frage des Verhältnisses von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen – respektive Hausarbeit – verstärkt in den Aufmerksamkeitshorizont.[1]

Im Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie werden solche Themen allerdings nur zögerlich und randständig zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Illustrieren lässt sich dies am Beispiel des Programms *Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens* (HdA-Programm) (vgl. BMFT 1977 und BMFT/BMA 1987) sowie des nachfolgenden Forschungs- und Entwicklungsprogramms *Arbeit und Technik* (vgl. BMFT/BMA/BMBW 1989). Hierbei handelt es sich um zwei von der Bundesregierung mit großem Finanzvolumen aufgelegte Forschungsprogramme. Beide Programme zielen im Kern darauf, Wege und Möglichkeiten für humanere Arbeitsbedingungen *und* ein effizienteres und produktiveres Arbeiten zu erforschen und praxisorientierte Vorschläge in dieser Richtung zu unterbreiten.[2] Das zur Realisierung des HdA-Programms aufgelegte Aktionsprogramm umfasst zwar u.a. auch den Punkt „Wechselbeziehungen

1 Vgl. hierzu Kapitel 5.

2 Zur Entstehung, Entwicklung sowie zu den Zielen und auch Unterschieden der Programme vgl. u.a. Oehlke 2004; Pöhler 1979; Schubert 2001.

zwischen Arbeitswelt und den anderen Lebensbereichen" (BMFT 1977, 44).[3] Innerhalb des großen und breiten Forschungsprogramms handelt es sich allerdings lediglich um ein Randthema, das nur wenige Projekte bearbeitet haben.[4] Der Großteil der Projekte hat auf die Erwerbsarbeit fokussiert und sich Themen wie Lärmbelastung, menschengerechter Technikgestaltung oder Gesundheitsschutz gewidmet (vgl. BMFT/BMA 1987). Auch im modifizierten Nachfolgeprogramm *Arbeit und Technik* bildet die Frage der „Wechselbeziehungen" nur einen kleinen Bereich innerhalb des Programms. Auch hier haben nur wenige Projekte dieses Anliegen verfolgt. Hierzu gehört vor allem die von Irene Raehlmann, Birgit Meiners, Alexandra Glanz und Maria Funder durchgeführte Untersuchung *Flexible Arbeitszeit und ihre Folgen für die Arbeits- und außerbetriebliche Lebenswelt. Eine Untersuchung über Belastung und Beanspruchung durch Zeit* (1992, 1993). Betriebliche und außerbetriebliche Lebenswelt werden von den Autorinnen darin als spannungsreicher Wirkungszusammenhang verstanden. Am Beispiel von Fallstudien im Einzelhandel werden die Auswirkungen flexibler Arbeitszeit auf zeitbedingte Belastungen und Beanspruchungen weiblicher Beschäftigter in der Erwerbsarbeit sowie in außerbetrieblichen Lebensbereichen untersucht. Bei der Untersuchung handelt es sich auch um eine der wenigen Studien innerhalb des Programms, welche die Situation erwerbstätiger Frauen untersuchen. Sie ist damit zugleich Beleg dafür, dass die Analyse der Situation erwerbstätiger Frauen vornehmlich Forscherinnen 'überlassen' wird.

Der Bedarf, alte Sichtweisen zu überdenken, wird aber insbesondere in der jüngeren Vergangenheit verstärkt gesehen. Wie in der Einleitung dieser Untersuchung angesprochen, sind gerade in den letzten Jahren eine Reihe von Beiträgen entstanden, die eine grundlegende Debatte über Gegenstandsbestimmung, Selbstverständnis sowie die perspektivischen und inhaltlichen Ausrichtungen und Aufgaben der Disziplin einfordern und in Gang gesetzt haben. Im Folgenden werden nun einige dieser jüngeren 'programmatischen' Stellungnahmen prominenter Fachvertreter ins Visier genommen, die sich kritisch mit dem lange vorherrschenden Gegenstandsverständnis der Disziplin auseinandersetzen und der Frage nach aktuellen Herausforderungen nachgehen. Konkret handelt es sich

3 Konkret heißt es dazu: „Die Bedingungen der Arbeit können nicht isoliert betrachtet werden. Sie stehen in enger Wechselbeziehung zu allen anderen Lebensbereichen. Nicht nur die verschiedenen Belastungsfaktoren im Arbeitsleben, sondern auch diese gegenseitigen Abhängigkeiten müssen Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen sein" (BMFT 1977).

4 Für einen Überblick über die einzelnen Projekte, die dieses Themenfeld bearbeiten, vgl. Raehlmann 1980.

bei der ausgewählten Literatur um Christoph Deutschmanns Veröffentlichungen *Die Gesellschaftskritik der Industriesoziologie – ein Anachronismus?* (2001) und *Postindustrielle Industriesoziologie* (2002), um Hartmut Hirsch-Kreinsens Abhandlung *Renaissance der Industriesoziologie* (2003), Heiner Minssens Beiträge *Arbeits- und Industriesoziologie. Eine Einführung* (2006a) und *Crisis? What Crisis? – Zur Situation der Arbeits- und Industriesoziologie* (2006b) sowie die Stellungsnahmen von Michael Schumann *Kritische Industriesoziologie – theoretische Anknüpfungspunkte, exemplarische Befunde, neue Aufgaben* (2003a [2001]) und *Das Ende der kritischen Industriesoziologie?* (2003b [2002]). Ich werde nachfolgend herausarbeiten, welche Positionen und Vorschläge seitens der Autoren in den Texten bezogen und unterbreitet werden und diese einer Bewertung unterziehen.[5]

3.1 Übereinstimmende Situationsbeschreibung: Problembewusstsein

Die hier betrachteten Texte sind in ihrer Argumentationsführung sowie den konkreten Stoßrichtungen durchaus unterschiedlich. Sie weisen aber auch erhebliche Ähnlichkeiten auf. Alle Autoren greifen in der einen oder anderen Weise die Debatte um den Wandel und die Zukunft von Arbeit auf und verbinden diese mit der Frage nach dem Zustand und der Zukunft der Arbeits- und Industriesoziologie, der Tragfähigkeit ihres Gegenstandsverständnisses, ihres Anspruchs sowie der favorisierten Perspektivausrichtungen. Betrachtet man die konkreten inhaltlichen Ausführungen, so lassen sich dabei in mindestens vier Punkten prinzipielle Übereinstimmungen feststellen.

Erstens konstatieren alle Beiträge einen *tiefgreifenden Wandel von Arbeit*, der Reflexionen über die Ausrichtung und die Prämissen arbeits- und industriesoziologischer Forschung notwendig macht. Betont wird hier die Verbreiterung des Spektrums an Arbeitsformen und -verhältnissen, der Wandel der Arbeitsorganisation, eine Veränderung der Qualifikations- und Berufsstrukturen sowie

5 Kerstin Jürgens hat vor einiger Zeit eine ähnliche Auswahl an Abhandlungen auf die darin enthaltenen Positionen und Vorschläge hin befragt (vgl. Jürgens 2006, 79-99; auch 2005). Der Aufbau meines Kapitels ist von Jürgens' Argumentationsaufbau inspiriert. In der konkreten Darstellung und Interpretation der betrachteten Ansätze stimme ich zum Teil mit Jürgens überein. Es gibt jedoch auch deutliche Unterschiede. Diese rühren nicht zuletzt daher, dass ich eine andere Perspektive als Jürgens verfolge und entsprechend die Beiträge unter einem zumindest in Teilen anderen Fokus betrachte und auch zu (teilweise) anderen Schlussfolgerungen gelange.

insgesamt die Heterogenität der Entwicklungen (vgl. u.a. Deutschmann 2001, 62-65; Hirsch-Kreinsen 2003, 7-16; Minssen 2006b, 263ff.; Schumann 2003a, 143-146).

Zweitens *halten alle Autoren gleichwohl an der individuellen und gesellschaftlichen Relevanz von Arbeit fest* und betonen im Unterschied und häufig auch in expliziter Abgrenzung zu Offes damaliger These, dass Arbeit nach wie vor eine höchst relevante Kategorie darstellt. So formuliert Minssen:

> „Arbeit ist nach wie vor zur Produktion von Gütern und Dienstleistungen erforderlich und damit der entscheidende Faktor für gesellschaftlichen Reichtum; und nach wie vor ist (Erwerbs-)Arbeit der zentrale Mechanismus, über den Einkommen, Status und Prestige zugewiesen werden. Dies belegt bereits ein kurzer Blick auf die Massen(erwerbs-)arbeitslosigkeit, die ja nur deswegen ein gesellschaftlich relevantes Problem darstellt, weil Erwerbsarbeit eben nicht nur materielles Einkommen, sondern auch Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand bedeutet. Insofern mag Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie für die Analyse moderner Gesellschaften an Strahlkraft eingebüßt haben, irrelevant ist sie deswegen keineswegs geworden." (Minssen 2006a, 17)

Auch Schumann hält daran fest, dass Arbeit zu den zentralen Bestimmungsmomenten zählt. Seiner Ansicht nach haben die vergangenen Jahrzehnte gezeigt „dass sich die gesellschaftliche Zentralität der Arbeit nicht einfach so von einem Soziologentag verabschieden ließ", und er hebt unter Bezugnahme auf Gert Schmidt und Oskar Negt die nach wie vor existierende gesellschaftliche, soziale und individuelle Bedeutung von Arbeit hervor (vgl. Schumann 2003b, 159f.). Ähnlich konstatiert Hirsch-Kreinsen eine nach wie vor bestehende zentrale Bedeutung von Erwerbsarbeit: „Angesichts der Massenarbeitslosigkeit und einem teilweise tiefgreifenden Wandel von Arbeitsverhältnissen mit ihren Konsequenzen wird einmal mehr die grundlegende Bedeutung von Erwerbsarbeit für die Lebensstellung und das Lebensschicksal der abhängig Beschäftigten deutlich; ein Ende der Arbeitsgesellschaft ist keineswegs in Sicht" (Hirsch-Kreinsen 2003, 6f.).

Weniger explizit als die anderen thematisiert Christoph Deutschmann in den ausgewählten Texten die Frage der Bedeutung von Arbeit. Er fokussiert in seinen Ausführungen auf Verschiebungen im Feld der Erwerbsarbeit und stellt hier vor allem Bedeutungsverschiebungen zwischen verschiedenen Erwerbssektoren fest. Insofern lässt sich aber auch für Deutschmann feststellen, dass dieser die Bedeutung von Erwerbsarbeit nicht in Zweifel zieht (Deutschmann 2001, 59ff.).

Mit dem zweiten Punkt verknüpft ist, drittens, ein *Festhalten an der Relevanz* der Disziplin. Dabei wird allerdings nicht (mehr) länger die Auffassung vertreten, die Arbeits- und Industriesoziologie throne über den anderen Teildisziplinen, gleichwohl formulieren alle Autoren auf die eine oder andere Art eine weiterbestehende oder auch wiederkehrende Bedeutsamkeit der Disziplin. Für Deutschmann etwa gewinnt „eine sich als Wirklichkeitswissenschaft verstehende Industriesoziologie" vor dem Hintergrund der jüngeren Entwicklungen kapitalistischer Gesellschaften „neue Aktualität" (Deutschmann 2002, 253). In den Augen von Minssen befasst sich die Arbeits- und Industriesoziologie mit einem für die Entwicklung moderner Gesellschaften weiterhin zentralen Untersuchungsfeld und ist daher nach wie vor eine Disziplin von besonderer Bedeutung:

> „Die Arbeits- und Industriesoziologie beschäftigt sich mit einem spezifischen Ausschnitt sozialen Handelns und unterscheidet sich insofern nicht von anderen Bindestrich-Soziologien; bei diesem Ausschnitt freilich handelt es sich um einen, wenn nicht sogar *den* für die Reproduktion der Gesellschaft zentralen Bereich, und das wiederum hebt sie ab von anderen Bindestrich-Soziologien." (Minssen 2006b, 263, Herv. i.O.)

Auch Schumann hält an einer besonderen Relevanz der Disziplin fest. Er vermutet zudem für die nächsten Jahre eine anhaltende und verstärkte (Re-)Thematisierung von Arbeit und erwartet vor diesem Hintergrund eine „*Renaissance* der Industriesoziologie" (Schumann 2003b, 162, Herv. i.O.). Diesbezüglich etwas vorsichtiger äußert sich Hirsch-Kreinsen. Er macht die Frage der Bedeutung oder gar einer möglichen erneuten „Renaissance" der Disziplin davon abhängig, wie gut es dieser gelingt, sich den mit dem Wandel der Arbeit ergebenden Herausforderungen zu stellen und die eigenen Analyse- und Forschungsansätze kritisch fortzuentwickeln (vgl. Hirsch-Kreinsen 2003, 7 und 18).

Dies führt schließlich zum vierten Punkt. Unter den hier betrachteten Disziplinvertretern besteht eine grundsätzliche Einigkeit darüber, dass vor dem Hintergrund sich vollziehender gesellschaftlicher Veränderungen und gewonnener Einsichten die *Notwendigkeit besteht, 'alte' Ansätze, Perspektiven und Vorstellungen auf den Prüfstand zu stellen*. Allem voran wird von der Vorstellung Abstand genommen, Gesellschaft vornehmlich über die Analyse industrieller Produktion erklären zu können. Alle Autoren formulieren in der einen oder anderen Weise, dass sich eine gesamtgesellschaftliche Analyse und Zeitdiagnose nicht länger aus der Perspektive von Veränderungen industrieller Produktion und Arbeit betreiben lässt. Im gleichen Atemzug wird die Ansicht vertreten, dass der Forschungsgegenstand und die Forschungsperspektiven neu zu justieren und insbesondere auch zu erweitern sind (vgl. Deutschmann 2001, 58-61; Hirsch-Kreinsen 2003, 7-18; Minssen 2006b, 261ff.; Schumann 2003a, 144-153). Zugleich wird auch ein Theoriemanko der Arbeits- und Industriesoziologie ausgemacht. In diesem Zusammenhang wird zum einen die lange Zeit verbreitete gesellschaftstheoretische Orientierung an Marx – grundsätzlich oder zumindest in der erfolgten Form – kri-

tisiert und reflektiert. Zum anderen wird für die aktuelle Situation ein Mangel an Theoriearbeit identifiziert. So formuliert etwa Deutschmann, dass die arbeits- und industriesoziologische Anknüpfung und Rezeption Marx'scher Theorie vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen und arbeitsweltlichen Entwicklungen nicht mehr trägt und alle bisherigen Versuche, dass damit entstandene „Theoriemanko" zu beheben, bisher lediglich „Stückwerk" geblieben sind (vgl. Deutschmann 2002, 26). Ganz ähnlich vermerkt Minssen, „dass – bei allen Verdiensten, die Marx als Theoretiker zweifellos hat – eine Gesellschaftsanalyse, die [...] a priori ein Primat der Ökonomie unterstellt, heute nach Bourdieu, nach Habermas, nach Luhmann, nach Giddens nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit ist" (Minssen 2006b, 260). Für ihn ist bisher jedoch ebenfalls keine Alternative in Sicht: „Allerdings steht ein überzeugendes und im Fach allgemein akzeptiertes Theorieangebot, das diesen Anspruch auf Gesellschaftstheorie einzulösen vermag, nicht zur Verfügung" (Minssen, 2006b, 262). Auch Hirsch-Kreinsen und Schumann sprechen von einem Theoriedefizit. Sie konstatieren dieses aber nicht nur für die Gegenwart, sondern im Rückblick explizit auch bereits für die Vergangenheit. Hirsch-Kreinsen macht für die Gegenwart eine Fülle an empirischen, jedoch kaum theoretische Studien aus und stellt für die Vergangenheit fest, dass Theorie und Empirie „oftmals sehr kurzschlüssig zur Deckung gebracht" wurden (Hirsch-Kreinsen 2003, 5). Schumann argumentiert, dass die Disziplin schon immer Theorieschwächen aufgewiesen hat. Er führt insbesondere in Hinblick auf die Arbeits- und Industriesoziologie der 1960er und 1970er Jahre aus, dass diese lediglich mit Versatzstücken der Marx'schen Theorie gearbeitet hat. Möglich war dies seiner Ansicht nach, weil man nichtsdestotrotz „halbwegs überzeugende Antworten" hinsichtlich der damaligen gesellschaftlichen Situation liefern konnte:

> „Auch ohne elaborierte Gesellschaftstheorie glaubte man, den ersten Einbruch im Wirtschaftswunder-Deutschland und die negativen Industrialisierungs- und Rationalisierungsfolgen aus dem Arbeit-Kapital-Widerspruch einigermaßen überzeugend erklären zu können. Da hatte die kritische Industriesoziologie noch leichtes Spiel mit ihrer Interpretationsarbeit. Improvisation war gefragt – vor allem mit Versatzstücken der Kritik der politischen Ökonomie. Kein Sozialwissenschaftler machte sich damals Illusionen über die Theorieschwächen, aber wir haben sie unbefangen überspielt, weil auch die Kritiker sich noch nicht recht formiert hatten." (Schumann 2003b, 167)

Schumann sieht theoretische Anstrengungen daher damals wie heute als geboten. Insgesamt kann somit noch einmal festgehalten werden, dass hinsichtlich der Diagnose einige grundsätzliche Übereinstimmungen in den Einschätzungen der hier betrachteten Fachvertreter vorliegen. Damit stellt sich nun aber auch die Frage nach den Unterschieden.

3.2 Unterschiede in den Folgerungen

Divergenzen zwischen den Autoren lassen sich in mehrfacher Hinsicht feststellen. Sie betreffen insbesondere die konkreten Folgerungen und unterbreiteten Vorschläge für die Orientierung der Disziplin – also *wie* eine neue bzw. veränderte disziplinäre Ausrichtung aussehen soll(te): Welche Art von Gegenstanderweiterungen und Perspektivveränderungen werden anempfohlen? Wo liegen fruchtbare theoretische Optionen? Im Folgenden sollen die einzelnen Vorschläge dargestellt und dabei vor allem ihre Unterschiede herausgearbeitet werden.

Christoph Deutschmann erinnert in seinen Texten an den, wie der Titel *Die Gesellschaftskritik der Industriesoziologie – ein Anachronismus?* schon sagt, gesellschaftskritischen und -theoretischen Anspruch der Disziplin und unterzieht diesen einer kritischen Reflexion. Er plädiert für den *Erhalt des (gesellschafts)kritischen Anspruchs* der Disziplin, im Hinblick auf die gesellschafts*theoretischen* Ambitionen ist er dabei im Vergleich zu früher verbreiteten Ambitionen der Disziplin allerdings deutlich zurückhaltender (vgl. Deutschmann 2001). Deutschmanns Ansicht nach darf die Arbeits- und Industriesoziologie „den gesamtgesellschaftlichen Bezug ihrer Themen nicht aus den Augen verlieren. [...] Nur wenn sie sich bemüht, die Perspektive der Gesellschaft einzunehmen, kann sie ein Korrektiv gegen die natürliche Neigung der ökonomischen Akteure bilden, die gesellschaftliche Umwelt als bloßen Resonanzboden ihrer Interessen zu behandeln" (Deutschmann 2002, 52).

Für die Vergangenheit macht er die tayloristische Industriearbeit sowie die starke und spezifische Orientierung an der Marx'schen Theorie als zentrale Referenzpunkte der Kritik aus. Diese hält er aktuell jedoch für nicht mehr tragfähig. Entsprechend erachtet er es für notwendig, dass sich die Disziplin neu orientiert, wenn sie auch zukünftig ihre Kritikfähigkeit erhalten will. Im Hinblick auf eine mögliche theoretische Neuorientierung bleiben Deutschmanns Äußerungen allerdings eher allgemein und unkonkret. So plädiert er dafür, es bei „Theorien mittlerer Reichweite" zu belassen (Deutschmann 2002, 49). Was darunter zu verstehen ist, bleibt weitgehend unklar. Klar wird, dass Deutschmann diese Formulierung benutzt, um auszudrücken, dass Theorien seiner Ansicht nach nur „im Rahmen eines bestimmten historischen Kontextes gültig" sind und eben keinen ewig währenden Gültigkeitsanspruch haben bzw. vertreten sollten. Was aber eine 'mittlere Reichweite' auszeichnet, worin sie sich etwa von einer kurzen oder langen unterscheidet, wird nicht näher ausgeführt. Man erfährt lediglich, dass Deutschmann die (Weiter-)Entwicklung theoretischer Ansätze für nötig hält, die das Verhältnis von Betrieb, Industrie und Gesellschaft nicht als ein festes, sondern

als ein lose gekoppeltes konzipieren. Er verweist in diesem Zusammenhang auf existierende systemtheoretische und organisationstheoretische Angebote (vgl. Deutschmann 2002, 26). Warum und inwiefern er diese für fruchtbar hält, darüber macht Deutschmann keine näheren Ausführungen.

Deutlich wird Deutschmann demgegenüber dahingehend, dass er den Taylorismus bzw. die tayloristische Industriearbeit vor allem in zweifacher Hinsicht als kritische Referenzfolie der Forschung als überholt ansieht. Zum einen rekurriert er darauf, dass die relative Bedeutung produktionsorientierter Arbeitsbereiche in der jüngeren Vergangenheit deutlich abgenommen habe, und prognostiziert, dass diese auch weiter zurückgehen werde. Demgegenüber nehme die Bedeutung von Dienstleistungs- und Informationstätigkeiten stetig zu. Damit verknüpft sei ein Bedeutungsverlust (allerdings kein Verschwinden) des tayloristischen Arbeitstyps und eine Bedeutungszunahme von qualifizierten, in stärkerem Maße auf Eigenverantwortung setzenden Arbeitsformen. Auf diesem Befund aufbauend vertritt Deutschmann zum anderen die Ansicht, dass die tayloristische Arbeit und mit ihr auch die Taylorismuskritik nicht mehr als Kristallisationspunkte von Gesellschaftskritik taugen. Angesichts der rückläufigen Bedeutung tayloristischer Arbeit ist die industriesoziologische Kritik an dieser zwar keineswegs obsolet, in Zeiten sich ausbreitender auf Eigenverantwortung und Selbstverpflichtung setzender Arbeitsformen hat sie aus seiner Sicht aber nur noch in Bezug auf die Lage eines Teils der Beschäftigten Berechtigung. Insgesamt taugt der 'alte Ansatz' daher nicht mehr als kritischer Bezugspunkt (vgl. Deutschmann 2001, 59ff.; 2002, 26-52).

Vor diesem Hintergrund plädiert Deutschmann dafür, den Blick stärker auf Wissensarbeit bzw. Informationsarbeit und qualifizierte Angestellte und Experten zu richten (vgl. Deutschmann 2001, 59; auch 2002, 9ff.) und das Modell des Arbeitskraftunternehmers ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken.[6] Dabei geht Deutschmann allerdings nicht davon aus, dass der Arbeitskraftunternehmer heute die neue 'Schlüsselfigur' darstellt. Er sieht diesbezüglich vielmehr viel Ideologie und Mythos am Werk und ist skeptisch, ob sich der Arbeitskraftunternehmer je zu einer solchen Schlüsselfigur entwickeln wird (vgl. Deutschmann 2001, 64-68). Gleichwohl versteht er es als Aufgabe einer kritischen Industriesoziologie aufzuzeigen, welche Auswirkungen die Ausdehnung dieses Modells für Arbeitswelt und Gesellschaft hätte, und eben hierin sieht er auch die Chance, einen neuen Ansatz industriesoziologischer Gesellschaftskritik zu entwickeln:

6 Zu dem von Günter Voß und Hans Pongratz entwickelten Modell des Arbeitskraftunternehmers vgl. Kapitel 7.

> „Wenn industriesoziologische Gesellschaftskritik den Anschluss an die Gegenwart gewinnen will, dann sollte sie nicht länger das tayloristische und auch nicht das McDonald-Produktionsmodell in das Zentrum rücken, sondern das Modell des Arbeitskraft-Unternehmers. Sie sollte die gesellschaftlichen und ökonomischen Folgen verdeutlichen, die eine breitere Durchsetzung dieses Modells hätte. So kann sie vielleicht verhindern helfen, dass es sich zu einer verhängnisvollen Self-fulfilling-Prophecy entwickelt." (Deutschmann 2001, 68).

Heiner Minssen hält eine gesellschafts*theoretische* Fundierung der Arbeits- und Industriesoziologie explizit „für nicht mehr angemessen" (Minssen 2006b, 259). Seiner Ansicht nach ist das Fehlen einer solchen Fundierung auch kein Problem des Faches, sondern des Anspruchs. Er spricht sich für eine Verabschiedung von einem derartigen Anspruch aus:

> „Er ist anachronistisch, herrührend aus einer Zeit, in der Arbeit tatsächlich als Strukturkategorie gelten konnte, und er ist überflüssig, sogar kontraproduktiv, weil selbst interessanten, manchmal sogar spannenden Befunden der Forschung auf diese Weise die Relevanz bestritten wird. Natürlich ist das kein Plädoyer für einen Verzicht auf Theoriearbeit. Die ist weiterhin dringend nötig, aber man sollte sich auf Theorien mittlerer Reichweite beschränken; da gibt es noch genügend zu entdecken." (Minssen 2006b, 269)

Minssen greift damit die Formulierung Deutschmanns explizit auf. Anders als dieser stellt Minssen dabei aber weniger auf eine Begrenztheit der Gültigkeit theoretischer Modelle im Rahmen eines bestimmten historischen Kontextes ab, sondern er benutzt die Formulierung in erster Linie für eine explizite Abgrenzung von einem gesellschaftstheoretischen Anspruch.[7]

Ferner, und erneut ähnlich wie Deutschmann, stellt auch Minssen fest, dass der industrielle Bereich deutlich an Bedeutung eingebüßt habe und die industrielle Produktionsarbeit nicht mehr den zentralen Typus von Arbeit darstelle. Auch er konstatiert eine Zunahme sogenannter Wissensarbeit sowie die Ausweitung des

7 Auch Minssen unterbreitetet aber keinen eigenen theoretischen Vorschlag, sondern liefert ebenfalls nur einige vage Hinweise: So hält er einen „intelligenten Eklektizismus" für „erkenntnisförderlich" (Minssen 2006b, 262) und zählt einige Ansätze auf, die er theoretisch für ertragreich hält, von denen er allerdings gleichzeitig sagt, dass sie lediglich punktuell geblieben sind und nicht weiter gesponnen wurden. Minssen nennt in diesem Zusammenhang etwa Ansätze, die an Becks Konzept der reflexiven Modernisierung anknüpfen, den negotiated-order-Ansatz oder neo-institutionalistische Ansätze aus der Organisationsforschung. Darüber hinaus hält er es für eine theoretische Weiterentwicklung für angezeigt, stärker als bisher internationale Diskussionen einzubeziehen (Minssen 2006b, 269). Nähere theoretische Ausführungen bleibt auch Minssen aber schuldig.

Dienstleistungssektors und hebt Forschungsaktivitäten sowie die Vielfältigkeit an bereits existierenden Erkenntnissen zu diesen Feldern hervor (vgl. Minssen 2006a, 205-218). Minssen grenzt sich allerdings von einer bei Deutschmann zumindest anklingenden Vorstellung ab, dass an die Stelle des einstmals zentralen Beschäftigungsbereichs und Arbeitstypus neue getreten sind, die nun (stärker) im Zentrum der Disziplin stehen sollten. Minssen hält eine Neubestimmung des arbeits- und industriesoziologischen Untersuchungsgegenstands, die statt der 'alten' nun andere, 'neue' Arbeitsformen oder Beschäftigungsbereiche in den Mittelpunkt stellt, angesichts der Vielfalt an Tätigkeiten, Bereichen und Befunden weder für aussichtsreich noch für angemessen (vgl. Minssen 2006b, 263ff.). Er schlägt dagegen vor, einen anderen Aspekt ins Zentrum zu stellen: das sogenannte Transformationsproblem.

> „'Warum arbeiten die Arbeiter?' – [...] genau auf diese Frage sucht die Arbeits- und Industriesoziologie eine Antwort – selbstredend nicht im Sinne von Ratschlägen, wie Arbeiter zum Arbeiten zu bewegen sind, sondern im Sinne einer Analyse der in den Betrieben verfolgten Strategien, mit denen das Transformationsproblem bewältigt werden soll. Sie fragt danach, unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Folgen gearbeitet wird, wie Betriebe Arbeiter dazu bringen, den betrieblichen Ansprüchen gemäß zu arbeiten, und welche Möglichkeiten Arbeiter haben, sich den betrieblichen Ansprüchen zu entziehen oder diesen auch zu entsprechen." (Minssen 2006b, 267, vgl. auch 2006a, 19-23)

Minssen knüpft dabei an Überlegungen Luhmanns sowie Erkenntnisse der Organisationsforschung zur Beziehung von Organisation und Umwelt an. Unter Bezugnahme auf diese rekurriert er auf die begrenzte Unabhängigkeit von Betrieben. Diese hätten drei Zugriffsbereiche, welche im Sinne einer optimalen Kapitalverwertung formbar seien: Technik, Organisation und Arbeit. Dies funktioniere nun allerdings nicht reibungslos, sondern in allen drei Bereichen ergäben sich Transformationsprobleme. „Als 'Transformationsproblem' formuliert, geht es um die Transformation von Technologie in Technik, von Konzepten der Organisierung in Organisation und schließlich um die Transformation von Arbeitskraft in Arbeit" (Minssen 2006b, 265). Letzteres sei das entscheidende Transformationsproblem. Der Kern arbeits- und industriesoziologischer Forschung besteht für Minssen in der Analyse eben dieser Transformation von Arbeitskraft in Arbeit. Dieses Transformationsproblem stellt sich seiner Ansicht nach in allen Arbeitsbereichen und Tätigkeiten – allerdings in durchaus unterschiedlicher Art und Weise. Es in seinem Facettenreichtum sowie seinen gesellschaftlichen Folgen zu analysieren, bildet für Minssen den Untersuchungsgegenstand arbeits- und industriesoziologischer Forschung (vgl. Minssen 2006b, 267).

Minssen formuliert, dass die Transformationsproblematik dabei allerdings kein „exklusives Betätigungsfeld" (Minssen 2006b, 267) darstellt, sondern etwa auch von der Betriebswirtschaftslehre bearbeitet wird. Während diese jedoch von einem affirmativen Bezug sowie einer stark an konkreten Handlungsempfehlungen orientierten Perspektive getragen sei, zeichne sich die Arbeits- und Industriesoziologie durch einen „fremden", „kritisch-diagnostischen" Blick aus (Minssen 2006b, 268): „Ihre Stärke liegt mehr in der Diagnose, weniger in der Produktion von Wissen, das in Betrieben 'verwandt' werden kann" (Minssen 2006b, 268).

Michael Schumann hält demgegenüber am kritischen *und* gesellschaftstheoretischen Anspruch und Projekt der Arbeits- und Industriesoziologie fest. Er verfolgt das Projekt einer „kritischen Industriesoziologie" (Schumann 2003a und b). Im Anschluss an Horst Kern formuliert Schumann, dass es kritischer Industriesoziologie darum geht, den Zustand und Wandel von Arbeit zu analysieren, dabei Missstände, Inhumanitäten und Herrschaftsstrukturen sowie auch Möglichkeiten für Veränderungen und Überwindungen ausgemachter Missstände herauszuarbeiten, mit dem Ziel, einen Beitrag zur Entwicklung hin zu einer „vernünftigen, menschenwürdigen Gesellschaft" zu leisten. Den theoretischen Anknüpfungspunkt bildet für Schumann dabei die Kritische Theorie. Wie genau eine Anknüpfung an die Kritische Theorie aussehen könnte, wird von ihm allerdings nicht näher beleuchtet (vgl. Schumann 2003a, 136 und 2003b, 168ff.).

Um den formulierten Anspruch erfüllen und eine Relevanz für gesamtgesellschaftliche Diagnosen entfalten zu können, sieht Schumann zudem den Bedarf einer inhaltlichen Neuausrichtung kritischer Industriesoziologie. Schumann entwirft hier keine feste Programmatik. Vielmehr skizziert er Entwicklungen, Problemfelder und Herausforderungen, denen sich eine kritische Industriesoziologie heute stellen muss. So konstatiert auch er, dass vor allem Dienstleistungstätigkeiten und sogenannte Wissensarbeit in der Vergangenheit deutlich an Bedeutung gewonnen hätten. Die Arbeits- und Industriesoziologie habe hierauf auch bereits reagiert und begonnen, ihr Themenspektrum in dieser Richtung zu erweitern, und Schumann begrüßt diese Weiterungen. Allerdings ist er der Überzeugung, dass trotz der Relativierung der Bedeutung der Industriearbeit im Zuge der Ausbreitung anderer Bereiche die hiesige Gesellschaft nach wie vor und auch zukünftig weiterhin eine Industriegesellschaft sein werde. Er geht davon aus, dass „die Industrie gerade für Deutschland noch für lange Zeit als wichtige Ressource für die ökonomischen Chancen und für die gesellschaftlichen Perspektiven zentrale Bedeutung haben und einen entsprechenden Machtfaktor bilden wird" (Schumann 2003b, 157). Im Vergleich zu früher sei die Lage aber deutlich komplexer und widersprüchlicher. Schumann konzentriert sich

in seinen diesbezüglichen Ausführungen auf die Transformationen der Arbeit im industriellen Bereich sowie auf die Herausforderungen, die sich daraus für eine kritische Industriesoziologie ergeben (vgl. Schumann 2003a, 145-153). Im Kern beobachtet er für die Industriearbeit eine komplexe und unübersichtliche Entwicklung der Rationalisierungskonzepte, Arbeitsformen und -verhältnisse und bemerkt, ähnlich wie etwa Deutschmann, dass angesichts dieser Pluralisierung und Unübersichtlichkeit „die Negativfolie tayloristischer Arbeitspolitik als Referenz zur Bestimmung von Arbeitsproblemen und Entfremdungsformen nur noch wenig hergibt" (Schumann 2003a, 151). Wie Minssen plädiert auch Schumann aber nicht dafür, 'neue' Tätigkeiten, wie die Wissensarbeit, ins Zentrum zu stellen. Schumann grenzt sich vielmehr explizit von Deutschmanns Vorschlag ab. Er sieht darin die Gefahr einer erneuten unzulässigen Verallgemeinerung und nicht adäquaten Erfassung der vielschichtigen Entwicklungen der Arbeitswelt (vgl. Schumann 2003b, 166). Schumann formuliert demgegenüber die Aufgabe kritischer Industriesoziologie wie folgt:

> „Die kritische Industriesoziologie ist gefordert, diese 'verwirrende' Situation zu dechiffrieren: in einer, der Komplexität des Wandels angemessenen, den durchaus widersprüchlichen Veränderungen gerecht werdenden Empirie genauere Einblicke in die Arbeitsrealität zu eröffnen, Konzepte der Restrukturierung auch in ihren Umsetzungsbrüchen zu rekonstruieren und schließlich, auf dieser Basis, Erklärungen für die ablaufenden Entwicklungen zu geben, d.h. die Theoriearbeit weiter zu treiben." (Schumann 2003a, 147)

Um ein Gesamtbild der vielfältigen und auch widersprüchlichen Entwicklungen liefern zu können, hält er dabei auch Perspektiverweiterungen für notwendig: Zum einen sei die 'Globalisierung' in den Blick zu nehmen (vgl. Schumann 2003b, 168). Zum anderen müsse vor allem die 'Arbeitslosigkeit' ins Auge gefasst werden. Diesbezüglich argumentiert Schumann unter Rückgriff auf Horst Kern, dass die gesellschaftliche Konfliktdynamik heute wesentlich durch das Problem der Arbeitslosigkeit mitbestimmt würde (vgl. Schumann 2003a, 147ff.). Schumann ist überzeugt, dass sich auf der Basis einer solchen Perspektivveränderung „neuartige wie altbekannte Strukturmuster von Arbeit und Nicht-Beschäftigung zu einem Gesamtbild widerspruchsvoller Entwicklungstendenzen [fügen]" (Schumann 2003a, 153).

Eine solche Neuausrichtung und Öffnung birgt für Schumann gerade auch theoretisch enorme Herausforderungen:

> „Die geforderte Theorie der sozioökonomischen Entwicklung muss nicht nur die Logik ökonomischer Prozesse, also die durch Kapitalverwertung simulierte Suche nach möglichst effizienten Lösungen mit den dafür gewählten Produktionskonzepten zusammenbringen und damit entsprechend veränderter Handlungsbedingungen Modellwechsel erklärbar machen, sondern auch die Wirkungen und Wechselwirkungen auf das Segment der 'Nicht-Beschäftigung' einbeziehen." (Schumann 2003a, 148)

Weitergehende Ausführungen, wie eine solche perspektivische und theoretische Neuausrichtung aussehen kann, macht Schumann jedoch nicht. Auch in diesem Punkt belässt er es lediglich bei Hinweisen – konkret bei dem Hinweis, kritische Industriesoziologie müsse sich stärker der Exklusionsforschung öffnen (vgl. Schumann 2003a, 148f.).

Auch Hartmut Hirsch-Kreinsen sieht die Notwendigkeit der Erweiterung traditioneller Forschungsperspektiven der Industriesoziologie. Er problematisiert in diesem Zusammenhang ebenfalls die empirische und konzeptionelle Vernachlässigung von Sektoren und Entwicklungstendenzen jenseits der Industriearbeit (vgl. Hirsch-Kreinsen 2003, 7). Die Industriesoziologie müsse über die Entwicklung der 'großen Industrie' hinausgehen und verschiedenste Arbeitsformen und -prozesse in den Blick nehmen, wenn sie nicht Gefahr laufen will, gewichtige Entwicklungstendenzen zu vernachlässigen. Angesichts der Ausdifferenzierungen von Arbeitsbereichen und -formen verbieten sich seiner Ansicht nach aber „Globalaussagen". Seiner Ansicht nach bedarf es – in Anlehnung an Dieter Sauer – einer „neuen Landkarte der Arbeit", welche dem breiten Spektrum an Arbeitsbereichen und -formen gerecht wird, ihren jeweiligen Charakter sowie die widersprüchlichen Momente erfasst (vgl. Hirsch-Kreinsen 2003, 12-16). Konkret heißt es bei ihm:

> „[Die, SJ] Thematik der Industriesoziologie [kann, SJ] keineswegs auf die Entwicklung der 'großen Industrie' reduziert werden, auch fortgeschrittene gesellschaftliche Entwicklungsphasen, wie sie etwa mit Begriffen wie Wissensarbeit und Wissensgesellschaft gefasst werden, bezeichnen Organisationsformen gesellschaftlicher Arbeit und sind [als, SJ] aktuelle Themen der Industriesoziologie anzusehen." (Hirsch-Kreinsen 2003, 16)

Dabei dürfe sich die Disziplin in seinen Augen zudem nicht auf die Analyse von Arbeit und Arbeitsprozessen begrenzen, sondern muss vielmehr auch die gesellschaftlichen Bedingungen erkennen, die Arbeit konstituieren, um sie „in ihrem gesellschaftlichen Charakter zu erfassen" (Hirsch-Kreinsen 2003, 16). Was damit genau gemeint ist bzw. wie dies genau aussehen kann, bleibt bei Hirsch-Kreinsen weitgehend unkonkret. Seinen Ausführungen lässt sich lediglich entnehmen, dass er die Forschung in dieser Richtung für noch am Anfang stehend hält. So sei noch näher zu klären, was mit dem Wissensbegriff genau gemeint ist oder was seinen spezifischen Charakter ausmacht. Ebenso bestehen zentrale Herausforderungen für ihn darin, „die gegenwärtige Bedeutung, die Formen und die Konsequenzen

von Wissen im gesellschaftlichen Produktionsprozess empirisch und theoretisch herauszuarbeiten", „die Frage nach den Tendenzen und Konsequenzen der Entgrenzung von Arbeitsverhältnissen auf den unterschiedlichsten sozialen und institutionellen Ebenen" zu klären oder auch „die Frage nach der Reichweite, den Verlaufsformen und den Konsequenzen der globalen Ausweitung ökonomischer Austauschprozesse" weiter zu erhellen. Die theoretische Herausforderung sieht er darin, diese Fragen mit der „Entwicklungsdynamik kapitalistischer Produktion" zu verknüpfen (Hirsch-Kreinsen 2003, 16f.).

Auch in dieser Hinsicht bieten seine Ausführungen allerdings keine nähere Konkretisierung. Hirsch-Kreinsen belässt es im Wesentlichen bei der hier angedeuteten Aufzählung von Punkten. Die jeweiligen Ausführungen zu den einzelnen Aspekten sind knapp und allgemein, konkretere Thesen werden nicht unterbreitet. Er formuliert lediglich, dass es einer Öffnung der Arbeits- und Industriesoziologie gegenüber anderen Disziplinen und deren Forschungsansätzen bedarf, um die von ihm benannten Herausforderungen meistern zu können. Für gewinnbringend hält er vor allem eine Verschränkung mit den Ansätzen anderer Teildisziplinen der Arbeitsforschung, denen der Ökonomie sowie vor allem mit der Wirtschaftssoziologie und international vergleichenden Ansätzen.[8] Warum er diese Öffnung sowie die konkreten Ansätze für fruchtbar hält bzw. wie sie für die Disziplin fruchtbar gemacht werden könnten, bleibt unerläutert. Stattdessen benennt Hirsch-Kreinsen abschließend seiner Erörterung einen weiteren Punkt, von dem seiner Ansicht nach die erfolgreiche Bearbeitung der von ihm formulierten Herausforderungen sowie auch die Zukunft der Disziplin abhängt. Dieser bezieht sich auf die Frage von Theorie und Praxis, nämlich „inwieweit der Spagat zwischen anwendungs- bzw. praxisorientierter Forschung einerseits und konzeptionell gerichteter Grundlagenforschung andererseits gelingt" (Hirsch-Kreinsen 2003, 18). Um hier die Gefahr eines unkritischen Umgangs mit der Praxis zu bannen, hält er eine aus theoretischer Selbstreflexion erwachsene kritische Distanz für unverzichtbar (vgl. Hirsch-Kreinsen 2003, 18). Konkreter als dieser Hinweise werden die Ausführungen aber auch in diesem Punkt nicht.

8 Auch was die Bearbeitung des Theoriemankos betrifft, sieht Hirsch-Kreinsen in einer Öffnung hin zu theoretischen Ansätzen anderer Disziplinen gewinnbringendes Potential. Konkret hält er einen Rückgriff auf „politikwissenschaftliche Governancekonzepte und regulationstheoretische Überlegungen" für weiterführend und notwendig (Hirsch-Kreinsen 2003, 17f.; auch 2005). Wie genau dies erfolgen könnte, bleibt aber erneut unausgeführt.

3.3 Beschränkte Erweiterungen: Paradigmagefangenheit

Die einzelnen Stellungnahmen können auf ganz unterschiedliche Fragen hin untersucht und betrachtet werden. Entsprechend der von mir verfolgten Fragestellung stehen im Folgenden erneut Gegenstandsverständnis und -zuschnitt im Zentrum des Interesses. Beleuchtet werden soll, wie die diesbezüglichen, in den Stellungsnahmen enthaltenen Aussagen und Impulse einzuschätzen sind.

Abschnitt 3.1 und 3.2 machen deutlich, dass alle Fachvertreter in ihren Beiträgen eine Vielschichtigkeit des Wandels von Arbeit zum Ausdruck bringen. Dabei klingt zugleich an, dass dieser Wandel eingebettet ist in tiefgreifende und ebenfalls komplexe gesellschaftliche Transformationsprozesse. Vor diesem Hintergrund stellen die Autoren alle in der einen oder anderen Weise eine Komplexität und Heterogenität der Arbeitswelt wie auch der Gesellschaft fest. In Hinblick auf die Arbeits- und Industriesoziologie konstatieren sie auf dieser Basis wiederum, dass die einstmals vorherrschende Vorstellung nicht mehr trägt. Sowohl der engen Perspektivausrichtung auf die industrielle Produktion als auch der Überzeugung, über die Analyse dieses Bereiches im Kern die gesellschaftliche Entwicklung insgesamt in den Blick nehmen zu können, wird eine Absage erteilt. Sie werden, so das aus allen Stellungnahmen sprechende Urteil, gerade der Komplexität von Arbeitswelt und Gesellschaft nicht mehr gerecht.

In der Folge plädieren alle Beiträge für Perspektiveränderungen sowie eine Neuvermessung des Gegenstandes und unterbreiten Vorschläge: Wissens-/Informationsarbeit bzw. Wissensgesellschaft (Deutschmann, Hirsch-Kreinsen), Transformationsproblem (Minssen), Industriearbeit plus Erweiterungen (Schumann). Obwohl die Vorschläge sehr unterschiedlich sind, ist allen Beiträgen gemein, dass sie im Vergleich zum Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie der früheren Jahre tatsächlich deutliche Perspektiv- und Gegenstandserweiterungen liefern. Zugleich stehen die Vorschläge aber insofern in der alten arbeits- und industriesoziologischen Tradition, als dass sie alle auf Erwerbsarbeit beschränkt bleiben. Auch die Rekurse auf 'Wissensarbeit', das Transformationsproblem oder die verwirrende Situation in der industriellen Arbeitswelt beziehen sich letztlich alle auf Neuerungen innerhalb des Gegenstandsbereichs Erwerbsarbeit (vgl. auch Jürgens 2005; 2006, 91). Andere Arbeits- und Lebensbereiche, ihr Zusammenspiel mit Erwerbsarbeit, ihre gesellschaftliche oder subjektive Relevanz werden bestenfalls gestreift, aber nicht eingehender in den Blick genommen.

So fürchtet Deutschmann zwar negative Auswirkungen des Arbeitskraftunternehmer-Modells nicht nur, aber insbesondere im Hinblick auf das „sonstige Leben." Konkret benennt er mögliche negative Wirkungen auf die Entscheidung zur

Elternschaft oder zu ehrenamtlichem Engagement. Damit spricht Deutschmann Zusammenhänge zwischen den Lebensbereichen zwar als einen wichtigen Aspekt an, er führt dies jedoch nicht aus oder stellt in irgendeiner Form konzeptionelle Überlegungen in diese Richtung an (vgl. Deutschmann 2001, 67).

Auch in Hirsch-Kreinsens Rede von der Notwendigkeit, die gesellschaftlichen Bedingungen zu erhellen, die Arbeit konstituieren, wird das Außerbetriebliche adressiert. Die von ihm aufgeworfene Frage nach den Folgewirkungen der Entgrenzung von Arbeitsverhältnissen auf unterschiedliche soziale und institutionelle Ebenen impliziert darüber hinaus die Frage nach dem Zusammenhang von Erwerbsarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen. Hirsch-Kreinsen präzisiert diese Punkte aber nicht weiter. Kerstin Jürgens weist zudem darauf hin, dass in Hirsch-Kreinsens Plädoyer für eine disziplinäre Öffnung der Arbeits- und Industriesoziologie zu anderen (Teil-)Disziplinen gerade jene Disziplinen ausgespart bleiben, die für einen vertiefteren Einblick in außerbetriebliche Tätigkeiten sowie das Zusammenspiel von Erwerbsarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen interessant wären. Jürgens benennt konkret die Familiensoziologie (vgl. Jürgens 2005, 181).

Minssens auf das Transformationsproblem gerichteter Ansatz bleibt ebenso auf Erwerbsarbeit als Gegenstandsbereich gerichtet. Zwar äußert er in einer Fußnote, dass dieses Problem seiner Ansicht nach keineswegs an Erwerbsarbeit gebunden ist; „auch bei ehrenamtlicher Arbeit oder bei Hausarbeit geht es um nichts anderes als die (selbständig zu bewältigende) Übersetzung von Arbeitsfähigkeit in tatsächliche Arbeit“ (Minssen 2006b, 267). Ohne an dieser Stelle näher darauf einzugehen, ob eine solche bruchlose Übertragung tatsächlich tragfähig ist, sagt doch schon allein die Tatsache, dass Minssen dieser Punkt lediglich eine vage Bemerkung in der Fußnote wert ist, viel über den Stellenwert aus, den er der Einbeziehung von Arbeits- und Lebensbereichen jenseits der Erwerbsarbeit zumisst.

Schumann geht mit seinem Plädoyer für eine systematische Einbeziehung und Erforschung von Arbeitslosigkeit und ihren Folgen als einziger über den Horizont der Erwerbsarbeit hinaus (vgl. Schumann 2003a, 148). In gewisser Weise bleibt jedoch auch er damit erwerbsarbeitsfixiert; indem sein Vorschlag somit nämlich auf die Folgewirkungen des Fehlens von Erwerbsarbeit gerichtet ist.

Insgesamt kann für die Beiträge damit eine Diskrepanz zwischen Diagnose und Vorschlag festgestellt werden: Alle Beiträge zeichnen in der ein oder anderen Form ein plurales und widersprüchliches Bild der Realität und dabei findet auch die Verwiesenheit unterschiedlicher Sphären und Lebensbereiche aufeinander Erwähnung. Gleichwohl zeichnen sich die einzelnen Vorschläge für eine künftige Ausrichtung der Disziplin dadurch aus, dass sie auf Erwerbsarbeit und in einigen Fällen noch dazu auf bestimmte Erwerbsarbeitfelder begrenzt bleiben. Bereiche und Entwicklungen jenseits der Erwerbssphäre bleiben lediglich „Rahmenbedingungen“ (Jürgens 2006, 94), die als solche zwar in Teilen benannt, aber nicht systematisch in den eigenen Forschungshorizont einbezogen werden. Während sich die Autoren, wie meine Ausführungen in Abschnitt 3.1 und 3.2 zeigen, von einer Reihe von alten Mustern und Vorstellungen der Arbeits- und Industriesoziologie deutlich lösen und abgrenzen, bleiben sie in dieser Hinsicht gewissermaßen *paradigmagefangen*.

Eine wesentliche Ursache hierfür kann darin gesehen werden, dass zentrale Unzulänglichkeiten der ‘alten’ Arbeits- und Industriesoziologie in den ‘aktuellen’ Stellungsnahmen nicht bzw. nicht hinreichend aufgearbeitet werden. So wird zwar für die heutige Betrachtung insbesondere das ‘Primat der industriellen Sphäre’ wie auch die Fokussierung auf tayloristische industrielle Produktionsarbeit aufgegeben. Die Fachvertreter begründen dies weitgehend damit, dass sich gesellschaftliche und arbeitsweltliche Veränderungen vollzogen hätten, vor deren Hintergrund eine derartige Deutung und Perspektive nicht mehr tragfähig sei. Impliziert wird damit allerdings zugleich transportiert, dass diese Deutung und Perspektive einst durchaus adäquat gewesen sei. Dies kommt etwa zum Vorschein, wenn Deutschmann fragt, ob die alten Bezugspunkte und der alte Impetus der Arbeits- und Industriesoziologie heute „noch“ tragen (vgl. Deutschmann 2001, 59) oder wenn Schumann formuliert, dass die Negativfolie tayloristischer Arbeit „nur noch wenig hergibt“ (Schumann 2003a, 151). Beide Aussagen beinhalten, dass die Deutungsmuster einst getragen bzw. viel hergegeben haben. Unerkannt bleibt damit jedoch, dass das ‘alte’ Gegenstandsverständnis schon damals erhebliche Defizite aufgewiesen hat, die insbesondere aus der mangelnden Reflexion und Analyse der gesellschaftlichen Eingebundenheit ihres Gegenstands resultierten (vgl. Kapitel 2).

Eben diese mangelnde Reflexion bleibt in den aktuellen Stellungnahmen in gewisser Weise erhalten. Der naheliegenden Frage, wie sich die gesellschaftliche Eingebundenheit der Erwerbsarbeit und ihr Verhältnis zu anderen Arbeits- und Lebensbereichen darstellt, wenn das Primat der industriellen Sphäre nicht mehr trägt, wird weiterhin nicht eingehender nachgegangen. Die Beiträge weisen zwar in unterschiedlicher Weise darauf hin, dass Veränderungen und Wirkungen der Erwerbssphäre im engen Zusammenhang mit gesellschaftlichen Entwicklungen in anderen Bereichen stehen. Obwohl die Stellungnahmen damit auf die Notwendigkeit einer Betrachtung des Wandels von Erwerbsarbeit im gesellschaftlichen Kontext verweisen, findet dieser Aspekt aber kaum Eingang in die unterbreiteten

Vorschläge zur Ausrichtung der Disziplin. Aufs Ganze gesehen 'überwinden' die Beiträge damit zwar die Fixierung auf industrielle Produktion und die spezifische Dominanz-Vorstellung der 'früheren' Arbeits- und Industriesoziologie. Die Forscher bleiben aber – nach wie vor weitgehend unreflektiert – der Dichotomie-Vorstellung verhaftet, insofern als dass der Blick auf Erwerbsarbeit zwar erweitert, diese aber weiterhin vornehmlich isoliert betrachtet bzw. als isoliert betrachtbar begriffen wird.

Dieses Defizit hängt nicht nur, aber doch nicht zuletzt damit zusammen, dass der ausgeprägte Androzentrismus der Disziplin weiterhin nur unzureichend reflektiert und aufgearbeitet wird. Zwar klingt in einigen der Stellungnahmen durchaus kritisch an, dass die Disziplin Fragen der Geschlechterhierarchie und geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung lange Zeit kaum bis keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Während die kritischen Ausführungen zum Deutungsmuster Industriegesellschaft wie auch zur Marx-Rezeption zum Teil sehr umfänglich sind, fällt die Reflexion des Androzentrismus jedoch recht dünn und kurz aus (vgl. u.a. Deutschmann 2002, 192-199; Minssen 2006b, 261). Zudem übersetzt sich dies kaum in die unterbreiteten Vorschläge zur Neuvermessung des Gegenstands. Indem insbesondere die unentgeltlich geleistete Hausarbeit keinen Eingang in die vorgeschlagenen Gegenstandserweiterungen erhält, mangelt es von vornherein an einer wichtigen Voraussetzung für eine adäquate Berücksichtigung des Zusammenhangs zwischen 'Arbeit und Geschlecht' sowie für eine Bearbeitung der Geschlechterfrage für die Zukunft (vgl. auch Jürgens 2006, 93). Damit bleibt aber zugleich auch die sich bei einer Berücksichtigung der Geschlechterperspektive doch quasi automatisch aufdrängende Frage nach dem Verhältnis unterschiedlicher Arbeits- und Lebensbereiche unterbelichtet.

Die *Paradigmagefangenheit* bleibt nicht ohne Konsequenzen. Diese betreffen zum einen die Bearbeitung der in den einzelnen Stellungnahmen jeweils ausgemachten Herausforderungen. Denn auf der Basis der vorgeschlagenen Perspektiverweiterungen können diese nur begrenzt analysiert werden. Wie sollen beispielsweise, wie von Deutschmann eingefordert, die Folgewirkungen einer Ausdehnung dieses Arbeitskraftunternehmer-Modells präzise verdeutlicht werden, dessen wesentliches Charakteristikum nach Hans Pongratz und Günter Voß doch gerade im Zugriff auf außerbetriebliche Ressourcen und Kompetenzen liegt (vgl. Kapitel 7), wenn der Bereich jenseits der Erwerbsarbeit nicht systematisch in den Gegenstandsbereich der Forschung integriert wird? Wie will Hirsch-Kreinsen die Folgen der Entgrenzung von Arbeit auf unterschiedlichen Ebenen beschreiben, ohne einen Hinweis zu geben, wie diese Ebenen einbezogen werden können? Und bleibt nicht auch Minssens Idee der Fokussierung

auf das Transformationsproblem verkürzt, wenn er nicht Aspekte außerhalb der Erwerbsarbeit einbezieht, die dieses Problem vielleicht bedingen? In ihrer vorgeschlagenen Ausrichtung und Fokussierung auf Erwerbsarbeit können die gemachten Vorschläge jeweils bloß Hinweise darauf geben, dass auch Aspekte jenseits der Erwerbsarbeit eine Rolle spielen. Bestenfalls können sie diese auch grob umreißen, erklären können sie die Zusammenhänge dagegen nicht.

Zum anderen bleiben mit der fortwährenden Beschränkung auf Erwerbsarbeit aber auch weiterhin Problemlagen außen vor, die sich ebenfalls schon für die 'alte' Arbeits- und Industriesoziologie identifizieren ließen (vgl. Abschnitt 2.3). Hierzu gehört der bereits angerissene Punkt, dass Zusammenhänge und auch Widersprüche zwischen den Arbeits- und Lebensbereichen nach wie vor nicht hinreichend in den Blick geraten. Ebenso bleiben Hierarchien und Ungleichheiten weiterhin unterbelichtet, die sich, wie ich in Abschnitt 2.3. formuliert habe, zwischen dem tatsächlich oder auch nur vermeintlich Getrennten aufbauen. Schumann bildet hier insofern eine Ausnahme, als er mit seinem Plädoyer für die Einbeziehung der Erwerbslosigkeit zumindest die Spaltung zwischen Erwerbstätigen und Erwerbslosen in den Blick zu nehmen versucht und auch darüber hinaus auf Spaltungslinien zwischen Beschäftigten hinweist. Demgegenüber gerät die sich ebenfalls und insbesondere in den Zusammenhängen aufbauende Geschlechterhierarchie weder bei ihm noch bei den anderen Fachvertretern angemessen in den Aufmerksamkeitshorizont.

4 Zwischenbetrachtung

Als ein Ergebnis von Teil A kann festgehalten werden, dass das Gegenstandsverständnis der Arbeits- und Industriesoziologie von der Nachkriegszeit bis heute deutliche Veränderungen erfahren hat. In Kapitel 2 habe ich dargelegt, dass die Disziplin über Jahrzehnte eine Fokussierung auf industrielle, tayloristische Produktionsarbeit im Großbetrieb aufgewiesen hat und vor allem seit Ende der 1960er Jahre zudem die Annahme vorherrschend ist, mit diesem Bereich *das* gesellschaftliche Gravitationszentrum in den Blick zu nehmen. Als zentrale Faktoren und Vorstellungen, die in diesem Gegenstandsverständnis zum Tragen kommen, habe ich eine Orientierung am Deutungsmuster Industriegesellschaft, eine spezifische Marx-Rezeption sowie einen ausgeprägten Androzentrismus benannt.

Meine Ausführungen in Kapitel 3 machen deutlich, dass dem einstmals dominanten Gegenstandsverständnis in der Disziplin heute eine Absage erteilt wird. Die in Kapitel 3 betrachteten Stellungnahmen prominenter Fachvertreter zeichnen ein facettenreiches und ausdifferenzierteres Bild sowohl der Arbeitswelt als auch der Gesellschaft. Vor diesem Hintergrund schlagen die Fachvertreter in der einen oder anderen Weise eine Ausweitung bzw. Neujustierung des arbeits- und industriesoziologischen Gegenstandsbereichs vor.

Trotz aller Unterschiede kann aber festgestellt werden: Alle in den beiden vorangegangenen Kapiteln betrachteten Abhandlungen eint, dass erstens die Bestimmung des Gegenstandsbereichs auf Erwerbsarbeit begrenzt ist. Zweitens wird die gesellschaftliche Eingebundenheit der Erwerbsarbeit und ihr Verhältnis zu anderen Arbeits- und Lebensbereichen unzureichend bis nicht reflektiert. Zwar wird die Bedeutung außer-erwerblicher Sphären und Entwicklungen in einigen frühen und allen aktuellen Texten durchaus angesprochen, dem Zusammenspiel der Entwicklungen wird aber nicht systematisch nachgegangen. In den Fällen, in denen der Blick über die Erwerbsarbeit hinaus reicht, erfolgt dies nur ansatzweise bzw. begrenzt. Für die 'frühere' Arbeits- und Industriesoziologie sind hier etwa Dahrendorf und Fürstenberg zu nennen, die in ihre Abhandlungen zwar Themenkomplexe wie „Industrie und Gesellschaft" bzw. „Wechselwirkungen zwischen Arbeit und Freizeit" integrieren, dabei aber nur eine

Richtung in Betracht ziehen, nämlich wie Industrie bzw. Arbeit auf Gesellschaft bzw. Freizeit wirken. Die umgekehrte Richtung bleibt dagegen im Dunkeln (vgl. Abschnitt 2.1). Von den betrachteten jüngeren disziplinären Stellungnahmen ist es vor allem Michael Schumann, der mit seiner Fürsprache für eine stärkere Berücksichtigung der Problematik der Erwerbslosigkeit den Horizont der Erwerbsarbeit überschreitet, zugleich diesem damit aber auch in gewisser Weise verhaftet bleibt (vgl. Abschnitt 3.3).

In den aktuellen Debatten um den Zuschnitt des Gegenstands der Disziplin spielt immer wieder auch der Punkt eine Rolle, dass und inwieweit der eigene Gegenstandszuschnitt nicht zuletzt auch der Problematik realer Komplexität und notwendiger Komplexitätsreduktion geschuldet ist – also der für wissenschaftliches Arbeiten bestehende Schwierigkeit des Umgangs mit der Komplexität von Realität, in der – überspitzt formuliert – „Alles mit Allem zu tun hat". Tatsächlich scheint in vielen der aktuellen kritischen Auseinandersetzungen mit dem einstmals dominanten Gegenstandsverständnis der Arbeits- und Industriesoziologie durch, dass dieses zwar als heute nicht mehr tragfähig, aber gleichwohl für frühere Zeiten als adäquates Modell der Komplexitätsreduktion eingeschätzt wird. Eine solche Einschätzung klingt in den in Kapitel 3 betrachteten aktuellen Stellungnahmen an, wenn, wie angesprochen, darin seitens der Fachvertreter geäußert wird, dass alte Gewissheiten und Annahmen *heute nicht mehr* tragen. Eine solche Einschätzung ist über die hier betrachteten Stellungnahmen hinaus weit verbreitet. Selbst eine die Disziplin und ihr Gegenstandsverständnis kritisch betrachtende Forscherin wie Kerstin Jürgens bescheinigt dem einstigen arbeits- und industriesoziologischen Gesellschaftsmodell eine gewisse Tragfähigkeit: „Dieses – aus heutiger Sicht simpel anmutende – Modell konnte die Sozialstruktur der damaligen Zeit (noch) annähernd erfassen und lieferte eine gelungene Reduktion von Komplexität" (Jürgens 2006, 24).

Ebenso können auch die betrachteten aktuellen Stellungnahmen als unterschiedliche (bewusste oder unbewusste) Strategien gelesen werden, mit eben dieser Frage der Komplexitätsreduktion umzugehen. So kann Deutschmanns und Hirsch-Kreinsens Plädoyer für eine Aufmerksamkeitsverschiebung bzw. -erweiterung hin zu Wissensarbeit oder Informationsarbeit als Strategie interpretiert werden, den Blick vorrangig auf die als neu und besonders relevant ausgemachten Entwicklungen und Arbeitsbereiche zu richten. Demgegenüber gehen Schumanns Ausführungen zur Industriearbeit eher in die Richtung, eine weiterhin bestehende Relevanz des 'Alten' zu reklamieren und sich vor diesem Hintergrund für eine auch künftige Betrachtung dieses Bereiches auszusprechen; allerdings in veränderter, den Entwicklungen und Transformationen Rechnung

tragender Form. Dies bedeutet für ihn auch, dass neue bzw. bisher kaum beachtete Aspekte hinzuzunehmen sind. In Schumanns Augen sind dies vor allem Globalisierung und Erwerbslosigkeit. Eine dritte Variante, mit der Pluralität des Gegenstandes Arbeit umzugehen, stellt Minssens Vorschlag dar. Seine Empfehlung, das Transformationsproblem in den Mittelpunkt der Disziplin zu rücken, lässt sich als Versuch lesen, einen allgemeinen Nenner zu finden, unter dem sich, wie Minssen auch selbst formuliert, alle Arbeitsbereiche und Tätigkeiten betrachten lassen. Auch seine Ausführungen konzentrieren sich aber im Kern auf die Erwerbsarbeit.

Meine Ausführungen in den beiden vorangegangenen Kapiteln machen jedoch deutlich, dass eine Zentrierung auf die Erwerbsarbeit sowohl in der Vergangenheit als auch gegenwärtig keine 'gelungene Reduktion von Komplexität' darstellt. So konnte in Kapitel 2 herausgearbeitet werden, dass die die Forschungsperspektiven der Arbeits- und Industriesoziologie bis in die 1980er Jahre prägende Vorstellung schon immer verkürzt war. Sie lieferte ein Zerrbild der Gesellschaft, weil sie die gesellschaftliche Bedeutung der industriellen Produktionssphäre überbewertet hat und die Relevanz anderer Sphären und Entwicklungen sowohl für die Entwicklung der Produktionssphäre als auch der Gesellschaft verkannt wurden. Zudem ist deutlich geworden, dass ohne die Berücksichtigung der wechselseitigen Bezogenheiten verschiedener (Arbeits-)Bereiche und Entwicklungen (vor allem in den Geschlechterverhältnissen) die gesellschaftliche Realität schon damals nicht hinreichend bestimmbar war und nicht zuletzt auch die Vorstellung über die Entwicklung der industriellen Erwerbsarbeit beschränkt bleibt. Kurzum lautet daher mein Fazit: Ältere Konzepte des Mainstreams der Arbeits- und Industriesoziologie werden nicht erst im Zuge des aktuellen Wandels von Arbeit fragwürdig und revisionsbedürftig. Vielmehr hat der Mainstream seinen Gegenstand seit jeher in problematischer Weise konstruiert. Die aktuell ausgemachten Schwierigkeiten sind daher nicht nur dem Wandel von Arbeit geschuldet, sondern auch hausgemachten Defiziten und nicht zuletzt einem Mangel an Genderkompetenz.

Im Rahmen von Kapitel 3 ist deutlich geworden, dass die dort betrachteten aktuellen Stellungnahmen diese Defizite nur höchst unvollständig auflösen. Teilweise wird die Verwobenheit der Entwicklung von Erwerbsarbeit mit anderen gesellschaftlichen Entwicklungen zwar angedeutet, aber auch hier wird das Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen nicht näher ausgeleuchtet. Aus den Beiträgen spricht somit weiterhin die Annahme, die konkrete Ausgestaltung und Organisation der Erwerbsarbeit könne weitgehend aus den Erfordernissen und Strukturen der Erwerbssphäre heraus erklärt werden.

Meine Kritik bedeutet in der Konsequenz nicht, dass man in der (empirischen) Forschung nicht auf einen bestimmten Arbeitsbereich fokussieren kann. Es bedarf allerdings einer Reflexion der gesellschaftliche Eingebundenheit des eigenen Gegenstandes. Genau dies erfolgt in den betrachteten frühen Einführungs- und Überblickswerken der Disziplin kaum und auch in den aktuellen Stellungnahmen findet dies nur unzureichend statt. Dabei wäre doch gerade von Einführungswerken und Stellungnahmen zur Neuausrichtung der Disziplin zu erwarten, dass in diesen über das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' reflektiert wird. Doch stattdessen erfolgt eine vorschnelle konzeptionelle und perspektivische Selbstbeschränkung auf den Bereich der (industriellen) Erwerbsarbeit. Ich habe dargelegt, dass diese Selbstbeschränkung in mehrfacher Hinsicht problematisch ist. Zusammengenommen mündet sie darin, dass die komplexe gesellschaftliche Organisation von Arbeit sowie auch die komplexe gesellschaftliche Eingebundenheit der Erwerbsarbeit von vornherein nicht erschlossen werden kann. Dies führte in der Vergangenheit und führt auch in der Gegenwart zu einer eingeschränkten Analyse-, Diagnose- und Kritikfähigkeit weiter Teile der Disziplin (vgl. Abschnitt 2.3 und 3.3).

Allerdings haben sich im Feld der Arbeitsforschung seit den 1980er Jahren verstärkt auch Forschungsstränge und Ansätze entwickelt, die auf die Notwendigkeit einer Einbeziehung anderer Arbeits- und Lebensbereiche in den Aufmerksamkeitshorizont der Forschung hinweisen und Vorschläge in dieser Richtung entwickeln. Allen voran hat die feministische Forschung und Frauenarbeitsforschung ab den 1970er Jahren begonnen, darauf aufmerksam zu machen, dass die arbeits- und industriesoziologischen Perspektiven verkürzt sind. Ebensolche Ansätze bilden die Basis meiner Untersuchung im folgenden Teil B.

Teil B

5 Im Spannungsfeld von Beruf und Familie: Ansätze der frühen Frauenarbeitsforschung

Die Revision der männlich geprägten Arbeitsforschung, ihrer Perspektiven und Begriffe gehört zu den 'klassischen' Themen feministischer Forschung und Frauenarbeitsforschung. Wie in Teil A bereits angeklungen ist, hat sie insbesondere die Geschlechterblindheit bzw. den Androzentrismus des Mainstreams der Arbeitsforschung offen gelegt. Seit ihren Anfängen in den 1970er Jahren stellt das Thema 'Arbeit und Geschlecht' eines der zentralen Themen feministischer Wissenschaft dar und es hat sich bis heute zu einem breiten Forschungskomplex entwickelt. Vor allem Fragen nach der Arbeitssituation von Frauen, den Erwerbsmustern von Frauen und ihren Unterschieden zu männlichen Erwerbsmustern, der Funktion und des Charakters von Hausarbeit, der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und der geschlechtsspezifischen Segregation auf dem Arbeitsmarkt werden in unterschiedlicher Weise und mit verschiedenen Schwerpunktsetzungen sowie aus unterschiedlichsten Perspektiven beleuchtet – mit ebenso unterschiedlichen Schlussfolgerungen (vgl. u.a. Gerhard 1993, 14).[1] Jenseits aller Unterschiede eint die feministische Forschung aber die Auffassung, dass es für eine genderkompetente Erschließung des Gegenstandes Arbeit eines über die (industrielle) Erwerbsarbeit hinaus gerichteten Blickes bedarf. In den bisher in dieser Arbeit dargelegten Ausführungen ist ebenfalls schon angeklungen, dass feministische Forschung seit langem insbesondere einen 'erweiterten Arbeitsbegriff' sowie eine auf 'Beruf und Familie' gerichtete Perspektive einfordert. Darüber, wie eine solche Perspektive konkret aussehen kann und wie sich die Zusammenhänge zwischen verschiedenen Arbeits- und Lebensbereichen konkret darstellen, gibt es unter den Forscherinnen allerdings erhebliche Differenzen.

Neben einer Vielzahl von empirischen Studien sind auch konzeptionelle Ansätze entwickelt worden, die eine im Vergleich zu dem in Teil A betrachteten Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie über die Erwerbsarbeit hinaus auch auf andere Arbeits- und Lebensbereiche gerichtete Perspektive verfolgen. In

1 Von den frühen Abhandlungen seien hier exemplarisch genannt: Beer 1983; Bock/Duden 1976; Hausen 1976; Menschik 1971 sowie Pross 1973 und 1975.

der feministischen Wissenschaft wurden in den 1970er und 1980er Jahren vor allem zwei Ansätze kontrovers diskutiert. Auch heute wird vielfach noch einerseits auf das von Elisabeth Beck-Gernsheim und Ilona Ostner entwickelte Konzept des „weiblichen Arbeitsvermögens" (Beck-Gernsheim/Ostner 1978) und andererseits auf den von einer Hannoveraner Forscherinnengruppe – und hier maßgeblich von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp – entworfenen Ansatz der „doppelten Vergesellschaftung" (Becker-Schmidt 1987) verwiesen.[2]

Bis in die Gegenwart begegnen einem beide Begriffe als viel benutzte Schlagwörter in wissenschaftlichen Texten, die sich mit der Thematik 'Arbeit und Geschlecht' befassen. Der Verweis auf 'weibliches Arbeitsvermögen' und 'doppelte Vergesellschaftung' erfolgt allerdings oft, ohne näher auf die konkreten konzeptionellen Überlegungen beider Ansätze einzugehen. Überdies unterscheiden sich die auf diese Ansätze rekurrierenden Texte nicht selten deutlich in ihren Aussagen und die Begriffe werden jeweils der eigenen Argumentation entsprechend interpretiert. Sie erhalten so zum Teil sehr unterschiedliche und in der Gesamtschau unklare und uneinheitliche Bedeutungen. Man kann daher sagen, dass „weibliches Arbeitsvermögen" und „doppelte Vergesellschaftung" heute viel zitierte schillernde Schlagworte sind, deren eigene, ursprüngliche konzeptionelle Substanz dabei allerdings allzu oft im Dunkeln bleibt.[3] In diesem Kapitel erfolgt eine genauere Betrachtung und Diskussion der beiden Ansätze. Beide Ansätze werden wissenschaftlich eingeordnet und in ihren zentralen Argumenten rekonstruiert. Dabei wird meine Analyse von der in der Einleitung dieser Untersuchung beschriebenen These der Ko-Konstitution und den formulierten Orientierungspunkten und Fragen geleitet.

2 Daneben sind insbesondere die Ansätze von Eva Senghaas-Knobloch (1976), von Christel Eckart, Ursula Jaerisch und Helgard Kramer (1979) sowie von Claudia von Werlhof, Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen (1983) in der Vergangenheit viel beachtet worden. Im Vergleich zu den hier betrachteten Ansätzen werden diese heute aber erheblich weniger rezipiert.

3 Gudrun-Axeli Knapp spricht im Hinblick auf das 'weibliche Arbeitsvermögen' von einer Art „Joker-Kategorie, die für alles Mögliche einsteht" (Knapp 1987, 246). Die Überlegungen der Urheberinnen seien häufig aus dem Zusammenhang gerissen und/oder ideologisierender Missbrauch mit ihnen betrieben worden.

5.1 'Weibliches Arbeitsvermögen' – Zur „Problematik von 'Frau und Beruf'"[4]

Elisabeth Beck-Gernsheim und Ilona Ostner entwickeln ihren Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' im Rahmen des DFG-geförderten Sonderforschungsbereiches *Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitsforschung* (SFB 101) an der Universität München.[5] Trotz der thematischen Breite sowie auch divergierender Ansichten ist den Arbeiten des Forschungszusammenhangs gemein, dass sie der Forschungsperspektive einer *subjektorientierten Soziologie*[6] verbunden sind. Zur Einordnung des Ansatzes von Beck-Gernsheim und Ostner werden daher im Folgenden zunächst einige Grundgedanken subjektorientierter Soziologie im Allgemeinen sowie der im SFB verfolgten subjektorientierten Arbeits- und Berufssoziologie im Besonderen dargestellt, die auch für die Arbeiten von Beck-Gernsheim und Ostner von Relevanz sind.

5.1.1 Grundzüge subjektorientierter Soziologie

Karl Martin Bolte beschreibt das zentrale Anliegen subjektorientierter Soziologie als eines, das darauf zielt, das „wechselseitige Konstitutionsverhältnis von Mensch und Gesellschaft" ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Gesellschaftliche Strukturen und Strukturelemente sollen konkret dahingehend analysiert werden,

> „(1) in welcher speziellen Weise sie menschliches Denken und Handeln prägen, (2) wie Menschen bestimmter sozio-historisch geformter Individualität innerhalb dieses strukturellen Rahmens agieren und so u.a. zu seiner Verfestigung oder Veränderung beitragen und (3) wie schließlich die betrachteten Strukturen selbst einmals aus menschlichen Interessen, Denk- und Verhaltensweisen hervorgegangen sind." (Bolte 1983, 15f.)

Dieses Anliegen lässt sich in den Augen von Bolte nicht mit einem bestimmten Theorieansatz oder Analyseschema erfolgreich umsetzen. Es ist vielmehr erforderlich, die eigene Betrachtungsweise im Verlauf der wissenschaftlichen Arbeit immer wieder zu reflektieren und neu zu justieren. Subjektorientierte Soziologie bezeichnet deshalb keinen theoretischen Ansatz oder ein Analyseschema, sondern beschreibt eine bestimmte *Forschungsperspektive*. Es geht „um ein spezifisches 'In-den-Blick-nehmen', bei dem es darauf ankommt, vorhandene Theorieansätze so zu verwenden, dass der Forderung optimal entsprochen wird, gesellschaftliche Strukturen hinsichtlich ihrer menschenprägenden Wirkung sowie als spezifische Rahmen und spezifische Resultante menschlichen Verhaltens darzustellen" (Bolte 1983, 16).

Bis heute hat der Ansatz subjektorientierter Soziologie in verschiedener Hinsicht und in unterschiedlichen Bereichen Anwendung gefunden. Subjektorientierte Soziologie hat sich im Laufe dieser Zeit dabei nicht nur entwickelt, sondern teils auch gewandelt.[7] Was ihre Anfänge betrifft, so lässt sich feststellen, dass die subjektorientierte Perspektive zunächst deutlich enger ausgerichtet war als das von Bolte formulierte 'Programm'. Unter dem Terminus „subjektbezogener Berufsforschung" steht zunächst die subjektiv-soziale Bedeutung und Wirkung sozialer Strukturen – namentlich von Arbeitsteilung und Berufsstrukturen – für und auf die davon betroffenen Personen im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die dieser Fragestellung entgegengesetzte Frage, wie das Handeln von Personen auf gesellschaftliche Strukturen (hier konkret Berufsstrukturen) wirkt, wird in diesen ersten Forschungen nur an einigen Stellen angerissen.

Grundlage der Forschung bildet die seitens der Forschenden konstatierte Leerstelle, dass die subjektiv-soziale Bedeutung von Berufen bis dahin weder empirisch noch konzeptionell in den Blick genommen worden sei. Betrachtet worden sei lediglich die technisch-ökonomische Bedeutung von Berufen. Die subjektiv-soziale Bedeutung sowie die Konsequenzen, die sich aus Berufsstrukturen für die betroffenen Personen, ihre soziale Stellung, Interessen und Ansprüche ergeben, seien dagegen außen vor geblieben. An dieser ausgemachten Leerstelle setzen die Forscherinnen und Forscher mit verschiedenen Schwerpunkten an (vgl. Geschäftsstelle des SFB „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitsforschung" (SFB 101) der Universität München 1979, 13; Beck/Brater 1977b, 7).[8]

4 Vgl. Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 1978.

5 Für einen Überblick über die Entstehung, Organisationsstruktur, das Forschungsprogramm sowie einige Ergebnisse des SFB vgl. Bolte 1988; Geschäftsstelle des SFB „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitsforschung" (SFB 101) der Universität München 1979.

6 Der Begriff „subjektorientierte Soziologie" taucht erstmalig in dem im Rahmen der SFB-Forschungen entstandenen Herausgeberband von Ulrich Beck und Michael Brater *Die soziale Konstitution der Berufe* (1977a) auf.

7 Siehe hierzu auch Kapitel 6 und insbesondere Abschnitt 6.1 der vorliegenden Arbeit.

8 Für einen näheren Einblick in die Münchener Forschungsperspektive subjektorientierter Soziologie vgl. insbesondere Bolte/Treutner 1983.

Beck-Gernsheims und Ostners subjektorientierte Perspektive zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Frage nach der subjektiv-sozialen Bedeutung und Wirkung von Arbeitsteilung und Berufsstrukturen aus einer auf die Arbeitssituation von Frauen gerichteten Perspektive in den Blick nehmen. Die beiden Forscherinnen befassen sich mit der „Problematik von 'Frau und Beruf'" (Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 25; 1978, 258). Den Ausgangspunkt ihrer Arbeit bilden dabei vor allem zwei Beobachtungen: zum einen die Existenz geschlechtsspezifisch differierender Berufswünsche und -perspektiven sowie zum anderen die Existenz von Benachteiligungen von Frauen im Beruf. Diese beiden Beobachtungen veranlassen Beck-Gernsheim und Ostner zu der Annahme, dass sich die subjektiv-soziale Bedeutung von beruflicher Arbeitsteilung für Männer und Frauen unterschiedlich darstellt. Im Mittelpunkt ihres Interesses stehen dabei folgende Fragen: (1) Wie und in welcher Form kommt es zu Unterschieden in der subjektiv-sozialen Bedeutung von Beruf und Arbeitsteilung für Männer und Frauen? (2) Wo liegen die Ursachen für diese geschlechtsspezifischen Unterschiede und vor allem für die Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und im Beruf (vgl. Beck-Gernsheim/Ostner 1977; 1978)?

Beck-Gernsheim und Ostner konstatieren, dass das Thema 'Frau und Beruf' zum Zeitpunkt ihrer Forschung verstärkt Aufmerksamkeit erfährt. Sie identifizieren unterschiedliche Ansätze, die versuchen die spezifische Situation und Benachteiligung von Frauen in der Erwerbsarbeit zu analysieren. Aus Sicht der Forscherinnen greifen alle Ansätze letztlich jedoch zu kurz: Sie basieren auf je bestimmten Hintergrund- und Ursachenannahmen – sowohl im Hinblick auf geschlechtsspezifisches Verhalten als auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen. Diese Prämissen werden aber weder explizit gemacht noch zur Diskussion gestellt. Hierin sehen Beck-Gernsheim und Ostner eine wesentliche Ursache für falsche Analysen. Sie kritisieren beispielsweise hinsichtlich des Rollenansatzes, der die Arbeitsmarktsituation von Frauen aus gesellschaftlichen Rollenerwartungen heraus begründet, dass dieser die Frage danach, in *welchen* gesellschaftlichen Bedingungen und Anforderungen 'frauentypische' Verhaltensweisen verankert sind und ob bzw. *inwiefern* eine 'Rolle' das Produkt bestimmter gesellschaftlicher Bedingungen ist, unbearbeitet lässt. Im Hinblick auf Ansätze, die Unterschiede und Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt aus dem relativ engen Berufswahlverhalten von Frauen erklären, beanstanden die Forscherinnen, dass diese offen lassen, *wie* es zu den unterschiedlichen und erstaunlich kontinuierlichen Berufsorientierungen zwischen den Geschlechtern kommt. Und, um ein letztes Beispiel zu nennen, an Ansätzen, die sich auf Unterschiede in der Ausbildung von Frauen und Männern stützen, kritisieren sie, dass diese nicht erklären, *warum* Frauen

auch bei guter und gleicher Qualifikation nicht die gleichen Positionen erreichen wie Männer (vgl. Beck-Gernsheim/Ostner 1978, 258-267; Beck-Gernsheim 1976, 3-7; Ostner 1990, 22-26).

Vor dem Hintergrund dieser (Forschungs-)Defizite formulieren Beck-Gernsheim und Ostner das Anliegen, eine „theoretische Perspektive zu entwickeln, die die Problematik von 'Frau und Beruf' auf grundsätzlicher Ebene angeht" (Beck-Gernsheim/Ostner 1978, 267). Das Potential hierfür sehen sie in einem subjektorientierten Ansatz zur 'Problematik von Frau und Beruf'. Im Zentrum des von Beck-Gernsheim und Ostner präsentierten Erklärungsansatzes steht ein Kerngedanke der subjektorientierten Perspektive: der Gedanke eines Zusammenhangs von (beruflicher) Arbeitsteilung und subjektiver Fähigkeitsentwicklung.

In seinen Grundzügen wurde dieser Gedanke im Rahmen des SFB-Forschungskontextes vor allem von Ulrich Beck und Michael Brater entwickelt (vgl. insbesondere Beck/Brater 1977b und 1978). Beck und Brater sehen einen engen Zusammenhang zwischen der Art beruflicher Arbeitsteilung einerseits und der Fähigkeitsentwicklung der arbeitenden Personen andererseits. Sie sprechen davon, dass es sich bei Arbeitsteilung und Berufsstrukturen um „soziale Formen der Zuteilung von Arbeitsfähigkeiten und -aufgaben zu *Personen*" handelt. Zusammengefasst formulieren Beck und Brater die Grundüberlegung wie folgt:

> „Die technisch-funktionelle Differenzierung der Berufsinhalte [schließt, SJ] zugleich eine soziale Differenzierung des Berufstätigen ein [...], indem sie bestimmte Abhängigkeitsverhältnisse, Verteilungen von Belastungen und Privilegien etc. festlegt. Diese grundlegende Einsicht bedeutet, daß die spezifische Verbindung von technisch-funktionellen Inhalten und 'sozialen Attributen' in Berufen nicht aus den technisch-funktionellen Inhalten selbst, sondern aus *den mit ihrer Zuteilung zu Personen gegebenen sozialen Verhältnissen erklärt werden kann*. Hinzu kommt, daß mit der beruflichen Zuteilung von Arbeitsfähigkeit zu Personen nicht nur soziale Verhältnisse zwischen den Arbeitenden entstehen; vielmehr stellen berufsteilige Differenzierungen zugleich fundamentale 'soziale Fassungen', *Definitionen von Personen als Arbeitskraft* dar: Sie legen – ähnlich der Arbeitsteilung nach Alter und Geschlecht – Personen relativ langfristig auf bestimmte Teilarbeiten fest, und zwar tendenziell dadurch, daß in Berufen unterschiedliche Arbeitsbereiche in unterschiedliche *Fähigkeitsstrukturen* der Person selbst hineinverlängert sind. Arbeitsteilung bedeutet hier immer auch schon Arbeits*fähigkeits*teilung. Berufstätige arbeiten nicht nur Verschiedenes, sie 'können' auch ganz verschiedene Dinge. [...] Die sozialen Bedingungen und Prozesse, unter denen die anfallenden Arbeiten auf Personen verteilt und dauerhaft und exklusiv zu 'Berufen von Personen' werden, stellen zugleich die sozialen Bedingungen und Prozesse dar, die umgekehrt lebendige Subjekte zu 'Arbeitskräften' mit bestimmten Kompetenzen und Inkompetenzen, Einflußmöglichkeiten, Durchsetzungschancen etc. werden lassen." (Beck/Brater 1977b, 9f., Herv. i.O.)

Dass und wie der Beck-Brater'sche Gedanke Eingang in die Arbeiten von Beck-Gernsheim und Ostner findet, wird sich im folgenden Abschnitt zeigen.[9]

5.1.2 'Weibliches Arbeitsvermögen'

Beck-Gernsheim und Ostner sehen die zentrale Ursache der geschlechtsspezifischen Unterschiede sowie der beruflichen Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und im Beruf in der existierenden gesellschaftlichen Organisation von *Arbeit*. Genauer gesagt, sehen sie die zentrale Ursache in der Trennung von Berufs- und Hausarbeit sowie der Zuweisung von Männern und Frauen zu je unterschiedlichen Bereichen und der damit einher gehenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung:

> „'Arbeit' – die gesellschaftlich zugewiesene und erwartete Arbeit – wird zum wesentlichen Bestimmungsmoment dessen, was die Geschlechtsrollen ausmacht. Aber *'Arbeit'* ist hier nicht nur Tätigkeit, *sie stellt vielmehr den zentralen Bezugsrahmen der Biographie dar, sie ist umfassend als 'Lebenszusammenhang' zu begreifen*. [...] *Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern steckt gewissermaßen den Horizont ab, innerhalb dessen sich der Lebensentwurf von Männern/Frauen ausformt*, aus dem er seine je unterschiedlichen Konturen gewinnt." (Beck-Gernsheim 1993, 23, Herv. i.O.)

Aus der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung leiten sich aus Sicht von Beck-Gernsheim und Ostner dann erst im zweiten Schritt viele andere Unterschiede ab, wie etwa 'männliche' und 'weibliche' Verhaltensweisen, Einstellungen oder Rollenmuster. Es sei „die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, die aus dem 'kleinen Unterschied' die großen Unterschiede werden läßt" (Beck-Gernsheim 1993, 26).

Mit dieser Sichtweise unterscheiden sich die beiden Forscherinnen von den von ihnen kritisierten und im vorigen Abschnitt erwähnten anderen Ansätzen zur 'Problematik von Frau und Beruf'. Während beispielsweise auf Sozialisation oder Rollenerwartungen rekurrierende Ansätze in Hinblick auf die Frage, worin

9 Beck-Gernsheim und Ostner bearbeiten ihr Anliegen teils arbeitsteilig in je eigenständigen und in der Schwerpunktsetzung differierenden, aber aufeinander bezogenen Abhandlungen (vgl. Beck-Gernsheim 1976 und 1993 [1980]; Ostner 1978). Daneben existieren jedoch auch eine Reihe gemeinsamer Veröffentlichungen, in denen die zentralen Thesen und Ergebnisse zusammengefasst werden (vgl. u.a. Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 1978; auch Ostner 1992). Sowohl die Einzel- als auch die Gemeinschaftspublikationen bilden die Textgrundlage der nachfolgenden Ausführungen.

die ausgemachten unterschiedlichen Sozialisations- und Rollenmuster begründet und verankert sind, vage bleiben, formulieren Beck-Gernsheim und Ostner eine eindeutige Antwort: Der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung kommt *„ursächliche Bedeutung"* zu, während dem Sozialisationsprozess „nur eine *vermittelnde* Bedeutung" zufällt; zugleich stützt der Sozialisationsprozess aber wiederum die Aufrechterhaltung der Arbeitsteilung:

> „Indem je nach Geschlecht des Kindes einmal bestimmte Neigungen und Fähigkeiten betont und belohnt, einmal beschnitten und bestraft werden, wird eine Entwicklung vorbereitet, die für den Bestand jener geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, für die geschlechtsspezifische Herausbildung beruflichen bzw. familiär-hauswirtschaftlichen Arbeitsvermögens von entscheidender Bedeutung ist." (Beck-Gernsheim 1976, 10, Herv. i.O.)

Beck-Gernsheim und Ostner widmen sich vorrangig der Aufgabe auszuleuchten, wie sich der Prozess von den 'kleinen' zu den 'großen' Unterschieden genau vollzieht.

Eine erste Grundlage der Autorinnen bildet dabei die Annahme einer Gegensätzlichkeit von Beruf und Hausarbeit. Diese Gegensätzlichkeit betrachten sie als Ergebnis eines historisch gesellschaftlichen Prozesses, in dem sich die beiden Arbeitssphären (Produktions- und Reproduktionssphäre) und Arbeitsformen (Berufsarbeit und Hausarbeit) herausgebildet haben (vgl. Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 32f.). Vor allem Ostner befasst sich in ihrer Arbeit mit einer näheren Betrachtung dieser historisch-gesellschaftlichen Herausbildung sowie mit der Bestimmung des in modernen kapitalistischen Gesellschaften vorherrschenden Verhältnisses von Berufs- und Hausarbeit (vgl. Ostner 1978). Als wesentliches Moment der Hausarbeit macht sie dabei aus, dass diese auf die alltägliche Sorge für die unmittelbaren physischen und psychischen Bedürfnisse in einem überschaubaren familialen Kontext ausgerichtet ist. Hausarbeit ist daher gekennzeichnet durch vielfältige inhaltliche Aufgaben, durch Diffusität und einen spontanen, nicht ohne weiteres plan- und kalkulierbaren persönlichen Aufgabenbezug (vgl. Ostner 1978, 112-144). Demgegenüber ist Berufsarbeit gerade nicht unmittelbar auf die Deckung von Eigenbedarf und Bedürfnissen gerichtet. Sie ist vielmehr marktvermittelt, d.h. sie steht nur mittelbar, nämlich über den Markt, in Bezug zu menschlichen Bedürfnissen und Problemen. Aufgrund ihrer Marktgebundenheit ist sie vorrangig in der Logik des Tauschs organisiert, von Konkurrenzbeziehungen geprägt und auf Wertvergrößerung ausgerichtet (vgl. Ostner 1978, 38-88). Daneben machen die Autorinnen noch weitere Merkmale aus, die Hausarbeit und Berufsarbeit ihres Erachtens voneinander unterscheiden: Naturgebundenheit versus Naturbeherrschung, naturgebundene Zeit versus Zeitökonomie, Fehlen

von Freizeit versus Existenz von Freizeit (Freiheit)[10], diffuse Ganzheit der Arbeit versus spezifische Detailarbeit, konkretes Erfahrungslernen und Erfahrungswissen versus berufliches Spezialwissen und abstrakte Ausbildung (vgl. Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 35-39 und 1978, 270ff.; Ostner 1978).

Beck-Gernsheim und Ostner argumentieren weiter, dass Berufs- und Hausarbeit, obgleich voneinander getrennt und in ihren Eigenarten gegensätzlich, doch nur scheinbar voneinander abgelöst und mitnichten voneinander unabhängig sind. Sie arbeiten heraus, dass die beiden Bereiche, wie zwei Seiten einer Medaille, wechselseitig aufeinander bezogen, ja sogar aufeinander angewiesen sind. Die Hausarbeit benötigt zur Bedürfnisbefriedigung sowohl die Erzeugnisse der Produktion als auch den Lohn, der aus der Berufsarbeit resultiert. Umgekehrt ist die Berufsarbeit auf einen Bereich und eine Arbeitsform angewiesen, die auf die Befriedigung der unmittelbaren Bedürfnisse sowie der aus der beruflichen Sphäre verbannten Bedürfnisse gerichtet ist und die die Arbeitsfähigkeit immer wieder aufs Neue herstellt bzw. im Laufe des Sozialisationsprozesses eine unspezifische und formbare Grundarbeitsfähigkeit hervorbringt. Vor allem diese Angewiesenheit der Berufsarbeit auf die Hausarbeit ist jedoch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Arbeit bisher vernachlässigt worden. Beck-Gernsheim bringt diesen Punkt auf die Formel des „*Anderthalb-Personen-Berufs*“:

> „Die Berufsarbeit ist nach Quantität wie Qualität ihrer Anforderungen so organisiert, daß sie auf die Anforderungen der privaten Alltagsarbeit kaum Rücksicht nimmt; sie setzt damit stillschweigend voraus, daß der Berufstätige die Zuarbeiten und Hilfsdienste anderer Personen in Anspruch nehmen kann. Das eben ist in den meisten Fällen die Aufgabe der Ehefrau: Indem sie selbst nicht (oder nur in sehr eingeschränkter Form) berufstätig ist, bleibt sie aus der Perspektive der Berufsarbeit unsichtbar im Hintergrund; und doch kommt diese ihre ‘Hintergrund’-Tätigkeit unmittelbar der Berufsarbeit zugute. [...] So kann man sagen, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie ist die grundlegende Voraussetzung, damit Berufsarbeit in ihrer gegenwärtigen Form – mit all ihren Zwangsvorgaben von Zeit- und Kostenökonomie, mit ihren umfassenden Ansprüchen an Mobilität und Flexibilität, Weiterbildung und Überstundenbereitschaft – überhaupt funktionieren kann. Charakteristisch ist die gesellschaftlich historische Verkopplung von Berufsarbeit und familialer Alltagsarbeit, die *stillschweigende Rückbindung des Berufs an familiale Hintergrundarbeit.*“ (Beck-Gernsheim 1993, 68, Herv. i.O.)[11]

10 Hinsichtlich der Bezeichnung dieses Merkmals sind die Texte uneinheitlich. Mal ist von Freizeit, mal von Freiheit die Rede (vgl. Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 36 und 1978, 271).

11 Vgl. hierzu ausführlicher Beck-Gernsheim 1976, 35-42.

In einem weiteren Schritt argumentieren die Forscherinnen, dass Beruf und Hausarbeit aufgrund ihrer unterschiedlichen Funktionen, Logiken und Merkmale und ihrer damit verbundenen je spezifischen Anforderungen von den arbeitenden Personen unterschiedliche Fähigkeiten und Verhaltensweisen verlangen. Beck-Gernsheim und Ostner sprechen in diesem Zusammenhang davon, dass in Beruf und Hausarbeit unterschiedliche „Arbeitsvermögen“ angelegt sind. An diesem Punkt greifen die Forscherinnen den Gedanken von Beck und Brater über einen Zusammenhang von Arbeitsteilung und subjektiver Fähigkeitsentwicklung auf (vgl. Abschnitt 5.1.1), erweitern ihn dabei aber zugleich. Während Beck und Brater sich auf die berufliche Arbeitsteilung beschränken, übertragen Beck-Gernsheim und Ostner den Gedanken auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen Beruf und Hausarbeit: Da Männer und Frauen vorrangig je einem der beiden Bereiche zugeordnet sind, werden sie in erster Linie auf bestimmte Erfahrungen, Anforderungen und Entwicklungsmöglichkeiten festgelegt und bilden entsprechend die jeweils geforderten Fähigkeiten und Verhaltensweisen aus. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist für die Autorinnen also mit „einer ‘*Arbeitsfähigkeitsteilung*’ verbunden [...]: mit einer weitergehenden Differenzierung der Interessen, Ansprüche, Bedürfnisse, Situationsdeutungen und Verhaltensweisen, die Männer und Frauen mit und an ihrer je besonderen Arbeit entwickeln“ (Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 31, Herv. i.O.). „Das Tun bestimmt das Sein“, so fast Ostner diesen Gedanken pointiert zusammen (Ostner 1992, 109).

Für Frauen bedeutet dies, dass die Trennung von Berufs- und Hausarbeit sowie die über Generationen weitervermittelte Zuordnung von Frauen zur Reproduktionssphäre dazu führt, dass der Lebensentwurf und die Lebenserfahrung von Frauen stark von den Anforderungen der Hausarbeit geprägt ist. Sie entwickeln – vermittelt über den geschlechtsspezifischen Sozialisationsprozess, der seinerseits wiederum in der grundlegenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung verankert ist – die für die Hausarbeit notwendigen Fähigkeiten, wie Fürsorgeneigungen, personenbezogene Anpassungsbereitschaft, Einfügungsbereitschaft sowie intuitive, gefühlsbestimmte Verhaltensweisen. Zugleich werden die Anforderungen der Hausarbeit

> „auf der subjektiven Seite zu Persönlichkeitsprägungen und -strukturen [führen], die der Arbeitsweise in der Familie zugehörig sind: bestimmte Arten und Weisen des Denkens, Fühlens, Wahrnehmens, der Phantasie, Spontaneität, Sensibilität. Geschlechtsspezifische Sozialisationsbedingungen, die auf differierende (einmal berufliche, einmal familiale) Arbeitserfahrungen und Anforderungen bezogen sind, setzen sich um in tief verankerte Persönlichkeitsstrukturen, in ‘männliche’ versus ‘weibliche’ Lebenspläne und -wege, Fähigkeiten und Unfähigkeiten, Eignungen und Neigungen, biographische Zwänge und Ziele.“ (Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 40f.)

Auf diese Weise schafft die Zuweisung von Frauen zum familialen Bereich letztlich die Basis für die Herausbildung eines besonderen „weiblichen Arbeitsvermögens". Umgekehrt stützt die Herausbildung spezifischer Arbeitsvermögen wiederum die Trennung von beruflichen und familialen Tätigkeiten sowie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung (vgl. Beck-Gernsheim 1976, 25-75; Ostner 1978, 187-237).

Was nun die Problematik von 'Frauen und Beruf' betrifft, so machen Beck-Gernsheim und Ostner eine doppelte Problemlage aus. Zum einen führen sie aus, dass in kapitalistischen Gesellschaften Beruf und Hausarbeit und die mit diesen verknüpften Fähigkeiten nicht gleichrangig nebeneinander stehen. Vielmehr würden Berufsarbeit und die für diese benötigten Fähigkeiten in verschiedener Hinsicht deutlich aufgewertet, während Hausarbeit und die in diesem Feld erforderlichen Fähigkeiten eine „gesellschaftliche Geringschätzung und Verdrängung, Diskriminierung und Sanktionierung" (Beck-Gernsheim/Ostner 1978, 279; auch Ostner 1978) erfahren.[12] Die Geringschätzung der Hausarbeit und der dafür erforderlichen Fähigkeiten überträgt sich auf jene Personen, die sie ausführen und entsprechende Fähigkeiten ausbilden.

Zum anderen vertreten Beck-Gernsheim und Ostner die Ansicht, dass den Frauen das in der Auseinandersetzung mit der Hausarbeit entwickelte 'weibliche Arbeitsvermögen' in der Berufswelt zum Verhängnis wird (vgl. Beck-Gernsheim 1976, 75-146; Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 41-45 und 1978, 274-278). Sie argumentieren, dass sich das 'weibliche Arbeitsvermögen' bei Eintritt in die Berufswelt nicht einfach ablegen lässt, vielmehr bringen Frauen die entsprechenden Fähigkeiten und Verhaltensweisen mit in die Berufsarbeit ein. Es schlägt sich dort jedoch immer wieder um in berufliche Benachteiligung und Zurücksetzung, da die familialen Fähigkeiten und Verhaltensweisen eben nicht den Anforderungen der nach den Prinzipien Marktvermittlung, Tausch, Konkurrenz und Wertsteigerung funktionierenden Berufsarbeit entsprechen, sondern diesen entgegenstehen:

> „Weil die Arbeit in der Familie eher auf 'Gemeinsamkeiten' und 'Zusammenhalt' angelegt ist, weil sie die Fähigkeit erfordert, eine freundliche und entspannte Atmosphäre herzustellen – deshalb sind Frauen wenig geübt in Verhaltensweisen der ökonomischen Konkurrenzorientierung, hartnäckigen Konfliktdurchsetzung und strategischen Selbstdarstellung und Selbstbehauptung." (Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 42)

12 Beck-Gernsheim und Ostner weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Hausarbeit und die für ihre Verrichtung erforderlichen Fähigkeiten im Vergleich zur Berufsarbeit häufig als rückständig oder gar als Nichtstun gelten (vgl. Beck-Gernsheim/Ostner 1978, 279f.).

Geringere Durchsetzungsfähigkeit, Angst vor Verantwortung, 'Erfolgsmeidung', Neigung zu Personalisierungen, Bewertung der Arbeitssituation unter sozialen Aspekten und nicht unter sogenannten objektiven Bedingungen wirken sich zum Nachteil von Frauen aus. Frauen scheren quasi in verschiedener Weise aus dem 'Normalverhalten' im Beruf aus (Beck-Gernsheim/Ostner 1978, 276).

Die Besonderheiten des „weiblichen Arbeitsvermögens" sind für Unternehmen in bestimmten Arbeitsbereichen gut verwertbar und von Interesse. Die spezifischen, in Auseinandersetzung mit der Hausarbeit entwickelten Fähigkeiten sind jedoch eher eine Art stille Qualifikation, die in der Berufsarbeit zwar genutzt, aber nicht entsprechend honoriert werden. Zudem sind die Fähigkeiten in bestimmten Berufsfeldern besonders gefragt (Sekretärinnen, Krankenschwestern). Gerade diese Berufsfelder sind jedoch durch eine niedrige hierarchische Ausstattung gekennzeichnet. Die drückt sich etwa in der niedrigen hierarchischen Einstufung sowie der geringeren Entlohnung von Frauen aus. Zusammenfassend gesagt, entpuppt sich für Beck-Gernsheim und Ostner das 'weibliche Arbeitsvermögen' im Beruf als „struktureller Wettbewerbsnachteil [...]: Was Frau im Haushalt braucht, schadet ihr im Beruf" (Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 42).

Für berufstätige Frauen bedeute dies, dass ihre Lebenssituation von miteinander in Konflikt stehenden Anforderungen zweier Arbeitsbereiche geprägt und durch diese belastet ist. Und zwar nicht zeitlich aufeinanderfolgend, also in dem Sinne, dass Frauen, die in den Beruf eintreten, mit den Nachteilen ihres einmal erworbenen 'weiblichen Arbeitsvermögens' konfrontiert sind und dann quasi 'umlernen', d.h. neue Dispositionen erlernen müssen, die dann die 'alten' sukzessive ersetzen. Da die Hausarbeit sich aber nicht erledigt hat, sondern von den berufstätigen Frauen weiter geleistet wird, sind berufstätige Frauen fortwährend mit den gegensätzlichen Anforderungen konfrontiert und müssen diese austarieren: „*In der Person der berufstätigen Frau überlagern und durchdringen sich Persönlichkeitsprägungen der nicht-beruflichen Arbeit und Persönlichkeitsprägungen wie -anforderungen der beruflichen Arbeit, stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander, müssen ausbalanciert, gelernt und umgelernt werden*" (Beck-Gernsheim 1976, 75, Herv. i.O.).

Beck-Gernsheim und Ostner betonen verschiedentlich den im Weber'schen Sinne idealtypischen Charakter[13] ihrer Ausführungen und weisen darauf hin,

13 Ein Idealtypus ist nach Max Weber ein Gedankenbild, welches „bestimmte Beziehungen und Vorgänge des historischen Lebens zu einem in sich widerspruchslosen Kosmos gedachter Zusammenhänge [vereinigt]. Inhaltlich trägt diese Konstruktion den Charakter einer Utopie an sich, die durch gedankliche Steigerung bestimmter

dass die von ihnen identifizierten Sachverhalte sich in der Realität so nicht in Reinform finden lassen. Beck-Gernsheim hebt in Bezug auf den Vermittlungsprozess zwischen Zuweisung zu Beruf und Hausarbeit auf der einen Seite und der Herausbildung der je spezifischen Einstellungen und Verhaltensweisen in der biographischen Entwicklung auf der anderen Seite hervor, dass dieser „vielschichtig und kompliziert" ist und keineswegs „immer gradlinig" verläuft (vgl. Beck-Gernsheim 1993, 27). Ebenso formulieren die Forscherinnen in Bezug auf das 'weibliche Arbeitsvermögen', dass dieses nicht starr ist, sondern sich verändert; dass die konkrete Ausprägung des 'weibliche Arbeitsvermögens' von den jeweiligen konkreten Situationen und Personen abhängig ist; dass der Prozess der Herausbildung nicht zwingend reibungslos, sondern durchaus schwierig und „schmerzlich" verläuft und sich deshalb entsprechend auch zwischen Frauen Unterschiede in Hinblick auf ihr 'weibliches Arbeitsvermögen' feststellen lassen (vgl. Beck-Gernsheim/Ostner 1977, 39f. und 1978, 277; Ostner 1978, 192 und 234; Ostner 1990, 27-30).

Auch in Anbetracht solcher Relativierungen halten die Autorinnen allerdings trotzdem daran fest, dass in der Reproduktionsbezogenheit die Gemeinsamkeit weiblicher Arbeits- und Lebenszusammenhänge und – trotz vielfältiger Ausprägung – die Besonderheit des 'weiblichen Arbeitsvermögens' liegen.[14] Frauen zeigen ähnliche Fähigkeiten, Orientierungen und Eigenschaften, und wo sie dies tun, kommen Verhaltensmuster zum Tragen, die in der Hausarbeit angelegt sind und die ihnen in der Berufsarbeit in verschiedener Hinsicht zum Nachteil gereichen. Die Benachteiligung von Frauen im Beruf aufgrund dieser Verhaltensmuster sei dabei, wie bereits angesprochen, zugleich eine „gesellschaftliche Geringschätzung und Verdrängung, Diskriminierung und Sanktionierung einer anderen, einer 'nicht-beruflichen' Arbeits- und Lebensform" (Beck-Gernsheim/Ostner 1978, 279).

Elemente der Wirklichkeit gewonnen ist. [...] Er *ist* nicht eine Darstellung des Wirklichen, aber er will der Darstellung eindeutig Ausdrucksmittel verleihen" (Weber 1992, 234). Idealtypen dienen nach Max Weber dazu, sich die Wirklichkeit, ihre Zusammenhänge und Vorgänge pragmatisch zu veranschaulichen und verständlich zu machen. Ein zentraler Nutzen idealtypischer Konstruktionen liegt für Weber darin, dass sie den Blick für bis dahin verdeckte Realitäten schärfen. Sie sind für ihn ein Schritt zur Ordnung von Vielfalt (vgl. Weber 1992, 234ff.).

14 Diesbezüglich formuliert Ostner in einem späteren Beitrag von 1990: „Statt 'einem' weiblichen Arbeitsvermögen gibt es nun eine *Vielfalt* von weiblichen Arbeitsvermögen, aber immer noch eine Vielfalt von *weiblichen* Arbeitsvermögen" (Ostner 1990, 31, Herv. i.O.).

Vor dem Hintergrund ihrer Überlegungen werfen Beck-Gernsheim und Ostner einen erneuten Blick auf andere Ansätze zur Bearbeitung der „Problematik von 'Frau und Beruf'" (vgl. Abschnitt-5.1.1) und spitzen ihre Kritik an diesen zu. Der gemeinsame Mangel liegt darin, „daß sie *die gesellschaftliche Geringschätzung und Verdrängung jener anderen 'nicht-beruflichen' Arbeits- und Lebensform nicht aufbrechen – sondern umgekehrt verlängern und fortschreiben*" (Beck-Gernsheim/Ostner 1978, 280, Herv. i.O.). Alle Ansätze begreifen die in der Eigenart der Hausarbeit angelegten Verhaltensweisen von Frauen wenn überhaupt, dann nur als 'Defizite' in Bezug auf Berufsarbeit und berufliche Anforderungen,

> „nicht aber als das, was sie mindestens ebenso sind: nämlich besondere und gesellschaftlich notwendige Fähigkeiten, deren Bedeutung gerade in der Erhaltung und Erneuerung von Arbeitsvermögen liegt. Deshalb laufen all diese Maßnahmen letztlich darauf hinaus, die Frauen zu verändern (genauer: ihre sogenannten 'Defizite' abzubauen), während das Berufssystem selbst unverändert bleibt. Es geht nur um Anpassung des Subjekts an die Berufsstrukturen – und nicht umgekehrt auch im die Frage, wie Berufsstrukturen subjektgerecht verändert werden können." (Beck-Gernsheim/Ostner 1978, 280f.)

Beck-Gernsheim und Ostner postulieren demgegenüber, dass eine wirkliche Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern das Hinterfragen und Aufbrechen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sowie gerade auch eine grundlegende, nicht lediglich auf Frauen bezogene Veränderung von Berufsstrukturen notwendig macht. Oder anders formuliert: Nicht Frauen, sondern Berufe müssen sich ändern:

> „*Es müssen neue Formen der Organisation beruflicher Arbeit entwickelt werden, die das Einbringen sogenannt 'weiblicher' Fähigkeiten und Verhaltensweisen (die in Wirklichkeit Qualitäten sind, die in der Eigenart der Hausarbeit angelegt sind) bewußt unterstützen und ermöglichen; die konkret-sinnliche, bedürfnisorientierte Fähigkeiten nicht länger als Mangel auslegen, sondern umgekehrt anerkennen und honorieren*." (Beck-Gernsheim/Ostner 1978, 282, Herv. i.O.)

5.1.3 Erträge und Grenzen

Im Konzept des 'weiblichen Arbeitsvermögens' wird die für den Mainstream der Arbeitsforschung lange Zeit typische Fixierung auf Erwerbsarbeit überwunden. Mit der Bestimmung von Arbeit und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung als „wesentliches Bestimmungsmoment" des Geschlechterverhältnisses wird zwar der Fokus auf Arbeit belassen. Der Arbeitsbegriff wird aber um reproduktive

Arbeit erweitert und die Perspektive über Erwerbsarbeit hinaus auf Beruf *und* Hausarbeit gerichtet.[15]

Was das Verhältnis von Beruf und Hausarbeit betrifft, so konzipieren Beck-Gernsheim und Ostner dieses als eines, dass sich durch eine Gleichzeitigkeit von Entgegensetzung und Bezogenheit auszeichnet: Die Forscherinnen identifizieren strukturelle Differenzen und Gegensätzlichkeiten von Erwerbsarbeit und Hausarbeit. Wie im vorangegangenen Abschnitt dargelegt, bildet dabei eine Entgegensetzung unterschiedlicher Arbeitsformen den Kern ihrer Argumentation. Sie arbeiten heraus, dass Beruf und Hausarbeit und die mit diesen verbunden Anforderungen in vielerlei Hinsicht gegensätzlich sind. Aber genau darin liegt aus der Sicht der Forscherinnen gleichzeitig die Komplementarität und wechselseitige Angewiesenheit von Beruf und Hausarbeit aufeinander. Beruf und Hausarbeit, so formuliert Ostner, bilden „nur einen scheinbaren, aber in der Form notwendigen Gegensatz" (Ostner 1978, 150). Mit dem Schlagwort des „Anderthalb-Personen-Berufs" wird dabei pointiert zum Ausdruck gebracht, dass die Organisation von Erwerbsarbeit, vor allem in der Form der sogenannten Vollzeit-Normalarbeit, von ihrer Anlage her so ausgerichtet ist, dass es einer anderen Person bedarf, welche die familialen, reproduktiven Tätigkeiten erfüllt.

Damit machen Beck-Gernsheim und Ostner auf das von mir als ko-konstitutiv bezeichnete Charakteristikum des Zusammenhangs von Beruf und Hausarbeit aufmerksam: Beruf und Hausarbeit sind von den Leistungen des jeweils anderen Bereiches abhängig. Die Erbringung der Leistungen in einem Bereich bildet eine notwendige Voraussetzung für die konkrete Gestaltung des anderen Bereiches. In den Ausführungen von Beck-Gernsheim und Ostner wird zudem deutlich, dass dieses Wechselgefüge keinesfalls reibungslos funktioniert. In ihren Ausführungen geraten Unvereinbarkeiten und Widersprüche zwischen den Bereichen und ihren jeweiligen Anforderungen in den Blick, die die Autorinnen auf die Formel „komplementär aber nicht kompatibel" (Beck-Gernsheim/Ostner 1978) bringen. Zudem können Beck-Gernsheim und Ostner das Verhältnis von Beruf und Familie als hierarchisch entschlüsseln. Dabei besteht ein entschiedener Unterschied zu dem in Teil A betrachteten Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie: Während dieser die Hierarchie kaum bis nicht entziffert, sondern schlicht unterstellt, und dies in der Konsequenz dazu beiträgt, dass nur noch die Erwerbsarbeit in den Blick genommen wird, dechiffrieren Beck-Gernsheim und Ostner die Hierarchie aus ihrer auf beide Bereiche gerichteten Perspektive heraus. Für die Forscherinnen manifestiert sich Hierarchie dabei im Wesentlichen über Wertschätzung. Sie zeigen, dass Hausarbeit gesamtgesellschaftlich im Vergleich zu Berufsarbeit eher gering geschätzt oder abgewertet wird. Diese Geringschätzung der Hausarbeit überträgt sich in einer auf Berufsarbeit ausgerichteten Gesellschaft ebenfalls auf diejenigen Personen, die Hausarbeit ausführen, d.h. auf Frauen. Beck-Gernsheim und Ostner können damit einen wichtigen Ursprung von Geschlechterhierarchien ausleuchten: die geschlechtsspezifische und hierarchische Arbeitsteilung.

Die im Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens" vorgenommene Konzeption der Bereiche Beruf und Hausarbeit weist aber auch einige Schwächen auf. In der Konzeption von Beck-Gernsheim und Ostner werden die Bereiche Beruf und Familie vornehmlich über den Arbeitsinhalt und die mit diesem einhergehenden Anforderungen definiert. Zudem folgen die beiden Forscherinnen vornehmlich einer differenzierungstheoretischen Perspektive. Die Herausbildung moderner Gesellschaften und damit auch der beruflichen und familiären Sphäre wird in der Konzeption des 'weiblichen Arbeitsvermögens' hauptsächlich als Geschichte funktionaler Differenzierung beschrieben (vgl. Gottschall 2000, 153-162). Dabei erscheinen die Bereiche in der von Beck-Gernsheim und Ostner vorgenommenen typisierenden Gegenüberstellung von Arbeitsinhalten und Anforderungen als einander zwar gegensätzlich, in sich erscheinen sie jedoch jeweils sehr homogen.

Problematisch hieran ist zunächst, dass sowohl der Erwerbs- wie auch der familiäre Bereich tatsächlich in sich doch deutlich komplexer und widersprüchlicher strukturiert sind, als in der Konzeption von Beck-Gernsheim und Ostner transportiert. So ist die Erwerbsarbeit keinesfalls nur von Konkurrenz, sondern auch von Momenten der Kollegialität und Solidarität geprägt. Ebenso tickt der familiäre Bereich nicht nur nach dem Mechanismus „naturgebundener Zeit", sondern auch nach dem der „Zeitökonomie".[16]

Problematisch ist ferner, dass in der Charakterisierung des familiären Bereichs in der Tendenz eine positive Konnotation mitschwingt und 'negative Momente' unterbelichtet bleiben. Veronika Bennholdt-Thomsen hat in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, dass private Zwangs- und Herrschaftsmecha-

15 Bis heute hat es viele kritische Auseinandersetzungen mit dem Konzept des 'weiblichen Arbeitsvermögens' gegeben. Mir geht es in dem Abschnitt nicht um eine umfassende Darstellung und Auseinandersetzung mit der geäußerten Kritik. Die Ausführungen orientieren sich vielmehr an der Fragestellung meiner Untersuchung.

16 Dieser Kritikpunkt ist in der Vergangenheit insbesondere auch von Regina Becker-Schmidt u.a. formuliert worden. Ich komme auf diesen Punkt daher in Abschnitt 5.2 bei der Auseinandersetzung mit Überlegungen von Becker-Schmidt und dem von ihnen entwickelten Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung' noch einmal zurück.

nismen und insbesondere familiäre (häusliche) Gewalt in der Bestimmung des familiären Bereichs von Beck-Gernsheim und Ostner nicht einbezogen werden. Sie spricht zugespitzt von einem „Aufsitzen auf dem bürgerlichen heile Welt Bild der Familie“ (Bennholdt-Thomsen 1983, 209). Karin Gottschall vermisst in Bezug auf den Bereich der Familie insbesondere die Reflexion der rechtlich-institutionellen Konstruktion der Ehe und die mit dieser lange Zeit einhergehenden Vorrechte von Männern (Gottschall 2000, 156ff.).

Darüber hinaus liegt ein blinder Fleck der Konzeption der Bereiche darin, dass die Entwicklung der beruflichen und häuslichen Sphäre nicht auch als Historie sozialer Auseinandersetzungen in den Blick gerät. Infolge der arbeitsinhaltlichen Orientierung und der verfolgten historischen Perspektive funktionaler Differenzierung wird die Herausbildung der Bereiche quasi als das Werk funktionaler Entwicklungen ‘naturalisiert’. Der Konzeption von Beck-Gernsheim und Ostner mangelt es daran, Beruf und Familie sowie den Zusammenhang der beiden Bereiche auch als Feld(er) konkreter politischer und sozialer Auseinandersetzungen, Interessen und Kräfteverhältnisse zu begreifen. So wird letztlich ein relativ glattes Bild von der Welt gezeichnet und es rückt nicht in den Blick, dass, wie Reinhard Kreckel es in einem anderen Zusammenhang ausgedrückt hat, „die Welt real nicht annähernd so glatt ‘funktioniert’“ (Kreckel 1992, 267). Damit bleiben jedoch wesentliche Ursachen und Momente der konkreten Ausgestaltung der Bereiche außer Acht. Denn die jeweils *konkrete* Ausgestaltung des Verhältnisses von Beruf und Hausarbeit ist eben auch Resultat realer Auseinandersetzungen und Machtverhältnisse und weist eine Reihe von Kompromissen und Brüchen auf. Auch ist der Blick für gesellschaftliche Machtverhältnisse, asymmetrische Sozialbeziehungen sowie gerade auch die Zusammenhänge zwischen Ausdifferenzierungsprozessen und Machtverhältnissen verstellt.

Ein weiterer Ertrag des Ansatzes besteht darin, dass die Autorinnen ein Bedingungsverhältnis zwischen objektiven Strukturen und subjektiver Ebene erkennen. Dies drückt sich in der zentralen These des Ansatzes aus, dass die für die unterschiedlichen Lebensbereiche als charakteristisch ausgemachten Arbeitsformen das subjektive Arbeitsvermögen prägen. Wie in den vorangegangenen Abschnitten dargelegt, handelt es sich hierbei um ein Kernmoment des Münchener Ansatzes subjektorientierter Soziologie, dem die Forschungen von Beck-Gernsheim und Ostner zuzurechnen sind. Die Annahme eines Bedingungsverhältnisses drückt sich zudem darin aus, dass Beck-Gernsheim und Ostner eine Veränderung der Strukturen – der Berufsstrukturen – einfordern, weil sie darin eine Voraussetzung für die Bearbeitung von Problemen auf der subjektiven Ebene – insbesondere der Schwierigkeiten von Frauen im Beruf – sehen.

Jedoch enthält auch diese Konzeption des Zusammenspiels zwischen der strukturellen und subjektiven Ebene einige Schwierigkeiten. So existiert eine Diskrepanz zwischen der Beschreibung von Widersprüchen und Inkompatibilitäten im Verhältnis von Hausarbeit und Beruf und der wenig ambivalenten Darstellung des weiblichen Arbeitsvermögens. Letzteres scheint völlig unberührt von den beschriebenen widersprüchlichen und konfliktträchtigen Bedingungen zu sein, die mit den beiden Lebensbereichen einhergehen (vgl. Knapp 1988, 9-12). Zudem liegen Schwachstellen vor allem in der Subjektkonstitution sowie den Annahmen bezüglich der Fähigkeiten und des Lebenszusammenhangs von Frauen.

Hierzu gehört, erstens, dass der Zusammenhang zwischen Arbeitsvermögen und betrieblicher Nutzung zu einseitig bestimmt wird und der Einfluss der Erwerbsarbeit auf die Fähigkeitsentwicklung von Frauen zu kurz kommt. Ursula Rabe-Kleberg hat in diesem Zusammenhang formuliert, dass die zutreffende Beobachtung, dass im Betrieb auf außerbetrieblich entwickelte Fähigkeiten zurückgegriffen wird, um zwei Aspekte erweitert werden muss: In der Erwerbsarbeit wird zwar auf vorberufliche Fähigkeiten zurückgegriffen, diese werden aber durchaus auch umgeformt. Des Weiteren bilden sich auf der Basis betrieblicher Gestaltung und Anforderungen aber auch weitere Fähigkeiten heraus (vgl. Rabe-Kleberg 1988).

Zweitens ist die Vorstellung von Frauen als überwiegend im Haushalt verorteten Personen unhistorisch. Das bürgerliche Modell des Ernährers und der Hausfrau ist seit jeher nur in einigen bürgerlichen Schichten Realität gewesen. Der Großteil der Familien ist aufgrund der sozialen Situation schon immer auf eine (zuverdienende) Erwerbstätigkeit der Frauen angewiesen und die Tätigkeiten der Frauen sind dabei oftmals keinesfalls ‘hausarbeitsnah’ (vgl. Gottschall 1990, 45ff.).

Drittens ist aber gerade auch kritisch zu hinterfragen, ob ein allgemeines ‘weibliches Arbeitsvermögen’ tatsächlich existiert. Zwar reflektieren Beck-Gernsheim und Ostner, dass es nicht *das* ‘weibliche Arbeitsvermögen’ gibt. Gleichwohl halten sie an der Besonderheit eines ‘weiblichen Arbeitsvermögens’ fest. In welcher Hinsicht hiervon die Rede sein kann, wo also trotz der Unterschiede Gemeinsamkeiten liegen, wird seitens der Forscherinnen jedoch nicht näher ausgeführt. Diese Problematik entfaltet sich gerade auch vor dem Hintergrund existierender sozialer, schichtspezifischer, kultureller, ethnischer u.a. Unterschiede zwischen Frauen. Die mit diesen u.U. einhergehenden Verschiedenheiten in den Lebenslagen, Orientierungen und Interessen bleiben unangesprochen. Ebenso wenig werden Fragen der Verschränkungen zwischen beispielsweise ‘Geschlecht’ und ‘sozialer Herkunft’ thematisiert (vgl. Gottschall 2000, 164). Hier schlägt nicht zuletzt auch die weiter oben genannte Schwachstelle erneut durch, dass die von

Beck-Gernsheim und Ostner verfolgte Perspektive eine vornehmlich arbeitsinhaltlich und differenzierungstheoretisch geleitete ist und damit eine Reihe von Machtverhältnissen, die Frage ihrer Zusammenhänge sowie Fragen unterschiedlicher Interessenlagen und sozialer und politischer Auseinandersetzungen unterbelichtet bleiben.

Letztlich lässt sich die hier geäußerte Kritik an der im Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' enthaltenen Subjektkonstitution von Frauen dahingehend zusammenfassen: Frauen, so Gudrun-Axeli Knapp, werden auf etwas reduziert, „was sie nicht oder nicht nur sind oder unter Umständen nicht nur sein wollen, auf alle Fälle unter gegebenen Verhältnissen kaum ungebrochen sein können" (Knapp 1988, 9). Zudem enthält die Konzeption eines 'weiblichen Arbeitsvermögens' eine Generalisierung, die der Pluralität und Komplexität der Lebensrealitäten von Frauen nicht gerecht wird.

Schon zu seiner Entstehungszeit traf der Ansatz nicht die Vielschichtigkeit der Situation von Frauen. Angesichts der seither noch einmal erfolgten und in der Einleitung dieser Arbeit skizzierten weiteren Pluralisierung und Heterogenisierung von Lebensrealitäten gilt dies heute noch umso mehr. Der Tragfähigkeit des Konzepts sind hier enge Grenzen gesetzt.

5.2 'Doppelte Vergesellschaftung' – „Eines ist zu wenig – beides ist zuviel"[17]

Das Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung' wird vor allem durch die Arbeiten von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp vertreten. Die grundlegenden Überlegungen zu diesem Ansatz sind allerdings von einer Gruppe Hannoveraner Wissenschaftlerinnen und Studentinnen im Rahmen des Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre durchgeführten DFG-Forschungsprojekts *Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter* unter der Leitung von Regina Becker-Schmidt entwickelt worden. Neben Becker-Schmidt und Knapp gehören insbesondere Uta Brandes-Erlhoff, Mechthild Rumpf und Beate Schmidt zu diesem Wissenschaftlerinnenkreis.

Im Mittelpunkt des Forschungsprojekts steht die Frage nach der „Interdependenz von Fabrikarbeit und Arbeit in der Familie (als Kontrast, als Konkurrenz), oder anders gesagt: die subjektive Bedeutung der jeweiligen Tätigkeitsbereiche im widersprüchlich strukturierten Lebenszusammenhang von Arbeiterfrauen" (Becker-Schmidt 1980, 705). Untersucht wurde dies am Beispiel von Fabrik-Akkordarbeiterinnen. Bereits die Ansiedlung des Projektes am Psychologischen Institut der Universität Hannover weist auf einen stark arbeits- bzw. sozialpsychologisch geprägten Zugang hin. Im Zentrum des Interesses standen die Erfahrungen der Fabrikarbeiterinnen im Wechsel von Hausarbeit und Akkordarbeit, die jeweiligen Begründungszusammenhänge sowie die subjektive Bedeutung der Fabrikarbeit in Kontrast zum familialen Lebensbereich. Die erzielten empirischen Erkenntnisse bilden die Referenz für das Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung'.

Dieses Konzept ist wiederum eingebettet in eine komplexe gesellschaftstheoretische Konzeption, die vor allem von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp seit den 1980er Jahren kontinuierlich (weiter)entwickelt worden ist (vgl. u.a. Becker-Schmidt 2004; für einen Überblick auch Aulenbacher 2005a, 56-76; Gottschall 2000, 171-184).[18] Im Folgenden wird zunächst der gesellschaftstheoretische Kontext in Grundzügen beleuchtet und im Anschluss das Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung' ausführlicher rekonstruiert und diskutiert.

5.2.1 Grundzüge der gesellschaftstheoretischen Konzeption

Im Unterschied zum in erster Linie arbeitssoziologisch orientierten Konzept des 'weiblichen Arbeitsvermögens' sind die Arbeiten der Hannoveranerinnen stark gesellschaftstheoretisch ausgerichtet (vgl. für einen Überblick Aulenbacher 2005a, 56-76; Dackweiler 1995, 136-158). Vor allem in den Anfangsjahren sind die theoretischen Überlegungen von Auseinandersetzungen mit marxistischen Theorieansätzen einerseits und feministischen Ansätzen andererseits geprägt. Die Forscherinnen machen für beide Seiten Defizite aus.[19] Das zentrale Defizit marxistischer Theorietradition wird dabei in einer androzentrisch geprägten Betrachtung der Welt gesehen: Eine solche Perspektive ist auf die 'offizielle' Ökonomie reduziert und klammert die generative Reproduktion einer Gesellschaft gänzlich und ihre materielle Reproduktion teilweise aus. Sie konzentriert sich außerdem auf das Klassenverhältnis, insbesondere Geschlechterhierarchien bleiben ihr dadurch verborgen. Sowohl die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern als auch die Lebenssituation von Frauen bleiben damit im Marx'schen Werk ausgespart, und auch nachfolgende, sich in die marxistische Tradition stellende

17 So lautet der Buchtitel von Becker-Schmidt/Knapp/Schmidt 1984.

18 Brigitte Aulenbacher bemerkt in diesem Zusammenhang, dass es sich bei dem Hannoveraner Ansatz „nicht um eine Theorie 'in einem Guss', sondern um thematisch weit gespannte Arbeiten, zumeist in Form von Aufsätzen [handelt, SJ]" (Aulenbacher 2005a, 57).

19 Insbesondere Regina Becker-Schmidt hat hierzu verschiedentlich Ausführungen gemacht (vgl. u.a. Becker-Schmidt 1987).

Ansätze versuchen, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenhänge ohne Beachtung gesellschaftlicher Reproduktionsarbeit und ihrer Geschichte zu erklären und/oder nehmen die Relevanz weiblicher Praxisfelder nicht zur Kenntnis. „Die gesellschaftliche Strukturkategorie 'Geschlecht' bleibt als analytische Kategorie zur Erklärung von Unterdrückungs- und Ausgrenzungsphänomenen undiskutiert" (Becker-Schmidt 1987, 14).

Demgegenüber werden in Hinblick auf die feministische Forschung der 1970er und 1980er Jahre Defizite insbesondere im Bereich feministischer Subjekttheorie ausgemacht. Die damaligen feministischen subjekttheoretischen Versuche – wie etwa der Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' – zeichnen sich dadurch aus, dass sie Weiblichkeit lediglich in Abgrenzung zu Männlichkeit denken und bestimmte Merkmale als Wesensmerkmale der Frau identifiziert werden (Mütterlichkeit, Sinnlichkeit). Kern der Kritik der Hannoveraner Forscherinnen ist, dass derartige Ansätze auf Subjektvorstellungen basierten, „die einem trügerischen Begriff von Identität im Sinne ungebrochener Ganzheitlichkeit aufsitzen" (Becker-Schmidt 1987, 16). Damit bleiben diskontinuierliche und konflikthafte Momente ausgeblendet, denen im Konstitutionsprozess von Subjektivität – und gerade von Frauen – in den Augen von Becker-Schmidt und Knapp jedoch eine zentrale Bedeutung zukommt (vgl. Becker-Schmidt 1987, 16f.; Knapp 1990).

Vor diesem Hintergrund beschreiben die Forscherinnen ihr theoretisches Anliegen als eines, das darauf zielt, „Theoriedefizite in der Frauenbewegung einerseits" und „Leerstellen in der marxistischen Theorie andererseits aufzusprengen" (Autorinnenkollektiv Hannover 1981, 281). Theoretisch lehnen sich die Hannoveranerinnen an die ältere Kritische Theorie und hier vor allem an die Überlegungen von Adorno an, entwickeln diese aber weiter (vgl. Becker-Schmidt 1991; Knapp 1996; Wolde 1995, 299-305).

Zu den zentralen Kennzeichen ihres gesellschaftstheoretischen Ansatzes gehört, dass das Geschlechterverhältnis als sozialer Strukturzusammenhang begriffen wird. D.h., Geschlecht wird als sozialer Faktor verstanden, „der die Gesellschaft in den Dimensionen von Produktion, Reproduktion und Regeneration strukturiert" (Becker-Schmidt 2004, 62). Ein weiteres Kennzeichen des Ansatzes besteht in seiner zugleich gesellschafts- wie subjekttheoretischen Ausrichtung. Damit ist gemeint, dass der Strukturzusammenhang in seiner Bedeutung für Frauen sowohl in Richtung der gesellschaftlichen Strukturen wie auch in Richtung der sozialen, subjektiven Erfahrungen analysiert wird. Überdies wird das Geschlechterverhältnis im Zusammenspiel mit anderen Strukturzusammenhängen – insbesondere Klasse bzw. soziale Schichtung – betrachtet (vgl. auch Aulenbacher 2005a, 57-66; Gottschall 2000, 171-180).

In ihren Analysen erarbeiten die Forscherinnen in der Gesamtschau eine komplexe Bestimmung der gesellschaftlichen Situation von Frauen in kapitalistischen Gesellschaften. Kernüberlegung des Hannoveraner Forschungszusammenhangs ist der vor allem von Becker-Schmidt formulierte Gedanke, dass der „weibliche Lebenszusammenhang" (Prokop 1976) von einer „doppelten Unterdrückung" *und* einer „doppelten Vergesellschaftung" gekennzeichnet ist (Becker-Schmidt 1987). Beide Aspekte hängen miteinander zusammen und weisen jeweils in sich sowie im Zusammenwirken miteinander Widersprüche und Ambivalenzen auf (vgl. Becker-Schmidt 1987). 'Doppelte Unterdrückung' meint, dass Frauen zwei Herrschaftsformen unterliegen – einer gesellschaftlichen (Kapitalismus) und einer patriarchalischen (Geschlechterhierarchisierung). Dabei erweist sich die Situation von Frauen allerdings keineswegs als einheitlich, sondern vielschichtig, widersprüchlich und von Ungleichzeitigkeiten geprägt. Sie ist gekennzeichnet durch ein Nebeneinander von Akzeptanz und Unterdrückung, von Niederlagen, Forschritten und Stagnationen, von unterschiedlichen Erfahrungen in unterschiedlichen Praxisfeldern – gleichwohl unterliegen Frauen der Gesamttendenz nach beiden Herrschaftsmechanismen (vgl. Becker-Schmidt 1987, 18ff.). Mit 'doppelter Vergesellschaftung' soll demgegenüber zum Ausdruck gebracht werden, dass Frauen in und für zwei Praxisfelder sozialisiert werden: Zum einen markieren Familie und Reproduktionsarbeit einen zentralen Bezugspunkt der sozialen Verortung von Frauen, zum anderen stellt aber zugleich die Erwerbsarbeit für Frauen zunehmend – und für viele, insbesondere für proletarische Frauen seit jeher – einen wichtigen Bezugs- und Sozialisationspunkt dar.

Die zentrale Aufgabe sehen die Forscherinnen darin, die jeweiligen Wirkungsweisen und das Zusammenwirken dieser beiden Doppelungen aufzuzeigen und zu analysieren (vgl. Becker-Schmidt 1987, 23). Meine Untersuchung des Ansatzes wird sich auf den Aspekt der 'doppelten Vergesellschaftung' beschränken, wie er im Projekt *Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter* entwickelt wurde. Die hier interessierende Frage nach dem Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen wurde von den Forscherinnen zwar nicht nur, aber vorrangig in diesem Rahmen thematisiert.[20]

20 Auch bei diesem Projekt sind die Überlegungen und Ergebnisse in mehreren Veröffentlichungen und ebenfalls sowohl in Gemeinschafts- wie auch Einzelpublikationen präsentiert worden. Erneut bilden daher mehrere Texte die Grundlage der nachfolgenden Ausführungen (vgl. Becker-Schmidt 1980, 1983a, b, c, 1987, 1991, 2004; Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981; Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff// Lühring/Schmidt 1981; Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff/Rumpf/Schmidt 1983; Knapp 1990, 1996).

5.2.2 'Doppelte Vergesellschaftung'

Mit der älteren Kritischen Theorie teilen die Hannoveranerinnen das Anliegen einer Verknüpfung und wechselseitigen Bereicherung von Gesellschaftstheorie und empirischer Sozialforschung. Das Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung' entwickeln die Forscherinnen in einem längeren zeitlichen Prozess, der von einem engen Wechselspiel von empirischer und begrifflich-theoretischer Arbeit geprägt ist. Empirisch basiert die Arbeit auf einer qualitativen Explorationsstudie. Die Studie umfasst Gespräche mit sechzig Frauen, die jeweils mindestens ein Kind unter zwölf Jahren versorgten. Von den Frauen waren dreißig Akkordarbeiterinnen und dreißig Arbeiterhausfrauen, die aber über Fabrikarbeitserfahrungen verfügten. Mit den Frauen wurden jeweils mehrere leitfadengestützte Interviews zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten (Lebensgeschichte, Erfahrungen in den jeweiligen Lebensbereichen) geführt. Zudem wurden verschiedene methodische Verfahren kombiniert.[21]

Ähnlich wie Beck-Gernsheim und Ostner fokussieren auch die Hannoveranerinnen auf Arbeit. Auch sie betrachten Arbeit dabei als zentrales Medium der Vergesellschaftung und sehen in der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit im erweiterten Sinn ein konstitutives Moment der Geschlechterverhältnisse. Entsprechend gehen auch die Hannoveranerinnen in ihrer empirischen Ausrichtung über die Erwerbsarbeit hinaus und beziehen die Privatsphäre und die dort geleistete Arbeit mit ein.

Der wesentliche Befund der Untersuchung lautet, dass die befragten Frauen sowohl auf die Fabrikarbeit als auch auf die Familie hin orientiert sind und dabei ein ganzes Spektrum an Motiven eine Rolle spielt. So ermitteln die Autorinnen bei den Frauen in Hinblick auf die Orientierung auf Fabrikarbeit, neben dem Motiv Geld zu verdienen, eine Reihe weiterer Beweggründe:

> „Sie wollen an Öffentlichkeit partizipieren, etwas für den gesellschaftlichen Bedarf herstellen, in kooperativen Zusammenhängen arbeiten, Kompetenzen über Haushaltsführung und Kindererziehung hinaus erwerben, soziale Anerkennung im Wettbewerb mit anderen erfahren und soziale Kontakte auch jenseits von Familien- und Nachbarschaftsbeziehungen knüpfen." (Becker-Schmidt 2004, 63)

Zugleich machen die Forscherinnen auch in Hinblick auf die Orientierung auf Familie und Hausarbeit eine Vielschichtigkeit aus: „Es wäre schön, wenn man sie [die Hausarbeit, SJ] abschaffen könnte. Aber ebenso ist ein Zuhause ohne

21 Für tiefergehenden Ausführungen zur Methode und zum Zugang der Studie vgl. insbesondere Becker-Schmidt 1980 und Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff/Rumpf/Schmidt 1983.

Haushalt, Partner und Kinder für die befragten Fabrikarbeiterinnen undenkbar" (Becker-Schmidt 2004, 63). Ein weiterer Befund der Studie lautet, dass diese Doppelorientierung für die Frauen mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist. Sie sehen sich konfrontiert mit unterschiedlichen Verhaltensanforderungen in den beiden Bereichen, mit Doppelbelastungen, Umstellungsproblemen usw. Gleichwohl halten sie an der Doppelorientierung fest (vgl. Becker-Schmidt/Knapp/Schmidt 1984). Mit diesen Befunden liegt die Hannoveraner Forscherinnengruppe konträr zu den bis dahin vorherrschenden Annahmen feministischer Forschung. Nicht zuletzt decken diese sich nicht mit dem Konzept des 'weiblichen Arbeitsvermögens', bei dem die Sozialisation und Fähigkeitsentwicklung von Frauen überwiegend im familiären Bereich verortet wird.

In dem erwähnten Wechselspiel von empirischer und begrifflich-theoretischer Arbeit verdichten die Forscherinnen ihre Befunde im Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung'. Wie im vorherigen Abschnitt bereits angesprochen, besteht das Kernmoment der 'doppelten Vergesellschaftung' darin, dass Frauen – zumindest phasenweise – in zwei Praxisbereichen verortet, tätig sowie über zwei Arbeitsformen vergesellschaftet werden: Erwerbsarbeit *und* Familie(narbeit) (vgl. u.a. Becker-Schmidt 2004; Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff/Rumpf/Schmidt 1983).

Für die nähere Ausformulierung der Überlegungen zur 'doppelten Vergesellschaftung' erweisen sich vor allem die Begriffe *Widerspruch* und *Ambivalenz* als zentral. Mit ihnen markieren die Forscherinnen einen Unterschied zwischen der Ebene objektiver Strukturen und der Subjektebene. Der Begriff des Widerspruchs zielt auf die strukturelle Ebene und bezieht sich konkret bezieht auf die von den Autorinnen als „Praxisfelder" (Becker-Schmidt 2004) bezeichneten Bereiche der Erwerbsarbeit einerseits und der Familie andererseits. Der Begriff der Ambivalenz wird demgegenüber auf die subjektive Ebene bezogen (vgl. Becker-Schmidt 1983b, 19-24; Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981, 60).

Auf der Strukturebene machen die Forscherinnen eine „doppelt gefügte Widerspruchsstruktur der alltäglichen Lebenssituation der Frauen" (Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981, 58) aus: Diese speist sich zum einen aus Widersprüchen *zwischen* den Bereichen Familie und Erwerbsarbeit (Fabrik). Zum anderen sind Familie und Erwerbsarbeit aber auch jeweils *in sich* widersprüchlich strukturiert. Widersprüche zeigten sich dabei auf verschiedenen Strukturebenen: auf der Ebene der Organisationsformen, der sozialen Funktionszuschreibungen sowie der konkreten Verhaltensanforderungen (vgl. Becker-Schmidt 1983b, 15).

Mit dem Aspekt der Widersprüchlichkeit *zwischen* den Bereichen Erwerbsarbeit und Familie knüpft die Forscherinnengruppe an Überlegungen des 'weibli-

chen Arbeitsvermögens' an. Zum Teil unter Bezugnahme auf Beck-Gernsheim und Ostner werden die Bereiche als Sphären gefasst, die gegensätzlichen Funktionslogiken folgen, dabei aber wechselseitig aufeinander bezogen und voneinander abhängig sind: kapitalistische Prinzipien der Gewinnmaximierung und Mehrwertproduktion und intensive, lückenlose Nutzung der Arbeitskraft auf der Seite der Fabrikarbeit; auf der anderen Seite Reproduktion und Regeneration der Personen und ihrer Arbeitskraft als Charakteristikum der Familienarbeit. Ebenso verweisen auch die Hannoveraner Forscherinnen auf widersprüchliche Verhaltensanforderungen, die mit den unterschiedlichen Funktionslogiken einhergehen: Während die Fabrikarbeit eine starke individuelle Einschränkung und Anpassung in zeitlicher, örtlicher und koordinatorischer Hinsicht erfordert, verlangt die Familienarbeit ein sich Einstellen auf Zeitstrukturen, Arbeitsformen und psychisch-soziale Beziehungsmodi, die Reproduktion und Regeneration garantieren und die dabei zwar auf den Produktionsprozess als spätere Reproduktionsquelle bezogen bleiben, jedoch nicht mit den dort herrschenden Verkehrsformen zusammenfallen (vgl. Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981; Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff/Lühring/Schmidt 1981; Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff/Rumpf/Schmidt 1983). Ebenfalls ähnlich wie Beck-Gernsheim und Ostner formulieren die Hannoveranerinnen überdies, dass beide Bereiche trotz wechselseitiger Angewiesenheit aufeinander ihre Anforderungen und Richtschnüre jeweils ohne Rücksicht auf die jeweils andere Sphäre setzen (vgl. Knapp 1990, 29ff.).

Mit dem Punkt der Widersprüche *in den jeweiligen* Bereichen gehen die Hannoveraner Forscherinnen aber noch einen Schritt weiter. Sie machen zugleich Reibungspunkte und widersprüchliche Anforderungen in den jeweiligen Bereichen selbst aus. So kommen sie auf der Basis ihrer Untersuchung in Hinblick auf den Bereich der Fabrikarbeit zu der Einschätzung, dass dieser sich nicht auf negative Zwangsmomente reduzieren lässt: Neben Aspekten wie ökonomischer Zwang, körperlicher Verschleiß, Entleerung und Entfremdung der Arbeit, Aneignung der Arbeitenden oder Reprimierung von Kommunikation und Interaktion im Kooperationsgefüge machen die Forscherinnen in der Fabrikarbeit quer dazu auch im Verwertungsprozess nicht-intendierte, aber doch vorhandene und erforderliche, partikulare Aneignungsformen der Beschäftigten sowie auch Momente der Kooperation und Zusammenarbeit aus. Zudem bietet selbst die entfremdetste Tätigkeit noch Möglichkeiten der Selbstbestätigung durch Selbstbewertung. Für die Beschäftigten verbindet sich dies wiederum mit widersprüchlichen Verhaltensanforderungen im Produktionsprozess – nämlich mit Konkurrenz, Leistungsdruck, Drückebergerei einerseits und Solidarität und Kollegialität andererseits (vgl. Becker-Schmidt 1983a; Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff/Rumpf/Schmidt 1983; Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981).

In sich widersprüchlich stellt sich für die Forscherinnen zugleich auch die familiale Sphäre dar. In Abgrenzung zu vielen damaligen Ansätzen des Mainstreams der Arbeitsforschung, in denen die private Sphäre als Sphäre der Freiheit und Freizeit erscheint, wird die Privatsphäre in Anknüpfung an und Erweiterung des Marx'schen Entfremdungsbegriffs als ein nicht zweckfreier und durchaus reglementierter Bereich bestimmt. Zudem bedeutet die Privatisierung der Reproduktions- und Regenerationsleistungen auch Privation im Sinne einer Beraubung der Einsicht, in welchen sozialen Zusammenhängen sich privates Tun eigentlich vollzieht: Die ständige Wiederkehr und Wiederholung der Aufgaben und die permanente Notwendigkeit ihrer Erfüllung stehen im Widerspruch zu ihrer Unsichtbarkeit und einer damit einhergehenden mangelnden gesellschaftlichen und persönlichen Anerkennung. Die private Isolation bedeutet zum Teil zwar auch Schutz, schneidet Personen aber gleichzeitig von Kommunikation, Information und gesellschaftlicher Diskussion ab und versagt ihnen somit soziale Anerkennung (vgl. Becker-Schmidt 1983a).

Zudem bestimmen die Hannoveranerinnen auf der Basis ihrer Untersuchung auch den familialen Bereich als durch widersprüchliche Verhaltensanforderungen geprägt. Hierzu zählen sie etwa Widersprüche zwischen quantitativen und qualitativen zeitlichen Beanspruchungen: Reproduktive Tätigkeiten müssen auf Schulzeiten, Geschäftszeiten und Bedürfnisse der Familienmitglieder (Hunger, Müdigkeit) abgestimmt werden und man ist gleichzeitig mit unberechenbaren Zeitbedarfen und -ansprüchen anderer Personen (z.B. Kinder) konfrontiert. Ebenso gehen die anfallenden Arbeiten mit gegensätzlichen Anforderungen einher: zweckrational organisierte Arbeit (Einkaufen, Kochen) einerseits und psychische Zuwendung andererseits (vgl. Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff/Lühring/Schmidt 1981).

Was die subjektive Ebene betrifft, so vertreten die Forscherinnen die Ansicht, dass dieses strukturell vielschichtige Widerspruchsgefüge von Frauen als Ambivalenz erfahren wird. Wie genau die konkrete Ambivalenzerfahrung und -bearbeitung individuell ausfällt, hängt dabei wesentlich von den konkrete Lebenserfahrungen der Betroffenen ab. Gleichwohl machen die Forscherinnen einige allgemeine Tendenzen bei den von ihnen interviewten Frauen aus: Keine der Interviewten äußerte eine ausschließlich instrumentelle Beziehung zur Fabrikarbeit, alle Arbeitserfahrungen werden von positiven *und* negativen Besetzungen getragen. Die subjektive Erfahrungsverarbeitung ist damit ebenso ambivalent wie die widersprüchliche Verflechtung von Arbeits- und Verwertungsprozess im Betrieb (vgl. Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981).

Über die Negativaspekte der Fabrikarbeit und die zusätzlichen geschlechtsspezifischen Diskriminierungserfahrungen in der Fabrik (schlechtere Arbeitsplätze, schlechtere Bezahlung etc.) empören sich die interviewten Frauen, gleichzeitig zeigen sie sich aber auch selbstbewusst in ihrer Arbeit und äußerten positive Einstellungen gegenüber der Arbeit. Vor allem die die Entfremdung konterkarierenden Erfahrungen (eigene kleine Handlungsspielräume, Solidarität und Kollegialität) bewirkten, „daß die Akkordarbeiterinnen die industrielle Tätigkeit – bei allem Haß auf sie – doch nicht aufgeben möchten. *Die partikularen Aneignungsmöglichkeiten innerhalb der Entfremdungssituation, die individuellen und sozialen Anerkennungserfahrungen innerhalb abstrakter Arbeit und enteigneter Kooperation*, halten sie im Betrieb" (Becker-Schmidt 1983a, 418, Herv.i.O.). Zudem kommen Kontrasterfahrungen mit der familialen Sphäre zum Tragen. Die Frauen erfahren in der Fabrik die soziale Anerkennung und Kooperationserfahrungen, die ihnen in der Familie verwehrt bleiben. Die Mangelerfahrungen und Defizite der Privatsphäre führten dazu, dass die Fabrikarbeit oder einzelne Aspekte und Erfahrungen gegenüber der Hausarbeit aufgewertet werden.

Umgekehrt resultierten aus der Kontrastierung mit der Familienarbeit zugleich aber auch Abwertungen der Fabrikarbeit (insbesondere die 'Entfremdung der Produzentin vom Produkt'). Gleichwohl gibt keine der interviewten Frauen an, dass sie ausschließlich die Hausarbeit als befriedigend empfindet. Dies gilt selbst für jene Frauen, die die Fabrikarbeit zugunsten der Familienarbeit aufgegeben haben. Sie empfinden es zwar als Erleichterung, keine Fabrikarbeit mehr leisten zu müssen. Zugleich fehlen ihnen in der Arbeits- und Lebenssituation als Hausfrau und Mutter jedoch Befriedigungs- und Entfaltungsmöglichkeiten und sie erinnern sich an positive Aspekte der Fabrikarbeit (vgl. Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff/Lühring/Schmidt 1981, 75). Die Hannoveraner Forscherinnen grenzen sich in diesem Punkt nicht zuletzt explizit vom Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' und seiner Vorstellung einer überwiegenden Sozialisation von Frauen in der familiären Sphäre ab. Solche Sozialisationsvorstellungen betrachten sie auf der Basis ihrer Ergebnisse als zu einseitig, eindimensional und gradlinig (vgl. Knapp 1990).

Der Ansatz der 'doppelten Vergesellschaftung', so fassen es die Hannoveranerinnen zusammen, sei demgegenüber vielschichtiger:

> „Er besagt zum einen, dass Frauen über zwei unterschiedliche und in sich widersprüchlich strukturierte Praxisbereiche in soziale Zusammenhänge eingebunden sind. Er besagt zum zweiten, dass ihre Sozialisation, ohne die Vergesellschaftung nicht zu denken ist, durch zwei Kriterien sozialer Gliederung markiert ist: Geschlecht und soziale Herkunft. Und zum dritten ist mitgesetzt, dass Eingliederung in die Gesellschaft sowohl soziale Verortung als auch Eingriffe in die psychosoziale Entwicklung einschließt." (Becker-Schmidt 2004, 65 und 1987)

Frauen entwickeln im Zuge der Auseinandersetzung mit den Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen ein komplexes Arbeitsvermögen, welches sie für den häuslichen und den außerhäuslichen Arbeitsplatz qualifiziert. Zugleich konfrontiert die Doppelorientierung sie jedoch mit einer Fülle von Schwierigkeiten und Zerreißproben:

> „Widersprüchliche Funktionen in der Familie fesseln einerseits die Frauen an diese Sphäre, provozieren aber gleichzeitig den Wunsch nach Ausbruch aus der häuslichen Enge und Abhängigkeit. Widersprüche innerhalb der Produktionssphäre rufen gleichzeitig Ablehnung der Fabrikarbeit und Bindung an die Arbeit im Betrieb hervor. Die damit jeweils verbundenen Ambivalenzpotentiale konturieren sich nochmals durch kontrastierende Erfahrungen im Wechsel und Vergleich beider Arbeitsbereiche." (Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981, 55)

Die Forscherinnen bringen die daraus resultierende Problemlage für Frauen auf die kurze Formel „Eines ist zu wenig, beides ist zu viel": „Wollen sie Erfahrungen in beiden Praxisfeldern machen, ihre Fähigkeiten in beiden aktivieren, drohen ihnen die qualitativen und quantitativen Probleme der Doppelbelastung. Verzichten sie auf ein Betätigungsfeld, das ja immer auch Feld sozialer Selbsterfahrung ist, so sind sie durch das Phänomen der Vereinseitigung gefährdet" (Becker-Schmidt 1987, 23).[22]

22 Regina Becker-Schmidt spannt zudem einen Bogen von der Problematik der 'doppelten Vergesellschaftung' zu den beiden von ihr ausgemachten Unterdrückungs- bzw. Herrschaftsformen (Patriarchat und Kapitalismus), denen Frauen unterliegen (vgl. Abschnitt 5.2.1; auch Gottschall 2000, 175-184). Diese verschärften die Problemlagen der Frauen noch einmal: „Das Fortleben patriarchalischer Strukturen in der Familie verhindert eine egalitäre Verteilung der Verantwortung für den Haushalt und die Kinderversorgung. Die nach Geschlecht spezifizierte familiale Arbeitsteilung geht zu Lasten der Frauen. Das erschwert die Partizipation von Frauen an der außerhäuslichen Arbeitswelt oder an anderen Formen der Öffentlichkeit. Und die Wertehierarchie des Berufssystems, das Menschen nach ökonomischen und nicht nach sozialen Lebensbedürfnissen kalkuliert, nimmt von der Existenz eines familialen Arbeitsplatzes bei der Auslastung seiner Arbeitsplätze keine Notiz. Für berufstätige Frauen bedeutet das einen permanenten Zwang zum Prioritätenwechsel. Um sich auf die 'Familienpflichten' konzentrieren zu können, müssen sie zuhause vergessen, was im Beruf gelaufen ist. Und umgekehrt: familiale Belange dürfen die Arbeitsfähigkeit in der Erwerbssphäre nicht beeinträchtigen" (Becker-Schmidt 1987, 23f.). Für Frauen resultieren daraus fortwährende, „vehemente Umstellungsprobleme", die sich für Männer nicht in gleichem Maße ergeben, da für sie die Privatsphäre „nicht in gleicher Weise Arbeit, Verantwortlichkeit, Präsenz" impliziert (Becker-Schmidt 1987, 24).

Die Forscherinnen sehen die Lage der Frauen aber keineswegs nur negativ. Der ständige Zwang, Schwierigkeiten und widersprüchliche Erfahrungen zu be- und verarbeiten, birgt in ihren Augen vielmehr auch widerständiges Potential und die Möglichkeit zu „emanzipatorischen Konfliktbewältigungsstrategien" (Becker-Schmidt/Knapp/Rumpf 1981, 71). Die ständige Erfahrung von Widersprüchlichkeit und Ambivalenz verhindert ein Abstumpfen oder sich Abfinden mit oder gar ein Verdrängen der 'schlechten Realität' (vgl. Becker-Schmidt 1983c, 188). Im Auftreten von Ambivalenz sehen die Wissenschaftlerinnen quasi eine Art Schutz gegen ein Sich-Abfinden und Verdrängen sowie eine Art Befähigung zum Widerstand (vgl. Becker-Schmidt 1980, 716f.).

Im Sinne des von ihnen vertretenen Anspruchs, Theorie und Empirie zu verknüpfen, formulieren die Forscherinnen aufbauend auf ihre Ergebnisse Anforderungen an die mit dem Gegenstand Arbeit befasste Wissenschaft. Sie sehen ihre Studie als Beleg dafür, dass, will man den Lebenszusammenhang von Personen – und gerade den von Frauen – adäquat analysieren, seitens der Forschung eine Einbeziehung beider Praxisbereiche unabdingbar ist: „Arbeitserfahrungen in beiden Praxisbereichen (Familie/Beruf) lassen sich nicht unabhängig voneinander, das heißt ohne Bezug auf das jeweils andere fassen" (Becker-Schmidt 1983a, 419).

5.2.3 Erträge und Grenzen

Wie der Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' fokussiert auch das Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung' schwerpunktmäßig auf Arbeit.[23] Auch die Hannoveranerinnen beschränken sich aber nicht auf Erwerbsarbeit, sondern beziehen die private Reproduktionsarbeit mit ein. Die Bereiche Erwerbs- und Hausarbeit werden dabei als getrennte Bereiche gesehen, die sich im Verlauf eines historischen Prozesses herausgebildet haben. Ihnen werden jeweils unterschiedliche Funktionen und Logiken zugeschrieben wie auch qualitative Differenzen in den jeweiligen Arbeitsformen, die wiederum jeweils auch prägend auf der

23 Auch das Theorem der 'doppelten Vergesellschaftung' ist bis heute vor allem in der feministischen Wissenschaft vielfach kontrovers diskutiert worden. Hintergrund der anfangs zum Teil heftigen Auseinandersetzungen ist, dass die empirischen Ergebnisse und Thesen der Forscherinnengruppe im Kontrast zu damals vorherrschenden Auffassungen feministischer Forschung stehen. Die „doppelte Vergesellschaftung" steht insbesondere im Gegensatz zum Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögen', aber auch zur damals von Christel Eckart u.a. vertretenen These eines „familienbezogenen Instrumentalismus" von Arbeiterinnen (vgl. Eckart/Jaerisch/Kramer 1979).

subjektiven Ebene wirken. Ähnlich wie beim 'weiblichen Arbeitsvermögen' lässt sich der Zusammenhang von Erwerbs- und Hausarbeit auch auf der Basis der Ergebnisse der Hannoveranerinnen als ko-konstitutives Verhältnis interpretieren. Die Forscherinnen untermauern den bereits im 'weiblichen Arbeitsvermögen' ausgeleuchteten Aspekt der wechselseitigen Angewiesenheit der beiden Bereiche für ihre jeweilige Entwicklung. Ebenso wird mit den Forschungen aus Hannover weiter unterfüttert, dass dieses Verhältnis wechselseitiger Angewiesenheit durch Widersprüchlichkeiten und Hierarchien geprägt ist.

Der Ansatz der 'doppelten Vergesellschaftung' weist aber auch Unterschiede zum 'weiblichen Arbeitsvermögen' auf. So unterscheidet sich insbesondere die konkrete Konzeption der Bereiche deutlich von derjenigen von Beck-Gernsheim und Ostner. Im Konzept der Hannoveraner Forscherinnen wird die qualitative Differenz der Bereiche viel stärker „unter der Perspektive ihrer gesellschaftlichen Konstitution und weniger unter ihrer 'naturalen Basis' betrachtet [wird, SJ]" (Gottschall 2000, 178). Erheblich stärker als im Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' wird zudem akzentuiert, dass mit den Bereichen ungleiche Zugänge zu Ressourcen und gesellschaftlicher Anerkennung verknüpft sind. Ungleiche Zugänge ermitteln die Autorinnen dabei aber nicht nur in Bezug auf die Bereiche, sondern auch innerhalb eines Bereiches.

Damit ist eine weitere Differenz angesprochen. Im Unterschied zum 'weiblichen Arbeitsvermögen' werden im Ansatz der 'doppelten Vergesellschaftung' die Bereiche auch als in sich widersprüchlich konzipiert. Hier sind es vor allem die im Unterschied zur idealtypischen Vorgehensweise von Beck-Gernsheim und Ostner verfolgten empirischen Erkundungen der Lebensbereiche bzw. die geäußerten Erfahrungen der Fabrikarbeiterinnen, die die Hannoveranerinnen zu der Erkenntnis bringen, dass es sich bei dem Verhältnis von Erwerbs- und Hausarbeit nicht nur um eine einfache, sondern um eine 'doppelte Widerspruchsstruktur' handelt. Der Ansatz der 'doppelten Vergesellschaftung' zeichnet damit insgesamt ebenfalls ein deutlich komplexeres Bild der gesellschaftlichen Eingebundenheit von Erwerbsarbeit – und auch von Hausarbeit – als der Mainstream der mit Arbeit befassten Forschung. Er liefert aber auch im Vergleich zum Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' ein vielschichtigeres Bild sowohl von Erwerbs- und Hausarbeit als auch von den Lebenslagen von Frauen.

Letzteres gilt insofern, als das Geschlechterverhältnis zum einen im Zusammenhang mit anderen ungleichheitsrelevanten Strukturmomenten betrachtet wird – insbesondere 'Klasse' (und in späteren Arbeiten auch mit Ethnizität; vgl. hierzu auch Gottschall 2000, 175-180). Zum anderen wird das Geschlechterverhältnis „nicht nur über den Bezug auf Arbeitsteilung, sondern auch über

den Bezug auf weitere soziale Praxen definiert" (Gottschall 2000, 179). Zu nennen sind hier aus Sicht der Hannoveranerinnen insbesondere Sexualität bzw. Generativität. Die gesellschaftliche Lage von Frauen stellt sich auf dieser Basis als komplexer dar. Die Forscherinnengruppe tritt damit den in Abschnitt 5.1.3 bereits als zu eindimensional und generalisierend kritisierten Zuschreibungen des 'weiblichen Arbeitsvermögens' entgegen. Insbesondere können die Hannoveranerinnen auf der Grundlage der Erfahrungsberichte der Arbeiterinnen zeigen, dass die gesellschaftliche Integration von Frauen nicht vorrangig über den privaten Reproduktionsbereich erfolgt, sondern es sich um eine 'doppelte Vergesellschaftung' handelt, die für die Frauen mit einer Reihe von Ambivalenzerfahrungen verbunden ist. Zudem zeigen sich auch Unterschiede in den Lebenssituationen von Frauen.

Gleichwohl weist auch das Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung' einige Schwachstellen auf. Ist bezüglich des Ansatzes des 'weiblichen Arbeitsvermögens' die positive Konnotation des familiären Bereiches problematisiert worden, kann für die 'doppelten Vergesellschaftung' im Unterschied dazu festgestellt werden, dass darin die Bedeutung der Erwerbsarbeit für Frauen und dabei gerade auch die 'positiven Aspekte' der noch so entfremdeten Fabriktätigkeit für die Frauen stark betont werden. Besonders vor dem Hintergrund der wissenschaftlichen Gemengelage zur Zeit der Entwicklung des Ansatzes ist diese Akzentuierung aber in gewisser Weise auch verständlich oder zumindest erklärbar. Die Hannoveraner Forscherinnen stehen mit ihren empirischen Befunden im Widerspruch zu den damals herkömmlichen Sichtweisen. In ihrem Konzept der 'doppelten Vergesellschaftung' verdichten sie vor allem das 'Neue' ihrer Befunde. Es geht also gerade auch darum, sich abzugrenzen von der bis dahin verherrschenden Sichtweise auf Fabrikarbeit als entfremdete Arbeit ohne Emanzipationspotential einerseits und der in der feministischen Forschung verbreiteten positiven Darstellung der Hausarbeit andererseits sowie darum, hier einen Gegenpunkt zu setzen. Dies hat den Forscherinnen verschiedentlich den Vorwurf einer Überschätzung und überpositiven Darstellung von Produktionsarbeit eingebracht, die zudem einhergeht mit einer Abwertung der Hausarbeit (vgl. u.a. Kramer 1983). Zumindest weist der Ansatz auf der Seite der Erwerbsarbeit einen Produktionszentrismus auf. Die Forschungsarbeit der Hannoveranerinnen nimmt mit ihrer Ausrichtung auf tayloristische Fabrikarbeit nur einen begrenzten Teil der Erwerbsarbeit in den Blick.

Betrachtet man das Konzept darüber hinaus unter der von mir formulierten leitenden Frage, inwiefern 'Arbeit und Leben' auch als Feld sozialer und politischer Auseinandersetzung betrachtet werden, ist hier eine Leerstelle festzustellen. Zwar

werden die Bereiche Erwerbsarbeit und Hausarbeit, anders als im Konzept des 'weiblichen Arbeitsvermögens, nicht lediglich arbeitsinhaltlich, sondern deutlich umfassender bestimmt. Mit Bezug auf die Herrschaftsverhältnisse 'Geschlecht' und 'Klasse', die sich nicht zuletzt über die Organisation von und Machtverteilung im Feld der Arbeit etablieren, ist im Prinzip auch der Boden bereitet, die beiden Arbeitsbereiche wie auch ihren Zusammenhang als Feld sozialer und politischer Auseinandersetzung zu begreifen, in dem unterschiedliche Interessen usw. aufeinandertreffen. Dies übersetzt sich aber nicht in die Konzeption der Bereiche bzw. bleibt unterbelichtet. Eine Ursache für diese „*Leerstelle des Politischen*" (Kulawik 1996, 49, Herv. i.O.) liegt in der dem Konzept zugrunde liegenden gesellschaftstheoretischen Verortung von Politik. So wird in den gesellschaftstheoretischen Überlegungen der Hannoveranerinnen die Sphäre des Politischen im Wesentlichen als eine Sphäre neben dem Erwerbs- und Reproduktionsbereich verstanden. Als solche markieren die Forscherinnen die Sphäre der Politik als einen weiteren zentralen Ort der Deklassierung von Frauen. Es werden aber zum einen keine Wirkungszusammenhänge zwischen 'Politik' und 'Arbeit' thematisiert, also etwa Veränderungen in der Organisation und Verteilung von Arbeit durch staatliche Intervention (vgl. Gottschall 2000, 183f.). Zum anderen werden Arbeit bzw. die Arbeitsbereiche nicht selbst als politische Felder adressiert. So werden in dem Konzept die identifizierten Widersprüche und Ambivalenzen aus den Anforderungen der Bereiche sowie aus den eigenen Ansprüchen heraus entstehend erklärt und nicht etwa auch als Resultat sozialer und/oder politischer Konflikte und Kompromisse.

Ferner hängt die 'Leerstelle des Politischen' auch mit dem „hohen Abstraktionsniveau" (Gottschall 2000, 182) des Ansatzes zusammen. Bei der seitens der Forscherinnen verfolgten Herangehensweise eines 'Wechselspiels' von Empirie und Theorie rückt die gesellschaftstheoretische Perspektive deutlich in den Vordergrund. Im Zentrum steht die Frage nach der Verfasstheit der modernen Gesellschaft und ihrem sozialen Ordnungsgefüge. Während die geschilderten Erfahrungen der Fabrikarbeiterinnen sehr konkret sind, sind die auf der Basis der empirischen Befunde und theoretischen Reflexionen entwickelten Kategorien jedoch sehr abstrakt. Sie zielen in erster Linie darauf, eine spezifische Gesellschaftsformation sowie die in dieser enthaltene generelle Hierarchie (re) produzierender Mechanismen zu beschreiben.[24] Die Frage nach der Verfasstheit der konkreten gesellschaftlichen Arbeitsverhältnisse gerät dabei in den Hinter-

24 Die gesellschaftstheoretischen Überlegungen der Hannoveranerinnen sind vielfach diskutiert worden. Kritische Ausführungen sind hier etwa in Bezug auf die Übertra-

grund. Helgard Kramer problematisiert in diesem Zusammenhang, dass der Ansatz „trotz seines hohen Allgemeinheitsgrades Strukturen der geschlechtlichen Arbeitsteilung nicht integrieren [kann, SJ]. Für Frauendiskriminierung in der Produktionssphäre und patriarchale Strukturen in der Familie müssen ad-hoc Erklärungen eingeführt werden“ (Kramer 1983, 430). Dies liegt eben mit darin begründet, dass der Ansatz eine Blindstelle bezüglich sozialer Handlungen und politischer Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit Arbeit aufweist.

Die ‘Leerstelle des Politischen’ offenbart sich überdies auch auf der Subjektebene des Hannoveraner Ansatzes. Die Erfahrungen der befragten Fabrikarbeiterinnen werden im Wesentlichen als Erfahrungen aufgrund von sozialen und ökonomischen Anforderungen thematisiert. Sie werden dagegen nicht etwa auch als Erfahrungen gefasst, die auf sozialen Auseinandersetzungen und Aushandlungsprozessen im Privaten, der Familie wie auch dem Beruflichen, basieren. Der Grund für diese ‘Leerstelle des Politischen’ auf der Subjektebene ist insbesondere in der starken sozialpsychologischen bzw. psychoanalytischen Ausrichtung der Hannoveraner Forscherinnen zu sehen. Diese führt dazu, dass auf der Subjektebene „vorrangig soziale Identitätsbildung und weniger politische Artikulation und kollektive Handlungsfähigkeit akzentuiert [werden, SJ]“ (Gottschall 2000, 184).

Zusammengenommen bleiben letztlich auch in der Perspektive der ‘doppelten Vergesellschaftung’ wichtige Momente der Herausbildung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen außen vor, die sich nicht nur auf dem Hintergrund sozialer und ökonomischer Faktoren, sondern gerade auch im Zuge konkreter Auseinandersetzungen in und um Arbeit und unterschiedliche Arbeitsbereiche etablieren, manifestieren und auch verändern. Dies schlägt sich nicht zuletzt auch auf die Fähigkeit des Ansatzes nieder, Wandlungen erfassen zu können. Die dem Ansatz innewohnende Fokussierung auf Strukturen, die als grundlegend beurteilt werden, und die Unterbelichtung sozialer und politischer Prozesse führen dazu, dass Transformationsprozesse, wie ein Wandel von Arbeitsbedingungen oder Lebensformen, nicht systematisch thematisiert werden können. Dies schlägt sich auch auf der Ebene konkreter Gestaltungsvorschläge durch. Das Konzept der ‘doppelten Vergesellschaftung’ bietet unter der Perspektive der Veränderung wenig konkrete Anknüpfungspunkte. Während der Ansatz des ‘weiblichen Arbeitsvermögens’ in die zwar nicht näher ausbuchstabierte, aber doch grundsätzliche Forderung nach einer Transformation der Berufsstrukturen mündet, enthält der

gung bzw. Übertragbarkeit der Marx’schen Begriffe der Entfremdung und Aneignung auf den Bereich der Hausarbeit gemacht worden (vgl. Kramer 1983).

Ansatz der Hannoveraner Forscherinnen kein ähnlich konkretes Plädoyer. Die Forscherinnen machen sich das Identifizieren grundlegender gesellschaftlicher Hierarchien, (re)produzierender Strukturen und Mechanismen zur Aufgabe und weniger die Frage von Wandlungsprozessen und Veränderungsoptionen.

5.3 Zusammenfassung

Als Fazit kann zunächst noch einmal festgehalten werden, dass eine wesentliche Leistung der Frauenarbeitsforschung der 1970er und 1980er Jahre darin besteht, das im Mainstream vorherrschende, auf Erwerbsarbeit zentrierte Verständnis von Arbeit aufzubrechen und das Gegenstandsfeld um den Bereich der Hausarbeit zu erweitern. Sowohl der Ansatz des ‘weiblichen Arbeitsvermögens’ als auch derjenige der ‘doppelten Vergesellschaftung’ gelangen zu dieser Erweiterung über das Anliegen, die Lebenslage und Arbeitssituation von Frauen und vor allem auch das hierarchische Geschlechterverhältnis zu erschließen. Ihnen gelingt es dabei aufzuzeigen, dass sich die Geschlechterfrage inmitten des Spannungsbogens zwischen dem tatsächlich oder auch nur vermeintlich Getrennten und gerade zwischen den Bereichen Erwerbsarbeit und Hausarbeit aufbaut. In ihrer je spezifischen Art legen die Ansätze dar, dass die Trennung von Erwerbsarbeit und Hausarbeit auf komplexe Weise geschlechtlich strukturiert und mit einer Hierarchisierung der Arbeitsbereiche verknüpft ist und dies in der Konsequenz nicht nur zu einer geschlechtsspezifischen, sondern auch zu einer geschlechterhierarchischen Arbeitsteilung führt. Zudem verdeutlichen sie, dass ein Grundmoment von Geschlechterungleichheit darin liegt, dass die (Wieder-)Verknüpfung der verschiedenen Arbeits- und Lebensbereiche weitgehend auf dem Rücken von Frauen stattfindet; dass es vor allem Frauen sind, die versuchen auszubalancieren, was schwer zu vereinbaren ist – Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Kinderbetreuung etc. Aufs Ganze gesehen zeigen die Ansätze damit die Verwobenheit der gesellschaftlichen Organisation und Konstruktion von ‘Arbeit und Geschlecht’ auf.

Mit ihrer auf Erwerbs- und Hausarbeit ausgerichteten Perspektive gelingt es den beiden Ansätzen zudem, ein komplexes Bild des Verhältnisses von Erwerbsarbeit und Hausarbeit zu entwerfen. Die Ansätze legen dabei Zeugnis für den *ko-konstitutiven Charakter* dieses Verhältnisses ab: Sie verdeutlichen eine Gleichzeitigkeit von Trennung und Verbindung der beiden Bereiche. So werden in beiden Ansätzen Erwerbsarbeit und Hausarbeit als voneinander getrennte Bereiche begriffen. Wie ausgeführt, wird diese Trennung aber, anders als im Mainstream der Forschung, nicht einfach gesetzt, sondern sie ist Ergebnis einer eingehenden Analyse und fundiert entwickelt. Zugleich werden auf der Basis

der erweiterten Perspektive aber auch Interdependenzen und Abhängigkeiten zwischen den Bereichen aufgedeckt. Hierüber gelingt es den Ansätzen, gerade auch existierende Widersprüche, Hierarchien und Krisenmomente zu erkennen, die sich eben genau inmitten der Ausdifferenzierung dieser Arbeitsbereiche und ihrer Verflechtung aufbauen. Der Hannoveraner Ansatz hat zudem auch den Blick für widerstreitende bzw. schwer zu vereinbarende Momente innerhalb der jeweiligen Bereiche geöffnet. In beiden Ansätzen können die Forscherinnen außerdem aufzeigen, dass die Abhängigkeiten und Interdependenzen wesentliche Bestimmungsgrößen für die Entwicklungen in den jeweiligen Bereichen darstellen. Am prägnantesten bringt dies Elisabeth Beck-Gernsheim mit ihrer Formel vom „*Anderthalb-Personen-Beruf*" auf den Punkt. Wie dargelegt, drückt sie damit aus, dass die Organisation von Erwerbsarbeit, vor allem in der Form der sogenannten Vollzeit-Normalarbeit, von ihrer Anlage her so ausgerichtete ist, dass es einer zweiten Person bedarf, welche die familialen, reproduktiven Tätigkeiten erfüllt. Aber auch die Ausführungen zur 'doppelten Widerspruchsstruktur' der hannoveraner Forscherinnengruppe deuten in verschiedener Hinsicht das Bedingungsverhältnis der Bereiche an. Beide Ansätze legen damit letztlich offen, dass es sich nicht lediglich um 'Wechselwirkungen' handelt, die die Entwicklungen im jeweils anderen Bereich 'irgendwie' mitformen, sondern eben um ein ko-konstitutives Verhältnis.

Aufs Ganze gesehen geben beide Ansätze damit Hinweise darauf, dass bei einer Integration der Geschlechterperspektive in die Betrachtung von Arbeit nicht 'nur' die Geschlechterfrage Einzug in die Analyse erhält, sondern der Gegenstand Arbeit insgesamt in veränderter Weise in den Blick gerät. Die zutage geförderten Erkenntnisse verweisen zudem darauf, dass eine solche veränderte und erweiterte Perspektive eine deutliche Stärkung der analytischen Kraft der mit Arbeit befassten Forschung mit sich bringt. Sie demonstrieren den schon damals bestehenden Bedarf einer auf 'Arbeit und Leben' ausgerichteten Perspektive. Die Arbeiten der Hannoveraner Forscherinnengruppe verweisen überdies auf die Notwendigkeit einer 'gesamtgesellschaftlichen' Einbettung des Zusammenhangs von Erwerbs- und Hausarbeit, lassen zugleich aber die Schwierigkeit zutage treten, sich dabei nicht 'im Gesamten' zu verlieren.

Zugleich konnte festgestellt werden, dass die beiden Ansätze in mancherlei Hinsicht aber auch wenig Aufschluss bieten. Dies gilt insbesondere für den Aspekt, den Zusammenhang zwischen Erwerbsarbeit und Hausarbeit auch als Feld sozialer und politischer Auseinandersetzungen zu erschließen. Für beide Ansätze habe ich diesbezüglich eine 'Leerstelle des Politischen' konstatiert. Während der Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' Beruf und Familie rein

funktionalistisch-arbeitsinhaltlich bestimmt, legt der Ansatz der 'doppelten Vergesellschaftung' zwar die Grundlage dafür, Erwerbs- und Hausarbeit sowie ihren Zusammenhag auch als Felder sozialer und politischer Auseinandersetzungen zu fassen, setzt dies aber nicht um. In beiden Fällen herrscht so letztlich eine eigentümliche Gegenüberstellung von Struktur und Subjekt vor. Beck-Gernsheim und Ostner sind dabei in der Tendenz strukturdeterministisch. Sie beschreiben eine von ihnen ausgemachte Struktur der Bereiche und ihre Wirkung auf die Subjekte, respektive Frauen. Becker-Schmidt u.a. haben demgegenüber einen deutlich stärkeren Subjektbegriff und eine umfassendere Vorstellung sozialer Praxis und Lebensgestaltung. Ihre empirischen Ergebnisse geben zudem Hinweise darauf, dass die konkrete Ausgestaltung des Verhältnisses von Erwerbs- und Hausarbeit nicht allgemein theoretisch bestimmt werden kann, sondern von konkreten sozialen Gegebenheiten abhängt. Mit ihrer sozialpsychologischen Fokussierung auf Mechanismen individueller Verarbeitung sozio-ökonomischer Anforderungen und Erfahrungen sowie individueller Identitätsbildung verschwindet aber auch hier das Moment politischer und sozialer Auseinandersetzung weitgehend. Somit bleibt in beiden Ansätzen die sogenannte Frage des sozialen und politischen Handelns unterbelichtet und damit der Raum zwischen Subjekt und Struktur jedenfalls in Teilen unausgeleuchtet. Auf diese Weise bleiben in beiden Konzepten jedoch letztlich wesentliche Erklärungen, Ursachen und Momente der konkreten Ausgestaltung der Bereiche wie auch ihres Zusammenhangs außer Acht.

Diese politische Leerstelle begrenzt die Erklärungskraft beider Ansätze. Sie mündet nicht zuletzt in eine mangelnde Fähigkeit beider Ansätze, Wandlungsprozesse thematisieren und erklären zu können sowie – damit zusammenhängend – auch in eine begrenzte Interventionsfähigkeit. Denn ohne eine Vorstellung der sozialen Konflikte und Kräfteverhältnisse ist es schwierig, konkrete Vorschläge zu entwickeln, um in eben diese Auseinandersetzungen zu intervenieren. So formulieren beide Ansätze in ihrer Weise eine grundlegende Kritik an der kapitalistisch-patriarchalen Organisation von Arbeit und die Notwendigkeit grundlegender Veränderungen. Hinsichtlich möglicher Veränderungen bleiben sie aber relativ abstrakt.

Eine weitere Begrenzung beider Ansätzen hängt mit ihrer vorherrschenden Fokussierung auf die 'Lage von Frauen' zusammen. Aufgrund ihrer Fokussierung auf Frauen nehmen beide Ansätze die ko-konstitutiven Momente und auch Spannungen zwischen den Lebensbereichen aus einer auf die Lebensrealitäten von Frauen gerichteten Perspektive in den Blick. Beide Ansätze liefern in ihren Ausführungen und gerade auch mit ihren Formulierungen „Eines ist zu wenig, beides ist zuviel" und „komplementär aber nicht kompatibel" zwar Hinweis darauf,

dass es sich bei den ausgemachten Problemen im Spannungsfeld von Erwerbsarbeit und Hausarbeit nicht 'nur' um einen Grundkonflikt weiblicher Lebensrealitäten handelt, sondern vielmehr auch um eine darunter liegende „Grundproblematik der Organisation, Gestaltung und Verteilung von Arbeit" (Kurz-Scherf 2007, 278) – also um grundlegende quantitative *und* qualitative Inkompatibilitäten und Widersprüche zwischen Erwerbs- und Hausarbeit. Im Kontext des auf Frauen zugespitzten Untersuchungsinteresses bleibt dieser Aspekt jedoch in beiden Fällen unterentwickelt. Dadurch, dass sie die allgemeine Grundproblematik ausschließlich aus der Perspektive von Frauen adressieren, tendieren beide Ansätze dazu, die Ko-Konstitution der Bereiche und die damit zusammenhängenden grundlegenden gesellschaftlichen Problematiken auf ein Problem von Frauen zu verengen. In diesem Punkt birgt die Geschlechterperspektive in Form der verfolgten Frauenperspektive, neben der oben beschriebenen Erweiterung des Blickwinkels auf den Gegenstand Arbeit, auch die Gefahr einer Einengung.

Dabei ist die Konzentration auf Frauen vor dem Hintergrund der damaligen Zeit durchaus verständlich. Sie ist nicht zuletzt als Reaktion auf Blindstellen des Mainstreams der Forschung im Hinblick auf die Geschlechterfrage zu sehen. Für die Ausrichtung auf Frauen spricht zudem, dass sich Schwierigkeiten und Krisen vor allem in der Lebensrealität von Frauen als Konflikt manifestieren. Aus heutiger Perspektive erscheint die in beiden Ansätzen jeweils vorgenommene spezifische Fokussierung auf Frauen jedoch verstärkt problematisch. Zwar handelt es sich bei der Koordination von Beruf und Haus- bzw. Familienarbeit nach wie vor um ein Problem, dessen Bewältigung auch heute noch mehrheitlich Frauen obliegt. Angesichts der hier schon mehrfach angesprochenen heutigen Pluralität weiblicher Lebenslagen ist das Spektrum an konkreten Problemlagen aber deutlich größer, als es in den beiden Ansätzen zum Ausdruck kommt (reproduktionsorientierte Frauen mit Beruf auf Seiten des 'weiblichen Arbeitsvermögens' und doppelt-orientierte lohnabhängige Mütter auf der Seite der 'doppelten Vergesellschaftung'). Hierzu gehört auch, dass sich Reibungspunkte nicht nur zwischen Beruf und Hausarbeit, sondern auch darüber hinaus zwischen weiteren Lebensbereichen finden – etwa zwischen Erwerbsarbeit und politischen, kulturellen oder sozialen Tätigkeiten. Ferner haben, wie in der Einleitung dieser Arbeit skizziert, eine Reihe von Transformationen der Arbeitswelt dazu geführt, dass die Koordination verschiedener Lebensbereiche heute auch eine Herausforderung für viele (jüngere) Männer darstellt (vgl. hierzu auch die nachfolgenden Kapitel). All dies spricht dafür, den Fokus weg von Frauen und hin auf die Organisation, Bewertung und Verteilung von Arbeit zu richten – und damit hin auf den Gegenstand Arbeit im Zusammenspiel mit anderen Lebensbereichen.

6 'Alltägliche Lebensführung' – eine „aktive Konstruktion und Leistung der Person"[1]

Das Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' ist in seinen Grundlagen Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre im Rahmen eines Projektes innerhalb des DFG-Sonderforschungsbereichs 333 *Entwicklungsperspektiven von Arbeit* (SFB 333) entwickelt worden. Anliegen des an der Universität München angesiedelten SFB war es, ausgewählte „neue Entwicklungen von Arbeit im Spannungsfeld von institutionell-organisatorischen Strukturen und individuellen Lebenszusammenhängen zu untersuchen" (Lutz 2001b, 1). Zu den zentralen Grundauffassungen des SFB gehörte, dass gesellschaftliche Entwicklungen und Transformationen als Resultat von „Wechselwirkungen zwischen strukturellen Entwicklungen und den Interessen, Lebensentwürfen, Plänen und Rationalitäten der individuellen und institutionellen Akteure gesehen [werden, SJ]" (Lutz 2001b, 18). Ebensolche Wechselwirkungen sollten u.a. erhellt werden.[2] Das Hauptaugenmerk des Projektes zur 'Alltäglichen Lebensführung' war dabei auf das Zusammenwirken von 'Arbeit und 'Leben' auf der *Ebene der Person* und hier insbesondere auf die subjektive Bearbeitung der unterschiedlichen Anforderungen gerichtet. Von daher besteht Anlass zu der Annahme, dass das Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' gerade auch Erkenntnisse bezüglich derjenigen Aspekte bringt, die ich als Schwachstellen der im vorangegangenen Kapitel betrachteten feministischen Ansätze benannt habe: (1) die Betrachtung des Zusammenhangs von 'Arbeit und Leben' als Feld sozialen Handelns und Auseinandersetzung; (2) eine Erweiterung der Perspektive auf Frauen *und* Männer sowie über Erwerbs- und Hausarbeit hinaus auf 'Arbeit und Leben'.

Das Projekt gliederte sich in verschiedene Förderphasen zwischen 1987 bis 1996 (vgl. Dunkel 2001). Im Laufe dieser Förderzeit waren eine Reihe von Personen an der Projektdurchführung und damit auch an der Entwicklung des Konzeptes der 'Alltäglichen Lebensführung' beteiligt. Hierzu gehörten insbesondere Karl

1 Dieses Zitat ist Teil einer Unterüberschrift in einem Text von Günter Voß zur 'Alltäglichen Lebensführung' (vgl. Voß 1995, 34).

2 Für einen Überblick über den SFB 333 vgl. Lutz 2001a.

Martin Bolte sowie Luise Behringer, Sylvia Dietmaier, Wolfgang Dunkel, Karin Jurczyk, Werner Kudera, Maria Rerrich, Günter Voß und Margit Weihrich. Die Karriere des Konzepts war mit dem Auslaufen des Projektes keinesfalls beendet. Insbesondere Karin Jurczyk, Günter Voß und Margit Weihrich arbeiten über die Projektlaufzeit hinaus mit und an dem Konzept. Darüber hinaus ist es aber auch von einer ganzen Reihe von Forscherinnen und Forschern aufgegriffen und weiterentwickelt worden, die nicht aus der ursprünglichen Forschungsgruppe stammen (vgl. u.a. Hildebrandt 2000; Voß/Weihrich 2001a; Weihrich/Voß 2002). Ich werde mich bei der Rekonstruktion des Konzepts im Wesentlichen auf Arbeiten der Projektmitglieder stützen, da die Kernmomente bereits dort entwickelt worden sind.[3]

Analog zu den im vorangegangenen Kapitel betrachteten frühen feministischen Ansätzen werden auch nachfolgend zunächst einige Grundüberlegungen des Konzeptes dargestellt. Wie der Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' ist auch das Konzept der 'alltäglichen Lebensführung' mit einer subjektorientierten Forschungsperspektive verbunden. Seine Ursprünge reichen bis in eben jenen SFB 101 zurück, in dessen Rahmen der Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' entwickelt worden ist (vgl. Bolte 1995; Treutner/Voß 2000 [1982]). Da ich im Zuge meiner Auseinandersetzung mit dem Ansatz des 'weiblichen Arbeitsvermögens' bereits zentrale Grundzüge subjektorientierter Soziologie dargestellt habe, werde ich mich im folgenden Abschnitt im Kern auf daran anknüpfende Weiterentwicklungen im SFB 333 konzentrieren.

6.1 Grundzüge 'weiterentwickelter' subjektorientierter Soziologie

Karl Martin Bolte formuliert, dass im Zuge der Arbeit des SFB 101 zur Berufs- und Arbeitskräfteforschung (vgl. Abschnitt 5.1.1) zwei Entwicklungen an Bedeutung gewonnen hätten: der Anstieg der Frauenerwerbstätigkeit sowie Flexibilisierungen von Arbeitzeit im Sinne eines Aufbrechens der sogenannten Normalarbeitszeit in vielfältiger Hinsicht. Überdies haben insbesondere die

3 Bis heute ist viel Literatur zur 'Alltäglicher Lebensführung' erschienen. Selbst die Fülle an Publikationen aus dem Kreis der am Projekt beteiligten Forscherinnen und Forscher ist nur schwer zu überblicken. Nach einer eingehenden Sichtung des Materials habe ich mich daher für meine nachfolgenden Ausführungen auf die von mir als zentral erachteten Publikationen aus dem Kreis der Projektmitglieder konzentriert. Dies sind vor allem: Bolte 1993; Jurczyk/Rerrich 1993a; Kudera/Voß 2000; Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung' 1995; Voß 1991a und b; Voß/Weihrich 2001a.

Forschungen zur beruflichen und familialen Arbeit von Frauen Hinweise dafür geliefert, dass mit einer wachsenden Annäherung männlicher und weiblicher Erwerbstätigkeit sowie einer gleichzeitig sich vollziehenden Etablierung unterschiedlicher Arbeitszeiten eine Fülle an Problemen und Herausforderungen für ein partnerschaftliches Zusammenleben entstanden sind (vgl. Bolte 1995, 20; 1993, 30). Günter Voß hebt außerdem hervor, dass die Forschungen ebenfalls verdeutlichen, dass „eine subjektorientierte Betrachtung von Arbeit" sich nicht auf den Erwerbsbereich beschränken könne, da die Tätigkeit im Erwerbsbereich mit den „*anderen Tätigkeiten und Lebenssphären* der Personen zusammen[hängt, SJ]." (Voß 1991c, 70, Herv. i.O; auch Voß/Weihrich 2001b, 10).

Der Forschungsfokus des Projekts im SFB 333 machte es sich daher zur Aufgabe, diesen Gesamtkomplex näher zu erschließen. Dabei wird in zentralen Aspekten an modernisierungstheoretische Annahmen angeknüpft und ein Aufbrechen einstig strukturierend wirkender Institutionen, ein Wertewandel sowie eine Pluralisierung von Arbeits- und Lebensbedingungen und -formen ausgemacht. Weiter wird angenommen, dass sich im Zuge dieser Entwicklungen individuelle Gestaltungsanforderungen und -möglichkeiten verändern (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993a und 1993b, 25-29; Jurczyk/Voß 1995; Kudera 1995c, 335-342). Orientiert an den konkreten Beobachtungen aus dem SFB 101 war die Perspektive des Projektes ursprünglich darauf gerichtet zu erforschen, „wie das Leben der Menschen durch zunehmende Flexibilisierung von Arbeitszeit und steigende Erwerbsquoten von Frauen beeinflußt wird und welche Rückwirkungen sich daraus für Arbeitsstätten (Industriebetriebe, Verwaltungen usw.) ergeben" (Bolte 1993, 30).

Im Laufe der Projektzeit erweiterte sich die Forschungsausrichtung allerdings deutlich. Ins Zentrum rückte allgemein der Zusammenhang von Tätigkeiten und Lebenssphären der Personen. Dabei, so stellt Voß klar, „sollte aber nicht, um berufliche Arbeit untersuchen zu können, ansatzweise auch der Rest des Lebens berücksichtigt werden. Wir wollten vielmehr den Zusammenhang *aller* Tätigkeiten von Personen untersuchen" (Voß 1991c 70f., Herv. i.O.; vgl. auch Jurczyk 1991). Entsprechend orientierte sich das Forschungsinteresse vornehmlich an der Frage nach dem Zusammenwirken von Arbeits- und Lebensbereichen auf der *Ebene der Person*,[4] also um die aktive Bearbeitung und das Zusammenbringen

4 Der Begriff der 'Person' entstammt dem Gebrauchsvokabular der Projektgruppe. Allerdings habe ich in der von mir betrachteten Literatur keine näheren Erläuterungen zur Verwendung des Begriffs gefunden – also dazu, warum der Begriff der Person verwendet wird und beispielsweise nicht der Begriff des Subjekts oder des

unterschiedlicher Anforderungen (vgl. auch Dunkel 2001, 24f). Damit hebt sich das Projekt in der Akzentuierung der subjektorientierten Ausrichtung von den Forschungen des SFB 101 deutlich ab. In Abschnitt 5.1.1 habe ich ausgeführt, dass die im Rahmen des SFB 101 entwickelte Forschungsperspektive von der Grundanlage her durch einen „Dreierschritt" (Bolte 1995, 17) gekennzeichnet war. Gefragt wurde sowohl danach, (a) wie Menschen von Strukturen und ihren Wandlungen betroffen sind und von diesen geprägt werden, als auch (b) wie sie in und gegenüber diesen Strukturen (re)agieren und (c) wie dadurch die Strukturen beeinflusst (verändert, stabilisiert, aufgelöst etc.) werden (vgl. Bolte 1995, 17; 1983, 15f.). Wie in Abschnitt 5.1.1 ebenfalls ausgeführt, stand in den Forschungen im Kontext des SFB 101 faktisch jedoch tendenziell der erste Aspekt des 'Dreierschritts' im Vordergrund. Im Projekt zur 'Alltäglichen Lebensführung' geraten demgegenüber auch die beiden anderen Aspekte und hier insbesondere der zweite Aspekt stärker ins Blickfeld.[5]

Mit dieser Fokussierung sah sich die Projektgruppe allerdings forschungspraktisch in einer Art doppeltem Dilemma: Zum einen betrifft dies die 'Größe' des Forschungsgegenstands. Voß spricht davon, dass mit der Ausrichtung der Perspektive auf „den Zusammenhang aller Aktivitäten, die zum Leben und Arbeiten von Personen gehören, und damit das 'ganze Leben' von Menschen, [...] der Gegenstand des Projekts plötzlich 'explodierte' und eine Breite und Komplexität annahm, die nur mühsam zu bewältigen war" (Voß 1995, 27). Zum anderen sieht sich die Projektgruppe mit ihrem Anliegen in Bezug zur eigenen Verortung in der Forschungslandschaft 'zwischen allen Stühlen' sitzend. Denn die Disziplin Soziologie folgt in ihrer Arbeitsteilung weitgehend der Ausdifferenzierung von Bereichen. Während die Arbeits- und Industriesoziologie den Bereich der Erwerbsarbeit erforscht, sind etwa die Familiensoziologie für die familiäre Sphäre und die Freizeitsoziologie für das Feld der Freizeit 'zuständig'. In den jeweiligen Teildisziplinen werden die anderen Bereiche zwar teilweise berücksichtigt, das 'Dazwischen', der Zusammenhang aller Tätigkeiten als solcher gelangt aber nicht systematisch in den Blick. Angesichts dessen sieht sich die Forschungsgruppe besonders hinsichtlich der Suche nach geeigneten theoretischen und methodischen Anknüpfungspunkten herausgefordert, den gewohnten disziplinären Horizont zu überschreiten (vgl. Voß 1995, 27f.).Dabei stößt die Projektgruppe zwar auf eine Reihe von Ansätzen, die auf die eine oder andere Art das 'ganze Leben' von Menschen in den Blick nehmen.[6] Die das Projekt interessierende Frage wird darin aber bestenfalls in Teilaspekten aufgegriffen (vgl. Voß 1991a und 1991c). Die Projektgruppe entwickelt daher ein eigenes Konzept: 'Alltägliche Lebensführung'.[7]

Individuums. Gestoßen bin ich lediglich auf eine explizite Abgrenzung vom Subjekt-Begriff. In einem frühen Text von Kudera und Voß heißt es: „Was Arbeitsteilung im Zusammenhang mit der Kategorie der Person (nicht des Subjekts!) heißen kann, wird im folgenden entwickelt" (Kudera/Voß 1988, 177). Dies bleibt aber unerläutert. Zudem ist die Begriffsverwendung in den Texten der Projektmitglieder nicht einheitlich. Manchmal ist innerhalb eines Textes sowohl von Mensch, Person, Individuum oder auch Subjekt die Rede. Dies befördert eher den Eindruck einer synonymen Verwendung der Begriffe. Selbst im angeführten Text von Kudera und Voß fällt nur eine Seite nach der zitierten Abgrenzung der Satz: „Zuerst sollen einige Überlegungen klären helfen, was das Spektrum von Lebenstätigkeiten für die Subjekte bedeutet" (Kudera/Voß 1988, 178). Voß gebraucht in den Darstellungen der theoretisch-konzeptionellen Überlegungen allerdings weitgehend den Begriff der Person. Auch ich verwende daher den Begriff der Person, wenn es um die Rekonstruktion der theoretischen und konzeptionellen Grundlagen des Ansatzes geht.

5 In den Publikationen der Projektgruppe wird verschiedentlich betont, dass die konzeptionelle Ausarbeitung einer engen Kooperation der Projektmitglieder entstammt. Hervorgehoben wird außerdem, dass die Arbeit durch ein Wechselspiel von Empirie und Theorie geprägt gewesen sei (vgl. u.a. Bolte 1993; Dunkel 2001, 24ff.). Die theoretischen Überlegungen sind ausführlich vor allem von Günter Voß formuliert worden (vgl. Voß 1995 und 1991a). Aus diesem Grund werde auch ich mich nachfolgend in der Darstellung der theoretisch-konzeptionellen Grundlagen des Konzepts vor allem auf Ausführungen von Voß beziehen.

6 Hierzu zählen etwa Habermas' Überlegungen zu System und Lebenswelt, die Schütz'sche Kategorie des Alltags, Bourdieus Überlegungen zum Lebensstil, soziologische und sozialpsychologische Ansätze zur sozialen und personalen Identität sowie die Zeitbudget- und Lebenslaufforschung. Die Ansätze werden vor allem von Voß systematisch gesichtet und speziell auf die Frage nach ihrer Anschlussfähigkeit für das von der Projektgruppe verfolgte Anliegen hin betrachtet.

7 Anfangs arbeitet die Forschungsgruppe nicht mit dem Begriff der 'Alltäglichen Lebensführung', sondern mit der Formulierung 'Arbeitsteilung der Person'. In einem frühen Text fassen Kudera und Voß darunter das „gesamte Spektrum von Tätigkeiten und Aktivitäten und deren Organisation, die in einer spezifischen Lebensführung ihren konkreten Ausdruck finden, verbunden mit der Frage, wie Personen diese Palette von Lebenstätigkeiten gestalten und in welcher Weise dem subjektive Konzepte, Stile oder habitualisierte Praxisformen unterliegen" (Kudera/Voß 1988, 178). Wolfgang Dunkel führt aus, dass der Begriff der 'Arbeitsteilung der Person' allerdings zunehmend als ungeeignet erachtet wird, je mehr sich im Projekt herauskristallisiert, dass weniger die 'Einzelleistungen' der Person, sondern vielmehr der Zusammenhang der Tätigkeiten im Zentrum des Interesses steht. Dunkel zufolge setzt sich sukzessive der Begriff der 'Alltäglichen Lebensführung' durch (vgl. Dunkel 2001, 24ff.).

Mit dem Begriff der Lebensführung lehnt sich der Forschungszusammenhang an Max Weber an. Dieser entwirft in seinen Ausführungen zur protestantischen Ethik den Idealtypus der „methodischen Lebensführung" (Weber 2000 [1904]). Kudera und Voß führen diesbezüglich aus, dass dieser Idealtypus das Moment beinhalte, dass das Leben ein 'knappes Gut' sei, mit dem achtsam und kalkulatorisch umgegangen werden müsse. Hier sehen sie eine Nähe zu ihrem Anliegen. Voß benennt darüber hinaus die Systemtheorie, Aspekte der Marx'schen Theorie sowie Ausführungen Husserls als wichtige theoretische Bezugspunkte. Das Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' hat zunächst heuristischen Charakter und wird im Laufe der Forschungsarbeit theoretisch und vor allem empirisch angereichert (vgl. Kudera/Voß 1988, 177; Voß 1991a, 208f. und 1991c, 73).

Die empirische Grundlage des qualitativ ausgerichteten Projekts bildet ein reichhaltiger, über die gesamte Projektlaufzeit entstandener Fundus an leitfadengestützten Interviews.[8] Bei den Befragten handelt es sich um Personen aus verschiedenen Beschäftigtengruppen. Hierzu zählen Schichtarbeiter eines ländlichen Industriebetriebs, Facharbeiterinnen und Facharbeiter sowie mittlere Angestellte eines Großkonzerns, Journalisten und Journalistinnen aus dem urbanen Raum, Altenpflegekräfte, Verkäuferinnen u.a. Die Beschäftigten wurden zu verschiedenen Aspekten ihres alltäglichen Lebens befragt. Zentrale Themenkomplexe waren Fragen nach dem alltäglichen Tätigkeitsspektrum und der alltäglichen Koordination; nach materiellen, sozialen und personellen Ressourcen, auf die dabei zurückgegriffen werden kann; nach angewandten Praktiken und Strategien in der Lebensführung sowie nach kognitiven und normativen Orientierungen, die dabei wirksam werden (vgl. Dunkel 2001, 24-28; Kudera 1995a).

8 In der Anfangsphase des Projektes waren zunächst 40 locker strukturierte, narrative Interviews durchgeführt worden, die im Wechselspiel mit den theoretischen Reflexionen in erster Linie der 'Sondierung der Lage' und Präzisierung der Forschungsausrichtung dienten. Im Anschluss wurden ca. 100 weitere leitfadengestützte Interviews erhoben, die die eigentliche empirische Basis der Entwicklung und Ausführung des Konzepts 'Alltäglicher Lebensführung' bilden. Hinzu kamen in einer späteren Projektphase Anfang der 1990er Jahre noch etwa 70 Interviews mit Personen aus Sachsen. Diese waren Teil eines 'Schwesterprojekts' an der Universität Leipzig. Nach dem Fall der Mauer interessierte hier vor allem die Frage nach der Wirkung der 'Wende' auf die Lebensführung. Von Interesse war zudem ein Vergleich der Lebensführung in Ost- und Westdeutschland.

6.2 'Alltägliche Lebensführung'

Aus den Ausführungen im vorigen Abschnitt wird bereits deutlich, dass die Projektgruppe die Vorstellung einer Dichotomie von 'Arbeit und Leben'[9] als überholt betrachtet. Die Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Sphären wird als zentrales Kennzeichen der Entwicklung traditionaler Gesellschaften hin zu modernen Gesellschaften gesehen. Für die aktuelle Phase der „Modernisierung moderner Gesellschaften" (Zapf 1991) wird demgegenüber als ein Charakteristikum ausgemacht, dass die Trennung der Bereiche zunehmend in Bewegung gerät und unschärfer wird. Dabei werden verschiedene Momente identifiziert, die zu dieser Entwicklung beitragen. Hierzu gehören Veränderungen der Arbeitswelt und hier insbesondere Flexibilisierungen von Arbeitszeiten, die zu einer Verflüssigung zwischen den Bereichen 'Arbeit und Leben' beitragen(vgl. Abschnitt 6.1). Ebenso führen Veränderungen in den Lebensformen und -vorstellungen – und hier allem voran die zunehmende Erwerbsorientierung und -tätigkeit von Frauen – zu einer Erweiterung des Spektrums, wie 'Arbeit und Leben' verbunden werden. Darüber hinaus wird darauf rekurriert, dass die 'Sphäre des Lebens' vielerlei Tätigkeiten und Betätigungen umfasst, und darauf verwiesen, dass die Wissenschaft zunehmend erkennt, dass die Erwerbsarbeit auch Momente individuellen und sozialen Lebens enthält (vgl. u.a. Jurczyk/Rerrich 1993b; Voß 1995). Vor diesem Hintergrund gelangt die Projektgruppe zu der Ansicht, dass die „strukturelle Beziehung zwischen den verschiedenen Gesellschaftssphären zunehmend komplizierter und kontingenter wird, so daß es sich immer mehr verbietet, soziologisch schlicht von einer einfachen Teilung der Gesellschaft und des Alltagslebens der Gesellschaftsmitglieder auszugehen" (Voß 1995, 24; auch Voß 1993).[10]

9 Voß führt aus, dass die Formulierung 'Arbeit und Leben' problematisch ist, nicht zuletzt, weil sie eine Trennung zwischen beidem nahe legt. Gleichwohl verwendet die Projektgruppe die Formulierung 'Arbeit und Leben' als pointierte Bezeichnung für das Gegenstandsfeld, mit dem sie sich befasst.

10 Zur Charakterisierung des konstatierten Aufbrechens der Trennung von Lebensbereichen verwenden Karin Jurczyk und Günter Voß schon damals in einem Text den Begriff der Entgrenzung: „Was wir beobachten, ist eine Entgrenzung und ein partielles Aufeinanderübergreifen von Erwerb, Bildung, Freizeit, Partnerschaft in räumlicher, zeitlicher und sachlicher Hinsicht" (Jurczyk/Voß 1995, 405f.). Erste Ansätze der erst in späteren Jahren u.a. von Günter Voß (und Hans Pongratz) formulierten Entgrenzungsthese sind hier zu finden. Auf die Entgrenzungsthese gehe ich in Kapitel 7 näher ein.

Ferner wird zugleich der These vom 'Ende der Arbeitsgesellschaft' eine Absage erteilt. Voß formuliert diesbezüglich, dass es zwar durchaus zutreffend ist, dass im Leben vieler Menschen Bereiche und Aktivitäten jenseits der Erwerbsarbeit an Bedeutung gewonnen haben. Arbeit hat aber keinesfalls an Relevanz eingebüßt, zumindest dann nicht, wenn Arbeit nicht 'nur' als Erwerbsarbeit verstanden wird, sondern auch Tätigkeiten aus anderen Lebensbereichen einbezogen werden. Überdies und vor allem haben aber Tätigkeiten der Organisation und Koordination verschiedener Bereiche und Anforderungen im Zuge des Aufbrechens alter Strukturen erheblich zugenommen und eine neue Qualität erreicht: „Die Arbeit wird für viele Menschen sogar immer wichtiger, wenn sie z.B. immer mehr Aufwand im Alltag betreiben müssen, um die Berufsarbeit angemessen ausüben zu können und potentiellen beruflichen Risiken frühzeitig zu begegnen. Die Arbeit wird, so könnte man sagen, auf der einen Seite unwichtiger, aber zugleich auch immer wichtiger" (Voß 1993, 109).

Beide Punkte kumulieren in der These, dass die Relation von 'Arbeit und Leben' insgesamt komplexer geworden ist und die konkrete Ausgestaltung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' in wachsendem Maße mit den jeweiligen Arbeitsbedingungen, der sonstigen Lebenssituation, den Orientierungen, der Art der 'Koordination des Lebens' usw. der jeweils betrachteten Personen zusammenhängt und dabei auch immer wieder Veränderungen unterliegt. Dieses komplexe Feld von Zusammenhängen soll mit dem Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' zugänglich gemacht werden: „der Zusammenhang der verschiedenen Sphären des Lebens auf individueller und gesellschaftlicher Ebene sollte als soziologisch bisher im wesentlichen vernachlässigter Gegenstand theoretisch ernst genommen und mit einem geeigneten Konzept in den Blick genommen werden" (Voß 1995, 25f.). Die Forschungsgruppe versteht ihr Konzept gerade auch als eines, mit dem das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' in neuer Weise begriffen werden kann und welches nicht auf einem auf Erwerbsarbeit begrenzten Arbeitsbegriff basiert (vgl. Voß 1991c und 1995, 24-26).

Was nun die Konzeption des Ansatzes betrifft, so ist in Abschnitt 6.1 bereits angeführt worden, dass das Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' das Zusammenwirken von Arbeits- und Lebensbereichen auf der *Ebene der Person* in den Mittelpunkt rückt. Im Zentrum steht die Frage nach der mehr oder weniger tagtäglichen individuellen Bearbeitung und Integration der unterschiedlichen alltäglichen Anforderungen, Herausforderungen und Tätigkeiten.

Die Projektgruppe bestimmt mehrere relevante Momente, die 'Alltägliche Lebensführung' ihrem Verständnis nach umfasst (vgl. vor allem Voß 1991a, 1995; aber auch Bolte 1993; Jurczyk/Rerrich 1993b, 33f.; Kudera 1995d; Voß/Weihrich 2001b, 9ff.). Hierzu gehört, dass Lebensführung als „Zusammenhang der Struktur alltäglicher *Tätigkeiten*" und damit in erster Linie als Praxis verstanden wird und nicht etwa als Sinnkonstruktion oder Lebensstil. Damit ist zugleich ein zweites Moment benannt. Den Forschenden geht es nicht um die Tätigkeiten im Laufe des Lebens (also in der „Länge"), sondern um das Alltagshandeln der Person „in seiner ganzen 'Breite'" (Voß 1995, 31). Lebensführung meint im Sinne der Projektgruppe überdies nicht die Summe der einzelnen Tätigkeiten einer Person, sondern zielt auf das integrative Moment, auf den Zusammenhang. Um dies deutlich zu machen, verwendet die Projektgruppe auch immer wieder die Formulierung „*Arrangement der einzelnen Arrangements*" (Voß 1995, 32, Herv. i.O.).

Des Weiteren wird Lebensführung als eine *aktive Konstruktionsleistung* der Person verstanden. Die Person stellt in alltäglicher Praxis unter Verwendung bestimmter Methoden, Strategien und Ressourcen ein 'Arrangement der Arrangements' her und sorgt für dessen „dynamische Erhaltung" (Voß 1995, 34). Auch wenn die Lebensführung von der Person getragen wird, ist sie dabei aus mehreren Gründen nicht allein von „deren Willen abhängig". Grund dafür ist nach Ansicht der Projektgruppe zum einen, dass Lebensführung lediglich in begrenztem Maße Resultat bewusster Gestaltung und Planung sei. Sie kommt vielmehr auch immer in Folge situativer, pragmatischer und nur begrenzt reflektierter Entscheidungen zustande. Zum anderen gewinnt die Lebensführung daneben eine gewisse „funktionale wie strukturelle *Eigenständigkeit*" gegenüber der Person (Voß 1995, 35). Diese kommt in den Augen der Forschenden dadurch zustande, dass die Lebensführung eben auf einer Reihe vielfältiger und verbindlicher Arrangements fußt, die, sind sie einmal etabliert, nicht umstandslos und beliebig von einer Person aufgekündigt bzw. verändert werden können. „Eine etablierte Lebensführung steht damit, obwohl eine Hervorbringung der Person, dieser nicht mehr frei zur Verfügung, gehört ihr sozusagen nicht mehr ganz und bekommt ihr gegenüber sogar eine Art 'Eigenleben' – ein Eigenleben, von dem die Person selbst wieder mehr oder weniger abhängig wird" (Voß 1995, 36).

Darüber hinaus wird die alltägliche Lebensführung auch als von sozialen Umständen abhängig betrachtet. Mehr oder weniger „unumgehbare Bedingungen" (Wohnverhältnisse, Erwerbsbedingungen, Infrastruktur etc.) ebenso wie „soziokulturelle Einflüsse" und „soziale Zusammenhänge" werden als prägend für die Lebensführung erachtet. Voß formuliert in diesem Zusammenhang, dass „die Lebensführung unausweichlich und in systematischer Weise *vergesellschaftet* ist" (Voß 1995, 37, Herv. i.O.). Lebensführung ist daher durch gesellschaftliche Umstände beeinflusst und in diese eingebettet, aber nicht durch diese determi-

niert. Selbst unter rigidesten Bedingungen ist die Lebensführung nach Ansicht der Projektgruppe eine notwendige Leistung der Person, die die gesellschaftlichen Momente im Zuge ihrer Konstruktions- und Integrationsleistung aktiv verarbeitet (vgl. Voß 1995, 34 und 38). Unter dem Stichwort 'soziale Zusammenhänge' wird dabei auch auf die Existenz von Verschränkungen und Verbindungen zwischen den Lebensführungen und -formen von Menschen hingewiesen. Die Projektgruppe ist in ihrer Perspektive aber auf die einzelne Person fokussiert (vgl. Voß 1995, 37ff.).

Alles in allem erweist sich die alltägliche Lebensführung damit als ein Gebilde, das einerseits einen personalen Konstruktions- und Leistungscharakter aufweist, andererseits zugleich aber Verselbstständigungstendenzen enthält und von sozialen Bedingungen geprägt ist. Diese eigentümliche 'Zwischenstellung' alltäglicher Lebensführung lässt die Projektgruppe von der alltäglichen Lebensführung als „*System sui generis*" – System eigener Art – sprechen (Voß 1995, 39, Herv. i.O.). Eben gerade in dieser Zwischenstellung und Eigenart kommt der Lebensführung nach Meinung des Forschungszusammenhangs schließlich eine wichtige Funktion zu: Sie ist ein bedeutendes Vermittlungsglied zwischen Individuum und Gesellschaft (vgl. Bolte 1993, 37f.; Voß 1995, 39-43). Lebensführung, so fasst Voß zusammen, wird „als von der Person aktiv konstruierter, *eigenlogischer* und *ganzheitlicher* Zusammenhang der *alltäglich* erbrachten *praktischen Tätigkeiten* verstanden [...], der in spezifischer Weise zwischen ihr und der Gesellschaft *vermittelt*" (Voß 1991a, 207, Herv. i.O.).

Wie bereits angesprochen, verfolgt die Projektgruppe mit ihrem Konzept auch das Anliegen der Überwindung eines 'verkürzten' Arbeitsbegriffs. In den hier gemachten Ausführungen zum Konzept klingt bereits an, dass die Projektgruppe eine deutliche Nähe zwischen 'Lebensführung' und 'Arbeit' herstellt. Überdeutlich wird diese Nähe in einigen Formulierungen aus dem Kreis der Projektmitglieder – etwa wenn im Zusammenhang mit 'Alltäglicher Lebensführung' von der „Arbeitsteilung der Person" (Kudera/Voß 1988), der „Lebensführung als Arbeit" (Voß 1991a) oder auch der „Arbeit des Alltags" (Jurczyk/Rerrich 1993a) die Rede ist. Diese Nähe hängt stark mit der Grundentscheidung der Projektgruppe zusammen, Tätigkeiten als Basis von Lebensführung zu definieren und zudem auch das 'Zusammenbringen' der einzelnen Tätigkeiten als aktive Leistung und Tätigkeit der Person zu begreifen.

Innerhalb der Projektgruppe unternimmt erneut insbesondere Günter Voß den Versuch, das Verhältnis von Arbeit, Tätigkeit und Lebensführung genauer zu klären (vgl. Voß 1991a, 211-253 und 375-385). Seine Überlegungen münden letztlich darin, *Tätigkeiten* als aktiv von einer Person hervorgebrachte, praktische

Bezugnahmen auf „die Welt" zu betrachten, die Wirkungen in der Welt und/oder bei der Person erzeugen und die von Personen in verschiedener Hinsicht (zeitlich, sachlich, räumlich etc.) strukturiert werden (vgl. Voß 1991a, 213). *Arbeit* wird demgegenüber als „eine Form der *personalen Regulierung* von Tätigkeiten verstanden, in der die verschiedenen regulativen Kompetenzen der Person zusammenwirken und damit die komplexeste Form der Eigensteuerung von Tätigkeiten bilden" (Voß 1991a, 381, Herv. i.O.). Voß spricht diesbezüglich von einem „subjektorientierten Arbeitsbegriff", bei dem – im Unterschied zu vielen anderen Definitionen – Arbeit nicht über den Inhalt oder die Zwecke von Tätigkeiten begriffen wird (vgl. Voß 1991a, 235ff.). Auf dieser Basis, so Voß, könne *Lebensführung* dann als

> „potentieller (d.h. ihrer Möglichkeit nach) Zusammenhang der verschiedenen 'Arbeiten' und 'arbeitsähnlichen' Tätigkeiten von Personen gesehen werden. Lebensführung beruht dann in entscheidender Weise auf verschiedenartigen Tätigkeiten, die 'mehr oder weniger' und 'in unterschiedlicher Form' den Charakter von 'Arbeit' haben oder bekommen können." (Voß 1991a, 381).

Voß weist dabei darauf hin, dass dies nicht heißen soll, dass Lebensführung ausschließlich aus Arbeit besteht, sie aber dennoch ihrem Wesen nach stark auf Formen von Arbeit bezogen ist.

In den Ausführungen einiger Projektmitglieder klingt an, dass diese Definition, in der die Lebensführung bzw. die alltägliche aktive Konstruktions- und Vermittlungsleistung der Person tendenziell den Charakter von Arbeit erhält, einige Probleme aufweist. Voß thematisiert insbesondere die Schwierigkeit zu bestimmen, was in diesem Verständnis 'Nicht-Arbeit' ist (vgl. Voß 1991a, 241-248). Karin Jurczyk und Maria S. Rerrich verweisen auf die Gefahr, dass in einer Definition, in der tendenziell das Tun im Alltag als Arbeit verstanden wird, andere Aspekte und Charakteristika des Lebens und der Lebensbereiche 'verloren' zu gehen drohen (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993b, 31). Gleichwohl wird an dem Verständnis festgehalten, weil die Projektgruppe meint beobachten zu können, dass die Bewältigung des Alltags vor dem Hintergrund der identifizierten gesellschaftlichen Entwicklungen zunehmend komplizierter und anspruchsvoller wird. Im Zuge des Aufbrechens alter Strukturen gerät das Konstruieren, Integrieren, Erhalten oder auch Anpassen des alltäglichen Lebens verstärkt zu einer komplexen, eigenständigen und aktiven Aufgabe der Person. Jurczyk und Voß sprechen diesbezüglich von einer „*Verarbeitlichung* des Alltags" (Jurczyk/Voß 1995, 399, Herv. i.O).

Die Projektgruppe prüft und untersucht die konzeptionellen Überlegungen empirisch am Beispiel von Beschäftigtengruppen aus ländlichen und städtischen

Milieus. In den einzelnen Untersuchungen wird den Mustern in der Lebensführung der Beschäftigten nachgespürt und es werden unterschiedlich(st)e Arrangements von Lebensführung rekonstruiert. Die einzelnen Gruppenbeschreibungen zeichnen sich dabei durch relativ detaillierte Darstellungen der jeweiligen Lebensbedingungen, Ansprüche, verfügbaren Ressourcen, Handlungsbedingungen und angewandten Handlungsstrategien aus (vgl. Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung' 1995). Zur Illustration seien nachfolgend zwei Beispiele genannt.

Luise Behringer und Karin Jurczyk untersuchen die Lebensführung von Journalistinnen und Journalisten im städtischen Milieu, die in Partnerschaft leben und Kinder haben. Für diese machen sie eine Arbeits- und Lebenssituation aus, die in vieler Weise durch „Offenheit" (Behringer/Jurczyk 1995, 71) gekennzeichnet ist: relativ offene Arbeitsbedingungen (vor allem in zeitlicher Hinsicht), relativ lockeres soziales Netz, vergleichsweise große Spielräume in den partnerschaftlichen Arrangements, vielfältiges kulturelles, politisches, soziales Angebot und Interesse, relative Offenheit bezüglich der zukünftigen biographischen Perspektive. Immer wieder scheint in den Ausführungen auf, dass diese Aspekte eng zusammenhängen. Für die alltägliche Lebensführung der befragten Personen bedeutet dies, so Behringer und Jurczyk, dass diese durch ein hohes Maß an Aushandlungen, Organisations- und Abstimmungsleistungen für sich selbst, mit dem Partner und auch den Kindern gekennzeichnet ist. Die Autorinnen identifizieren bei den von ihnen untersuchten Personen allerdings unterschiedliche Muster im alltäglichen Umgang mit der Offenheit (Kontrolle, Disziplin, Akrobatik, Vertrauen). Sie sehen divergierende Umgangsformen in der alltäglichen Lebensführung hauptsächlich in unterschiedlichen Methoden und Strategien, Orientierungen, Ansprüchen sowie Ressourcen begründet. Behringer und Jurczyk machen überdies auch Unterschiede zwischen den Geschlechtern aus (vgl. Behringer/Jurczyk 1995, 88-111).

Demgegenüber stellt Werner Kudera im Hinblick auf die von ihm untersuchten Arbeiter eines ländlichen Industriebetriebs mit Konti-Schichtsystem eine von relativer Geschlossenheit und Stabilität gekennzeichnete alltägliche Lebensführung fest. Kudera führt aus, dass sich 'seine' Untersuchungsgruppe durch eine starke Homogenität auszeichnet: Die Arbeiter sind sozial im ländlichen Milieu verankert, haben einen ähnlichen Lebenslauf, verfügen über einen vergleichsweise sicheren Arbeitsplatz (mit relativ gutem Einkommen und stark vorgegebenen Arbeitszeiten), leben in traditionellen Familienkonstellationen, haben ähnliche ländlich-konservative Wertvorstellungen, leben eher sparsam, sind in Orientierung auf eine Absicherung des Erreichten und Gewohnten ausgerichtet. Sie pflegen habitualisierte Aushandlungsformen und versuchen Konflikt zu vermeiden. Auch

in Kuderas Ausführungen tritt immer wieder das Zusammenwirken der Aspekte zum Vorschein – etwa zwischen den Erwerbszeiten, den Wertvorstellungen und der familialen Arbeitsteilung. Dieser allgemeine „Basiskonsensus" (Kudera 1995b, 166) bildet für Kudera die Grundlage für die verbreitete relativ geschlossene und stabil erscheinende, in weiten Teilen durch Routinen geprägte Form alltäglicher Lebensführung der untersuchten Schichtarbeiter (vgl. Kudera 1995b).

Die Projektgruppe führt ihre in den einzelnen Untersuchungen gewonnenen Erkenntnisse zur alltäglichen Lebensführung zusammen und verdichtet sie in verschiedener Hinsicht: Vor dem Hintergrund der Ausgangsüberlegungen des Projektes werden die gewonnenen Erkenntnisse insbesondere in Bezug auf die Frage des „Zusammenhangs gesellschaftlicher Modernisierung und einer Modernisierung alltäglicher Lebensführung" (Kudera 1995c, 336) betrachtet. Werner Kudera führt aus, dass im Projektzusammenhang ursprünglich die Annahme vorherrschte, dass sich ein Typus „moderner Lebensführung" etabliert, der sich u.a. durch Zielorientierung, Reflexion über das eigene Lebenskonzept, strategisches Handeln, Mobilität, weitverzweigte soziale Netze und Zeitflexibilität auszeichnet. Diese Vermutung lässt sich mit den empirischen Untersuchungen in dieser Form jedoch nicht bestätigen. Die Befunde führen vielmehr zu der Ansicht, dass der gesellschaftliche Modernisierungsprozess nicht geradlinig und eindeutig verläuft, sondern durch Ungleichzeitigkeiten und ein vielfältiges Nebeneinander unterschiedlicher Entwicklungen, Traditionen und Brüche gekennzeichnet sind. Es lässt sich entgegen der ursprünglichen Vermutung keine linear fortschreitende Rationalisierung der Lebensführung erkennen. Wie die beiden skizzierten empirischen Beispiele andeuten, können in den empirischen Untersuchungen vielmehr unterschiedliche Modelle alltäglicher Lebensführung freigelegt werden (vgl. Kudera 1995c, 336-342; auch Jurczyk/Voß 1995).

Die Forschungsgruppe verdichtet die in den Einzeluntersuchungen ermittelten verschiedenen Muster der Alltagsorganisation letztlich zu drei idealtypischen Formen von Lebensführung: eine traditionale, eine strategische und eine situative. Dabei ist die traditionale Lebensführung von Routinen, festen Zeitrhythmen und wertkonservativen Orientierungen geprägt, während die strategische Lebensführung vergleichsweise stark aktiv und rational gestaltet wird und sich durch optimalen Ressourceneinsatz sowie eine Reflexion zukünftiger Erfordernisse auszeichnet. Dazwischen wird die situative Lebensführung verortet. Diese wird ebenfalls als eine rationale Lebensführung beschrieben, die im Unterschied zum strategischen Typus jedoch auch durch flexible und situative Ad-hoc-Entscheidungen und „*Alltags-Kunst*" (Jurczyk/Voß 1995, 381, Herv. i.O.) gekennzeichnet ist.

Die Projektgruppe gelangt so auf der Basis ihrer Untersuchungsergebnisse letztlich zu einer Modifikation ihrer Ausgangsthese: Gesellschaftliche Modernisierung wird als heterogener Prozess verstanden, der trotz aller Heterogenität dazu tendiert, 'alte' Strukturen zu lockern. Alltägliche Lebensführung entwickelt sich in diesem Zusammenhang verstärkt zu einer aktiven, flexiblen und komplexen Aufgabe. Für die Zukunft erwartet die Projektgruppe daher, dass sich der Typus der situativen Lebensführung zwar ausbreiten und verstärkt an Bedeutung gewinnen, aber keinesfalls umfassend durchsetzen wird. Für die Personen bedeutet dies Handlungsoptionen, aber auch Handlungszwang und somit Chancen und Risiken zugleich (vgl. Jurczyk/Voß 1995, 381-389). Ob sich in diesem Prozess für die Personen faktisch eher Chancen für ein selbstbestimmtes Leben oder im Gegenteil eher Zwänge und Risiken ergeben, hängt dabei einerseits erheblich vom jeweiligen Zugang zu entsprechenden Ressourcen ab wie andererseits vom jeweiligen Umgang mit den sich daraus ergebenden Handlungsoptionen.[11]

In der Gesamtschau näher beleuchtet wird gerade auch die Frage von Lebensführung und 'Geschlecht'. Innerhalb des Projektkontextes sind es vor allem Jurczyk und Rerrich, die sich auf der Basis der Untersuchungsergebnisse eingehender und allgemeiner mit der alltäglichen Lebensführung von Frauen bzw. mit geschlechtsspezifischen Unterschieden und Ungleichheiten in der alltäglichen Lebensführung befassen. Sie arbeiten heraus, dass Frauen als Erwerbstätige, Mütter und Partnerinnen nicht nur für ihre eigene Lebensführung verantwortlich sind, sondern auch für die von anderen Personen – insbesondere von Kindern und pflegebedürftigen Angehörigen. Dies trägt dazu bei, dass Frauen eine eher verschiedene Anforderungsstrukturen integrierende Alltagsorganisation aufweisen, während

11 Damit liefern die erzielten Untersuchungsergebnisse nicht zuletzt auch Impulse für die soziale Ungleichheitsforschung. Insbesondere Maria S. Rerrich und Günter Voß kritisieren, dass die Ungleichheitsforschung bis dato weitgehend einer Perspektive folgt, in der soziale Ungleichheitsfaktoren (Einkommen, Berufsposition, Bildungsstand, Wohnsituation etc.) zwar identifiziert und davon ausgegangen wird, dass diese „irgendwie" auf die Menschen wirken. *Wie* diese 'äußeren' Ungleichheitsfaktoren im Leben von Personen genau Wirkung entfalten, bleibe jedoch ungeklärt. Ebenso bleibe unausgeleuchtet, „wie die Subjekte ungleiche Lebenslagen teilweise dadurch selbst etablieren, aufrechterhalten und verändern, dass sie einen alltagspraktischen Zusammenhang herstellen, in dem die für sie relevanten sozialen Bedingungen ihres Lebens praktisch vermittelt werden" (Rerrich/Voß 1992, 251). Das Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' biete demgegenüber die Möglichkeit zu erhellen, wie 'äußere' Ungleichheitsfaktoren im Leben einer Person wirken und wie die Person im sozialen Kontext ihrer 'alltäglichen Lebensführung' mit diesen umgeht, sie verarbeitet (vgl. Rerrich/Voß 1992).

die Lebensführung von Männern, selbst im Falle einer anteiligen Übernahme familialer Aufgaben, eher durch eine segmentierte Bewältigung verschiedener Anforderungen und eine tendenzielle „Alltagsvergessenheit" gekennzeichnet ist. Jurczyk und Rerrich führen aus, dass in der Konsequenz Frauen im Vergleich zu Männern stärker in ihrer Handlungsautonomie, Zeitdisposition und Mobilität beschränkt sind und hier – trotz Veränderungen der Geschlechterverhältnisse und des Aufbrechens von einstigen geschlechtertypischen und -hierarchischen Strukturen – Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern bestehen bleiben oder auch in neuer bzw. veränderter Form hervortreten. Ferner argumentieren die Forscherinnen, dass die Untersuchungsergebnisse aber ebenfalls offenbaren, dass sich die Lebensführungen von Frauen zunehmend ausdifferenzieren und dabei zugleich auch verstärkt Ungleichheiten zwischen Frauen entstehen. Dies erfolge insbesondere entlang der Möglichkeit, Sorge- und Pflegearbeit an andere Frauen zu 'delegieren'. Für das Maß an Möglichkeiten spielen dabei soziale Netzwerke und insbesondere Fragen der verfügbaren (finanziellen) Ressourcen eine gewichtige Rolle (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993a, c, d; Rerrich 1991 und 1993).

6.3 Erträge und Grenzen

Es kann zunächst festgehalten werden, dass auch beim Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' eines der Grundanliegen der Forschungen darin besteht, die Fokussierung auf Erwerbsarbeit aufzubrechen.[12] Im Unterschied zu den Ansätzen des 'weiblichen Arbeitsvermögens' und der 'doppelten Vergesellschaftung' erweitert die Projektgruppe die Perspektive dabei nicht 'nur' um einen weiteren Lebensbereich auf Erwerbs- und Hausarbeit, sondern nimmt das 'ganze Leben' in den Blick. Neben Erwerbs- und Hausarbeit gelangen damit auch weitere Bereiche wie Hobbies, ehrenamtliches Engagement usw. in den Aufmerksamkeitshorizont. Die Projektgruppe rückt dabei konsequent den Aspekt des *Zusammenhangs* und der *Vermittlung* unterschiedlicher Lebensbereiche ins Zentrum der Betrachtung. Sie grenzt ihr Konzept explizit von Ansätzen ab, die eine schematische Dichotomisierung von Lebensbereichen vornehmen. Eine derartige Dichotomisierung, so lässt sich die Argumentation der Projektgruppe zusammenfassen, wird der Komplexität des Zusammenhangs verschiedener Lebensbereiche weder gerecht noch erscheint sie geeignet, den Veränderungen innerhalb dieses Zusammenhangs

12 Für einen Überblick über die kritische Rezeption der Forschungen zur 'Alltäglichen Lebensführung' vgl. u.a. Gottschall 2000; Janczyk 2005, 111-113; Jürgens 2001 und 2006, 145-151; Raehlmann 2002.

Rechnung zu tragen. Mit dem Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' wird daher ein subjektorientierter Ansatz entwickelt, der das 'Handlungssystem der Person' und die 'alltägliche Synchronie des Lebens' in den Mittelpunkt stellt.

Mit diesem Zuschnitt liefert der Ansatz neue Erschließungspotentiale für das Verhältnis von 'Arbeit und Leben'. Die empirischen Forschungen zur 'Alltäglichen Lebensführung' liefern dabei gerade auch weitere Hinweise auf und Einsichten in ko-konstitutive Momente. Der Ansatz der Projektgruppe eröffnet hier einen Zugang, die Komplexität und das Zusammenspiel verschiedener Arbeits- und Lebensbereiche zu erfassen, in denen sich Menschen täglich bewegen. Die Projektgruppe spürt in diesem Zusammenhang gerade auch Kompatibilitäten und Inkompatibilitäten im 'Lebenszusammenhang' der Untersuchten auf. Dabei wird zugleich erkennbar, dass die Bereiche sich bedingen und in diesem Bedingungsverhältnis Optionen und Grenzen der Lebensführung entstehen. Aufgrund des subjektorientierten Zugangs werden das ko-konstitutive Bedingungsgefüge und darin existierende (In-)Kompatibilitäten der Lebensbereiche dabei weniger als strukturelle Momente, sondern maßgeblich in Form von Erfolgen, aber auch Schwierigkeiten, Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen in der alltäglichen Lebensführung der Person sichtbar. Dies belegen die Ergebnisse der qualitativen empirischen Untersuchungen der Projektgruppe eindrücklich. Sie zeigen auf, wie die Aktivitäten und Handlungen der Personen in einem Bereich zugleich Auswirkungen auf ihre Handlungsoptionen in anderen Bereichen haben. Ferner werden Strategien des Umgangs mit verfügbaren Ressourcen, institutionellen Vorgaben und Parametern zutage gefördert. Über die Betrachtung unterschiedlicher Beschäftigtengruppen wird nicht zuletzt auch deutlich, dass kulturelle Vorstellungen wie auch gesellschaftliche Werte und Normen in der alltäglichen Lebensführung wirksam werden. Mit seiner auf den individuellen Zusammenhang des 'ganzen Lebens' ausgerichteten Perspektive offeriert der Ansatz insgesamt die Möglichkeit, auf der individuellen Ebene der Person ein noch umfassenderes Bild von den tagtäglich zu leistenden Verknüpfungen, den zu 'lösenden Vereinbarkeitsproblemen' und zu verarbeitenden Herausforderungen zu gewinnen als die im vorherigen Kapitel betrachteten feministischen Ansätze.

Zugleich offenbaren sich am Ansatz der 'Alltäglichen Lebensführung' aber auch einige Schwierigkeiten und wissenschaftliche Herausforderungen. Diese betreffen speziell die theoretisch-konzeptionelle Ebene. Wie dargelegt, betrachtet die Projektgruppe die Vorstellung einer Dichotomie von 'Arbeit und Leben' als überholt und formuliert den Anspruch, diese zu überwinden. Die Umsetzung dieses Anspruchs gelingt jedoch nicht überzeugend. Der Grund hierfür ist nicht, dass die Projektgruppe nicht mit der Dichotomie brechen würde, sondern dass sie ihre

alternative Konzeption des Verhältnisses und Zusammenhangs von Lebensbereichen und Tätigkeiten unklar formuliert. So werden zwar Vermischungen und Wechselwirkungen beobachtet und konstatiert, dass „die strukturelle Beziehung zwischen den verschiedenen Gesellschaftssphären zunehmend komplizierter und kontingenter wird" (vgl. Voß 1995, 24; vgl. Abschnitt 6.2); *wie* sich das Verhältnis der Bereiche und Tätigkeiten darstellt, bleibt aber theoretisch unausgeleuchtet. Diese Unklarheit schlägt sich in einer Reihe von Formulierungen nieder – etwa wenn die Rede davon ist, dass Lebensführung Arbeit ist und zugleich die Lebensführung aber nicht nur Arbeit oder dass 'Arbeit wichtiger und zugleich immer unwichtiger' wird. Es entsteht der Eindruck, dass 'irgendwie' Alles mit Allem zu tun hat; dass es 'irgendwie' Vermischungen gibt und trotzdem nicht alles gleich ist; dass das ganze Leben 'irgendwie' Arbeit ist, 'irgendwie' aber auch nicht ausschließlich. Diese konzeptionellen Unschärfen gehen insbesondere zu Lasten der Erfassung von Unterschieden und Grenzen. Die Projektgruppe problematisiert diesen Punkt auch ansatzweise in Zusammenhang mit ihrem Arbeitsbegriff, wenn sie darauf verweist, dass auf der Basis ihrer Definition die Grenze zur Nicht-Arbeit schwer zu bestimmten ist. Fraglich bleibt aber nicht nur die Abgrenzung zur Nicht-Arbeit; auch Unterschiede *zwischen* verschiedenen Arbeitsformen wären auszuleuchten. Dies gilt zugleich auch für die Frage nach Hierarchisierungen der Sphären. In der bisherigen Konzeption der 'Alltäglichen Lebensführung' werden mit den Unterschieden zugleich auch Hierarchien zwischen Arbeitsformen und den Lebens- und Arbeitsbereichen verwischt, wie sie die betrachteten feministischen Ansätze zutage gefördert haben (vgl. Kapitel 5).[13]

Hinzu tritt eine Schwierigkeit, die mit der gewählten Forschungsperspektive zusammenhängt. Mit ihrer Ausrichtung auf das 'ganze Leben' von Menschen erweitert die Projektgruppe zwar deutlich die Perspektive über die Erwerbsarbeit hinaus. Gleichzeitig verschiebt sich damit der Forschungsgegenstand aber auch: Nicht ein oder mehrere Arbeitsbereiche bilden den Forschungsgegenstand,

13 Der Ansatz der 'Alltäglichen Lebensführung' ist verschiedentlich dahingehen kritisiert worden, dass die Projektgruppe nur eine unzureichende und oberflächliche Rezeption anderer Ansätze vornimmt, die sich in ähnlichem Terrain bewegen. Irene Raehlmann konstatiert eine solche Oberflächlichkeit etwa in Bezug auf die Weber-Rezeption sowie die Forschungen des Vereins für Socialpolitik (vgl. Raehlmann 2002). Ähnlich verhält es sich auch mit der Rezeption des 'weiblichen Arbeitsvermögens' und der 'doppelten Vergesellschaftung'. Auf die Erkenntnisse von Beck-Gernsheim und Ostner wird zwar verwiesen und sie bilden durchaus einen Ausgangspunkt der Projektarbeit, eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Ansatz findet aber nicht statt.

sondern eben 'das Leben'. So ist Erwerbsarbeit lediglich *ein* wichtiger Aspekt. Dies hat zur Folge, dass mit dem Ansatz der 'Alltäglichen Lebensführung' der Erwerbsarbeitsbereich selbst nur begrenzt in den Aufmerksamkeitshorizont gelangt. In den Blick geraten lediglich bestimmte Bedingungen, mit denen sich die untersuchten Beschäftigten in der alltäglichen Organisation des Lebens konfrontiert sehen. Konkret wird in den Untersuchungen der Projektgruppe in erster Linie die Arbeitszeit und die Frage nach der Lage des Arbeitsortes im Verhältnis zum Wohnort erfasst. Fragen der konkreten Ausgestaltung der Erwerbstätigkeit, der Anforderungen und Zwänge, der Arbeitsorganisation, der sich im Rahmen der Erwerbsarbeit vollziehenden Aushandlungsprozesse und vorherrschenden Machtverhältnisse gelangen dagegen nicht in den Blick. Die Logik und Strukturen der Erwerbsarbeit, in denen sich (nicht nur, aber doch maßgeblich) die Bedingungen herausbilden, mit denen die Personen konfrontiert sind, können daher mit dem Ansatz nur begrenzt erschlossen werden (vgl. auch Janczyk 2005, 112f.).

Zusammengenommen verweisen die angeführten konzeptionellen und perspektivischen Schwierigkeiten auf verschiedene wissenschaftliche Forschungsbedarfe. Zunächst wird folgender Umstand deutlich: Um, wie im Ansatz der 'Alltäglichen Lebensführung' angestrebt, etwas über Zusammenhänge und 'Wechselwirkungen' zwischen Lebensbereichen bzw. Tätigkeiten aussagen zu können, ist es auch erforderlich, wesentliche Momente ihrer jeweiligen Konstitution zu erfassen. Die Frage nach der Konstitution ist dabei im doppelten Sinn zu verstehen: als Frage nach dem jeweils konkreten Zustand sowie als Frage nach den Bedingungen und dem Prozess der Werdung und Veränderung dieser Tätigkeitsbereiche. Ohne diese Perspektive ist es schwierig, die Bedeutung der vielfältigen Interaktionen zu entschlüsseln und/oder Gewichtungen zwischen diesen vorzunehmen. Hieran schließt sich als wissenschaftliche Herausforderung die Klärung einiger Fragen an – insbesondere inwiefern und inwieweit es Vermischungen gibt und inwieweit auch Unterschiede und Grenzen; oder wie die Zusammenhänge aussehen. Welche werden als besonders relevant, welche als weniger relevant erachtet?

Zu den Erträgen der 'Alltäglichen Lebensführung' gehört wiederum, dass der Ansatz Vorstellungen einer strukturellen Determiniertheit überwindet, die in der 'alten' Arbeitsforschung stark enthalten sind. Stärker als die betrachteten feministischen Ansätze gibt er mit seiner konkreten Form der Subjektorientierung die Sicht frei auf soziale (Aus-)Handlungsprozesse. Die empirischen Untersuchungen machen deutlich, dass auf der Ebene der 'Lebensarrangements' und alltäglichen Handlungen der Personen das Verhältnis von 'Arbeit und Leben'

ein dynamisches ist, in dem sich immer wieder Wandlungen vollziehen, aber auch Konstanzen existieren. Damit wird zugleich auch eine wichtige Ebene von Wandlungsprozessen stärker erschlossen, nämlich dass diese auch Ergebnis von – im Vokabular der Projektgruppe – Gestaltungsleistungen von Personen sind. Mit seinem subjektorientierten Zugang eröffnet das Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' somit den Blick dafür, dass die *konkrete* Ausgestaltung des Ko-Konstitutionsverhältnisses von 'Arbeit und Leben' auch das Resultat individueller und sozialer (Aus-)Handlungsprozesse darstellt.

Gleichzeitig lässt sich aber auch im Hinblick auf die gewählte Form der Subjektorientierung eine Schwierigkeit feststellen. Die Subjektorientierung der Projektgruppe ist auch eine 'Antwort' auf die ausgemachte Überbetonung der gesellschaftlich-strukturellen Ebene in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Arbeit. Hier besteht eine gewisse Ähnlichkeit zu den in Kapitel 5 betrachteten feministischen Ansätzen, insofern, als für diese herausgearbeitet wurde, dass die in ihnen vorgenommene Fokussierung auf Frauen auch eine Reaktion auf die Geschlechterblindheit der Arbeitsforschung darstellt. Die in dem Projektzusammenhang 'Alltägliche Lebensführung' entwickelte konkrete Form der Subjektorientierung enthält allerdings das gleiche Problem wie die feministische Forschung – sie führt zur Vernachlässigung derjenigen Aspekte, für die sie eine Überbetonung ausmacht: Die gesellschaftlich-strukturelle Ebene ist im Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' erheblich unterbelicht. Zwar wird unter dem Stichwort der 'Vergesellschaftung' auf die gesellschaftlich-strukturelle Ebene und die Einbettung der Lebensführung in diese hingewiesen und im Rahmen der konzeptionellen Ausführungen auch der Anspruch formuliert, die gesellschaftliche Ebene zu berücksichtigen (vgl. Abschnitt 6.1 und 6.2). In den empirischen Untersuchungen findet sich dies jedoch kaum wieder. So werden für die betrachteten Lebensführungen Logiken herausgearbeitet, denen diese folgen. Diese werden aber unter Bezug auf die individuellen Merkmale bzw. die Merkmale der Beschäftigtengruppe erklärt. Dass und inwiefern hier auch gesellschaftlich-strukturelle Mechanismen und Zwänge am Werk sind, bleibt unberücksichtigt (vgl. auch Janczyk 2005, 111; Jürgens 2006, 149). Es klingt in den Betrachtungen der Personengruppen teilweise durchaus an, dass die Bedingungen und Anforderungen der Erwerbsarbeit bzw. die Auseinandersetzung mit diesen im Leben der betrachteten Personen eine gewisse Dominanz aufweisen. Dennoch bleibt unterbelichtet, dass diese Dominanz nicht lediglich aus Präferenzen und Orientierungen bestimmter Personen und Personengruppen resultiert, sondern dass sich hier auch die gesellschaftliche Hierarchisierung der Lebensbereiche in der Lebensführung niederschlägt bzw. dass und inwiefern bestimmte Arbeits-

formen andere dominieren und prägen. Dem Ansatz hapert es in dieser Hinsicht an der gesellschaftspolitischen Dimension.

Eine Folge der gesellschaftspolitischen Schwäche der 'alltäglichen Lebensführung' ist nicht zuletzt, dass die *gesellschaftliche Arbeitsteilung* – und damit vor allem die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung – nur ungenügend in den Blick gelangt. Das Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' kann durchaus als 'geschlechtssensibler Ansatz' bezeichnet werden. Dies gilt insofern, als dass die Frage nach dem Wandel des Geschlechterverhältnisses einen der Ausgangspunkte des Projektes darstellt und der Faktor 'Geschlecht' in der Untersuchung selbst einen wichtigen Bezugspunkt bildet. Im Rahmen der empirischen Erhebung werden sowohl Männer als auch Frauen befragt. Haben die Ansätze des 'weiblichen Arbeitsvermögens' und der 'doppelten Vergesellschaftung' im Bemühen um das Schließen der blinden Flecken der androzentrischen Forschung bei der Betrachtung, wie die Lebensbereiche vermittelt werden, auf Frauen fokussiert, liefert das Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' auch Anhaltspunkte dafür, dass das Zusammenbringen der unterschiedlichen Momente des Lebens ebenfalls eine Herausforderung für Männer darstellt. Allerdings mangelt es dem Konzept aufgrund seiner Fokussierung auf die individuelle Lebensführung weitgehend an einer *systematischen* Beachtung der Einbindung alltäglicher Lebensführung in soziale Beziehungen. Diesbezüglich hat Kerstin Jürgens herausgearbeitet, dass 'Alltägliche Lebensführung' zwar als „sozial verankertes, letztlich jedoch individuelles Projekt gefasst" wird (Jürgens 2001, 37). Die Perspektive ist auf die Einzelperson und ihre spezifische Alltagspraxis ausgerichtet und die Interviews werden mit Einzelpersonen geführt. Dies führt dazu, dass „das Zusammenspiel, das 'tagein tagaus' zwischen Partnern in einer Beziehung stattfindet, um Beruf, Familie und Beziehungen in Einklang zu bringen [...], somit eindimensional betrachtet [wird, SJ], d.h. aus der Perspektive nur *eines* Beteiligten, also eines Teils der Beziehung" (Jürgens 2001, 37, Herv. i.O.). Was nicht hinreichend erfolgt, ist „eine Analyse der *Verschränkung von Lebensführungen*" (Jürgens 2002, 75, Herv. i.O.). Lediglich die Ausführungen von Jurczyk und Rerrich machen deutlich, dass ein geschlechtsspezifisches Gefälle existiert. Insgesamt wird die soziale Einbindung der Lebensführung jedoch nur begrenzt erfasst bzw. sie ist mit dem Konzept nur begrenzt erfassbar. Gerade (Geschlechter-)Konflikte und (Geschlechter-)Hierarchien zwischen den Personen werden nur ansatzweise thematisiert. So wird im Rahmen der Ausführungen der Projektgruppe zu den Vermittlungsaufgaben und -leistungen der untersuchten Personen zwar immer wieder deutlich, dass insbesondere Männer häufig von den von ihren Partnerinnen erbrachten Leistungen profitieren und dass (berufstätige) Frauen umgekehrt

oftmals unter Doppelbelastungen leiden und beruflich Abstriche hinnehmen müssen. Eine Reflexion und Bezugnahme auf das 'Geschlechterverhältnis als gesellschaftlichem Strukturzusammenhang' erfolgt im Großteil der Texte aber kaum bis unzureichend. Lediglich Jurczyk und Rerrich machen hier Ausführungen zur Verknüpfung von „Lebensführung, sozialer Einbindung und der Strukturkategorie 'Geschlecht'" (Jurczyk/Rerrich 1993c). Offen bleibt damit letztlich auch die Frage, inwiefern sich in Paararrangements gesellschaftliche Herrschafts- und Geschlechterverhältnisse abbilden und reproduzieren.

Abschließend lässt sich sagen, dass die im Konzept der 'Alltäglichen Lebensführung' gewählte Form der subjektorientierten Ausrichtung auf den individuellen Lebenszusammenhang sowohl die Stärke als auch die Schwäche des Konzepts darstellt. Über diese kann insbesondere die Ebene und Bedeutung individueller, sozialer Handlungen und Vermittlungen des Ko-Konstitutionsverhältnisses der Lebensbereiche erschlossen werden. Sie führt aber andererseits dazu, dass unzureichend erschlossen bleibt, dass die konkrete Ausgestaltung dieses Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' nicht nur Ergebnis einer 'Leistung der Person' ist, sondern hier auch gesellschaftliche Strukturzusammenhänge sowie Macht- und Kräfteverhältnisse wirksam sind. In der Konsequenz erscheinen gerade auch Vermittlungsprobleme im Zusammenbringen verschiedener Sphären und Herausforderungen in erster Linie als spezifische Probleme bestimmter Personen und Personengruppen. Unterbelichtet wird dagegen, inwiefern es sich bei 'Vereinbarkeitsproblemen' auch um grundlegende Probleme der gesellschaftlichen Organisation, Bewertung und Verteilung von Arbeit und eben auch gesellschaftlicher Hierarchie- und Machtverhältnisse handelt.

7 'Entgrenzung' und 'Subjektivierung' von Arbeit (und Leben)

Seit einiger Zeit haben die Begriffe 'Entgrenzung' und 'Subjektivierung' in der mit Arbeit befassten sozialwissenschaftlichen Forschung Konjunktur. In den vergangenen Jahren ist eine Fülle von Literatur erschienen, die mit diesen Begriffen operiert. Anders als im Falle der in den vorherigen Kapiteln betrachteten Ansätze stellen die Begriffe dabei keine Bezeichnungen für *ein* bestimmtes Konzept dar, sie markieren viel eher ein verzweigtes Themen- und Debattenfeld.[1] Allgemein gesprochen kann man sagen, dass mit den Begriffen Entgrenzung und Subjektivierung versucht wird, die derzeitigen Veränderungen von Arbeit und Arbeitsorganisation analytisch zu fassen. Die Begriffe stellen dabei zum einen eine Charakterisierung dessen dar, was als kennzeichnend für die Veränderungen ausgemacht wird, und beschreiben zum anderen zugleich eine (Forschungs-) Perspektive (vgl. u.a. Gottschall/Voß 2003a; Lohr/Nickel 2005a).

Weder bei dem Begriff der Entgrenzung noch bei dem der Subjektivierung handelt es sich um einheitlich gefasste Begriffe. Sie werden seitens der Forschenden in Teilen durchaus unterschiedlich gefüllt. Allgemein lässt sich aber sagen, dass Entgrenzung und Subjektivierung tendenziell auf unterschiedliche Ebenen der identifizierten Wandlungsprozesse der Arbeitswelt abheben. Der Begriff der Entgrenzung von Arbeit (und Leben) verweist dabei vorrangig auf die strukturelle Ebene. Mit ihm soll die These zum Ausdruck gebracht werden, dass im Hinblick auf die Organisation und Verfassung von Arbeit verschiedene Aufweichungs- und sogar Auflösungstendenzen von Strukturen, Grenzen, 'Rigiditäten' zu beobachten sind (vgl. u.a. Gottschall/Voß 2003a; Kratzer/Döhl/Sauer 1998; Pongratz/Voß 2000; Voß 1998). Demgegenüber wird mit dem Begriff der Subjektivierung stärker die Subjektebene fokussiert. Ausgedrückt werden soll, dass es im Zuge des Wandels von Arbeit der Tendenz nach zu einem veränderten Stellenwert der subjektiven Potentiale der Beschäftigten im Arbeitsprozess kommt (vgl. u.a. Arbeitsgruppe SubArO 2005; Baethge 1990; Lohr/Nickel 2005a; Kleemann/Matuschek/Voß 2003).

Mit den Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung wird das Thema 'Arbeit und Leben' ein weiteres Stück seiner Randständigkeit innerhalb des Mainstreams der Arbeitsforschung entrückt. Beide Debatten werden in diesem Kapitel jeweils einer näheren Betrachtung unterzogen. Eine Auseinandersetzung mit den Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung ist gerade auch deshalb interessant, weil sie mit ihrer Ausrichtung auf gesellschaftliche Wandlungsprozesse einen Aspekt in den Blick nehmen, der in den bisher betrachteten Ansätzen nur bedingt Aufmerksamkeit erfährt. Vorab ist noch anzumerken, dass die von mir getroffene Unterscheidung zwischen Entgrenzungs- und Subjektivierungsdebatte in gewisser Weise eine künstliche ist. Jedenfalls wird in vielen Beiträgen eine große Nähe zwischen Entgrenzung und Subjektivierung hergestellt. Entsprechend ist nicht verwunderlich, dass es bei den sich mit diesen Thematiken auseinandersetzenden Autorinnen und Autoren eine hohe Überschneidungsrate gibt und in den Publikationen beides häufig Hand in Hand geht. So ist in Texten, die vorrangig um Entgrenzungsfragen kreisen, oftmals auch von Subjektivierung die Rede und umgekehrt. Aber nicht nur bei den Vertreterinnen und Vertretern, auch in den Texten der Kritikerinnen und Kritiker werden oft Parallelen und Verknüpfungen hergestellt. Gleichwohl existiert weder inhaltlich noch personell eine vollständige Übereinstimmung. So lassen sich etwa im Spektrum der Subjektivierungsdebatte auch Vertreterinnen und Vertreter finden, die der Entgrenzungsthese kritisch gegenüberstehen. Daher werden Entgrenzung und Subjektivierung hier in einem Kapitel, jedoch in verschiedenen Unterkapiteln betrachtet.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Arbeit die wissenschaftliche Debatte um Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit (und Leben) in ihrer gesamten Breite und ihrem gesamten Umfang zu rezipieren. Ich werde mich im Folgenden daher im Wesentlichen auf einige prominente Beiträge konzentrieren. Auf dieser Basis wird jeweils genauer ausgeleuchtet, was unter Entgrenzung (Abschnitt 7.1) und Subjektivierung (Abschnitt 7.2) zu verstehen ist. Entsprechend meinem Anliegen leiten mich erneut folgende Fragen: Wie werden 'Arbeit und Leben' in den Blick genommen? Finden sich Hinweise in Bezug auf meine These der Ko-Konstitution? Wo liegen Stärken und wo gibt es Schwächen der Ansätze? Das Kapitel endet mit einer Zusammenfassung (Abschnitt 7.3).

1 Aulenbacher formuliert für den Begriff der Subjektivierung, dass dieser zu einem „Etikett eines der hegemonialen Diskurse" geworden ist und daher keiner Anführungszeichen mehr bedarf (Aulenbacher 2005b, 34). Ich schließe mich dieser Ansicht an und meine, dass sich für den Begriff der Entgrenzung ebenfalls konstatieren lässt, dass er ein Etikett für ein bestimmtes Themen- und Debattenfeld der Arbeitsforschung darstellt. Ich verwende im Folgenden daher beide Begriffe ohne Anführungszeichen.

7.1 Entgrenzung von Arbeit (und Leben)

Die Genese des Begriffs der Entgrenzung ist schwer nachzuvollziehen. Verschiedentlich ist geäußert worden, dass Entgrenzung und Grenzbildung weder einen neuen gesellschaftlichen Sachverhalt noch ein neues Thema der Sozialwissenschaften bezeichnen. Aus dieser Perspektive werden gesellschaftliche Entwicklungen und Wandlungen in gewisser Weise immer als Prozesse der Grenzverschiebung und -auflösung wie auch der Herausbildung neuer und/oder veränderter Begrenzungen begriffen (vgl. u.a. Gottschall/Voß 2003b, 12ff.; Minssen 2000b, 7f.). Fragen der begrenzenden und auch entgrenzenden Wirkung gesellschaftlicher Strukturen stellen, wenn auch nicht unter diesen konkreten Schlagworten, so doch in der Sache ein klassisches sozialwissenschaftliches Thema dar. Auch von Vertreterinnen und Vertretern der Entgrenzungsthese wird darauf hingewiesen, dass bei den 'Klassikern' von Spencer über Marx, Durkheim, Weber bis Parsons oder Luhmann soziale Grenzen, Grenzbildungen und Grenzverschiebungen im weiteren Sinn als ein zentrales Charakteristikum von Gesellschaft und gesellschaftlicher Entwicklungen verstanden und konzipiert werden. Das Thema Entgrenzung stellt somit kein neues Phänomen dar, erhält – so die Entgrenzungsthese – seit den 1990er Jahren jedoch eine neue Relevanz. Dies resultiert daraus, dass Entgrenzungsprozesse in den letzten Jahrzehnten eine neue Qualität erreicht haben. So vertreten Karin Gottschall und Günter Voß die Ansicht, dass charakteristische Entwicklungsprozesse in modernen Gesellschaften – etwa die Entwicklung von 'Geschlechts- und Rollenidentitäten', Unternehmensorganisationen, sozialen Schichten und Milieus, Berufsverläufen und Lebensstilen und nicht zuletzt weltpolitische Entwicklungen – ähnlicherweise als Ausdünnung, Auflösung, Entdifferenzierung, Verflüssigung oder Verwischung alter (für sicher gehaltener) Abgrenzungen beschrieben werden und diesen Prozessen darüber hinaus eine erhebliche und bisher ungekannte Dynamik attestiert wird. Der Entgrenzungsbegriff kristallisiert sich, so die Autoren, in diesem Kontext zunehmend als „Chiffre" heraus, mit der „wichtige Wandlungstendenzen westlicher Gesellschaften für vielfältige soziale Erscheinungen und in ganz unterschiedlichen Teilgebieten der Sozialwissenschaften angesprochen werden können" (Gottschall/Voß 2003b, 11).[2] Nick Kratzer und Dieter Sauer sprechen von einer „relativen Offenheit" des Begriffs, „die es erlaubt, sehr unterschiedliche Entwicklungstendenzen unter dem Begriff zu subsumieren" (Kratzer/Sauer 2003a, 87).

Zu den prominenten Vertretern, die den Entgrenzungsbegriff in Zusammenhang mit Arbeit verwenden, gehört Günter Voß. Sowohl in Einzelbeiträgen als auch in Zusammenarbeit mit anderen Forschenden hat er in den vergangenen Jahren verschiedene Ausführungen zur 'Entgrenzung von Arbeit' vorgelegt (vgl. u.a. Gottschall/Voß 2003a; Pongratz/Voß 2000; Voß 2001 und 1998; Voß/Weiß 2005b). Daneben stammen insbesondere aus den Reihen des ISF München zahlreiche Publikationen zum Thema 'Entgrenzung von Arbeit'. Als Autoren sind hier vor allem Volker Döhl, Nick Kratzer und Dieter Sauer zu nennen (vgl. u.a. Döhl/Kratzer/Sauer 2000; Kratzer 2003; Kratzer/Döhl/Sauer 1998; Kratzer/Sauer 2003a und 2003b; Sauer/Döhl 1997). Im Folgenden wird die Entgrenzungsdebatte anhand dieser Beiträge exemplarisch in den Blick genommen.

7.1.1 Entgrenzung von Arbeit (und Leben) – Überlegungen, Thesen, Befunde

Günter Voß entwickelt seine Überlegungen zur Entgrenzungsthematik vor allem in dem Beitrag *Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft* (1998). Bereits der Untertitel dieser Abfassung – *Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit* – deutet an, dass Voß hier an Überlegungen aus dem subjektorientierten Münchener Forschungskontext anschließt (vgl. Kapitel 5.1 und Kapitel 6). Er stellt seine Überlegungen zudem vor als „allgemeine und zum Teil prognostische Thesen [...], die sich als pointierte Diskussionsangebote zur Einschätzung der langfristigen Entwicklung von Arbeit in unserer Gesellschaft verstehen" (Voß 1998, 473).

Ausgangspunkt der Ausführungen ist ein konstatierter Wandel der Organisation(sbedingungen) von Arbeit. Als zentrales Moment dieses Wandels wird eine sich im Zuge von Flexibilisierungen vollziehende Abwendung von der lange Zeit dominanten fordistisch-tayloristischen Arbeitsorganisation und -verfassung ausgemacht. Der Begriff der Flexibilisierung wird dabei von Voß in einem weiten Sinn verwendet. Er benutzt ihn zur Kennzeichnung einer Fülle von Entwicklungen: Deregulierungen von Arbeitsverhältnissen über flexibilisierte Arbeitszeiten und Outsourcing-Prozesse bis hin zu Hierarchieabbau in der Arbeitsorganisation. In seinen Augen ist allen Entwicklungen gemeinsam, dass sie auf ein Aufbrechen

2 Für die Soziologie konstatieren Gottschall und Voß, dass der Begriff dort spätestens seit dem gemeinsamen Kongress der deutschen, österreichischen und schweizerischen Gesellschaften für Soziologie *Grenzenlose Gesellschaft* (1998) ein wichtiges Stichwort darstellt (vgl. Gottschall/Voß 2003b, 11). Ich habe in Kapitel 6 darauf hingewiesen, dass Voß und Jurczyk den Begriff der Entgrenzung bereits Mitte der 1990er Jahre im Zusammenhang mit ihren Forschungen zur 'Alltäglichen Lebensführung' verwenden.

und eine Dynamisierung einstiger fester Strukturen zielen, die für das fordistisch-tayloristische Modell charakteristisch gewesen sind (vgl. Voß 1998, 473f.).

Als Ursache für diesen Prozess identifiziert Voß sich wandelnde und verschärfende komplexe internationale und nationale Markt- und Konkurrenzbedingungen. Anpassungs- und Reaktionsfähigkeit, Innovation und reversible 'Lösungen' erfahren in diesem Zusammenhang in wachsendem Maße an Bedeutung und (einst bewährte) Strukturen erscheinen zunehmend als Hemmungen für eine Anpassung an sich verändernde Verhältnisse (vgl. Voß 1998, 474). Als weitere Ursache wird insbesondere auf die Bedeutung der Veränderungen des Geschlechterverhältnisses für den Wandel von Arbeit hingewiesen (vgl. Gottschall/Voß 2003b). Bei einer Durchsicht mehrerer Texte lässt sich aber sagen, dass Voß bei der Frage nach den Ursachen doch am stärksten auf sich verändernde Markt- und Konkurrenzbedingungen rekurriert. Dies deutet darauf hin, dass er den entscheidenden Auslöser für die ausgemachte Abkehr vom fordistisch-tayloristischen Modell in ökonomischen Entwicklungen sieht, die aber durch andere soziale bzw. soziokulturelle Entwicklungen flankiert werden (vgl. Pongratz/Voß 2000, 227f.; Voß 1998, 474; Voß 2001, 292-295).

Mit dem Begriff der Entgrenzung bezeichnet Voß allgemein einen sozialen Prozess, „in dem unter bestimmten historischen Bedingungen entstandene soziale Strukturen der regulierenden Begrenzung von sozialen Vorgängen ganz oder partiell erodieren bzw. bewußt aufgelöst werden" und in der Folge mehr oder minder dauerhaft in Bewegung geraten (Voß 1998, 474; vgl. auch Gottschall/Voß 2003b, 18). Ökonomie und damit auch Arbeit stellen dabei für ihn ein zentrales Feld aktueller sozialer Entgrenzungsdynamiken dar. Im Hinblick auf Arbeit drückt der Begriff der Entgrenzung nach Voß aus, dass Strukturen der Organisation von Arbeit und Beschäftigung, die bisher als relativ stabil und weitgehend verbindlich angesehen wurden, dynamisiert werden. Diese 'Entgrenzung von Arbeit' versteht er dabei als

> „leitende Tendenz der derzeitigen Veränderung der Arbeitsverhältnisse *insgesamt* [...], die *alle* sozialen Ebenen der Verfassung von Arbeit betrifft: übernationale und gesamtgesellschaftliche Strukturen von Arbeit, die Betriebsorganisation nach außen und innen, Arbeitsplatzstrukturen und das unmittelbare Arbeitshandeln sowie schließlich insbesondere auch die Arbeitssubjekte, d.h. ihre Persönlichkeitseigenschaften (v.a. Qualifikationen) sowie ihre Lebensverhältnisse." (Voß 1998, 474, Herv. i.O.)

Der Begriff ist damit deutlich weit gefasst und bezieht sich, je nach Blickwinkel, mitunter auf unterschiedliche Ebenen. Voß unterscheidet aber mehrere „Sozialdimensionen" (Voß 1991, 255ff.), in denen sich derartige Entgrenzungen gesellschaftlicher Strukturen vollziehen, und illustriert, wie diese seiner Ansicht

nach gerade im Feld von Arbeit besonders deutlich werden. Als relevante Sozialdimensionen werden dabei insbesondere Zeit, Raum, Technik, Sozialorganisation, Arbeitsinhalt und Qualifikation, Rechtsform sowie Sinn und Motivation benannt. Die enorme Flexibilisierung von Arbeitszeiten, so stellt Voß etwa hinsichtlich der Sozialdimension *Zeit* fest, hat zu einer „temporalen Entgrenzung des Arbeitens" geführt. Dauer, Lage und Länge der Arbeitszeit stehen in vielen Arbeitsfeldern fortwährend latent zur Disposition und werden oftmals situativ festgelegt bzw. ausgehandelt. Bezüglich der *räumlichen Dimension* beobachtet Voß im Vergleich zu fordistisch-tayloristischen Zeiten eine Lockerung der Koppelung der Erwerbstätigkeit an einen bestimmten Arbeitsort im Unternehmen. Erhöhte Mobilitätsanforderungen bei vielen Tätigkeiten, Mobil- und Außendienstarbeit oder Teleheimarbeit werden in diesem Zusammenhang als Beispiele genannt und verschiedene Gründe für diese Entwicklung vermutet (Reduzierung von Raumkosten, größere Kundennähe etc.). Insgesamt führt dies dazu, dass die Leistungserbringung heute weniger eng an das Unternehmen als räumliche Gegebenheit gebunden ist. „Wo man arbeitet und welche Bewegungen im Raum dazu erforderlich sind, wird infolgedessen immer vielfältiger und kontingenter" (Voß 1998, 475). Hinsichtlich der Dimension *Arbeitsinhalt und Qualifikation*, um ein letztes Beispiel zu nennen, konstatiert Voß für die Arbeitsinhalte eine wachsende Komplexität sowie eine mehr oder weniger stetige Veränderung. Damit einher geht nach Ansicht des Autors, dass erworbene Qualifikationen einem ständigen und immer schnelleren Verfall unterliegen und dementsprechend eine permanente Aktualisierung erforderlich wird. Für die Beschäftigten äußert sich dies nicht zuletzt in Form einer Entgrenzung einstiger Berufsstrukturen. Berufliche und ausbildungstechnische Standardisierungen bestimmter fachlicher Fähigkeiten verlieren in wachsendem Maße an Bedeutung, während eine permanente Weiterbildung an Relevanz gewinnt. Kontinuierliche Qualifikation bleibt dabei nicht auf das Erwerben von Fachkompetenzen beschränkt, vielmehr kommt es zu einem Bedeutungszuwachs „überfachlicher Qualifikationen" wie Methoden- und Sozialkompetenzen sowie Koordinierungs- und Kommunikationsfähigkeit (vgl. Voß 1998, 474f. und 483ff.; auch Gottschall/Voß 2003b, 17f.).

Bereits diese beispielhaften Ausführungen machen deutlich, dass die Entgrenzung von Arbeit hier insgesamt als eine „multidimensionale", „weitreichende und tiefgreifende Erscheinung" (Gottschall/Voß 2003b, 16) verstanden wird. Diese entfaltet ihre Wirkung nach Ansicht von Voß aber nicht nur im Bereich der Erwerbsarbeit und der Arbeitsverhältnisse, sondern tangiert gerade auch das Verhältnis von 'Arbeit und Leben'. Voß illustriert dies entlang der von ihm identifizierten Sozialdimensionen. Er geht dabei davon aus, dass sich im Zuge der

Industrialisierung eine Trennung von 'Arbeit und Leben' herausgebildet hat. Das 'fordistisch-tayloristische Zeitalter' kennzeichnet eine klare zeitliche, räumliche, sachliche, soziale usw. Separation von 'Arbeit und Leben'. Hier vollziehen sich nach Voß nun Veränderungen: Die Flexibilisierung von Arbeitszeiten mündet in der Verwischung und Vermischung der zeitlichen Grenzen zwischen Arbeitszeit und Privatzeiten. Mit der Entkopplung von Erwerbsarbeit und dem Betrieb als Arbeitsort werden die lokalen Grenzen zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit bzw. Privatheit unschärfer. In der arbeitsinhaltlichen Dimension erzeugen die wachsende Bedeutung überbetrieblicher Qualifikationen sowie die Ausweitung von Formen kulturbasierter Mitarbeiterintegrationen, informellen Gesprächen und die Einbeziehung privater Netzwerke bei 'jobtechnischen' Fragen zu einer Verwischung der sachlichen Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und anderen Aktivitäten und Tätigkeiten des Lebens bei (vgl. Voß 1998, 479f.). Die Gesamtdiagnose in Bezug auf das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' lautet daher, dass die Trennung von Lebensbereichen kontingenter wird. „Die Felder 'Arbeit und Leben' sind zunehmend nicht mehr eindeutig konturiert und abgegrenzt, sondern verwischen sich, und ihr Verhältnis zueinander wird dadurch zu einer nun aktiv individuell zu leistenden *Aufgabe* der *(Neu-)Formierung*, der aktiven *Begrenzung*, der bewussten *Balance*, des gezielten *alltäglichen Managements* usw." (Gottschall/Voß 2003b, 19, Herv. i.O.; auch Voß 1998, 479f.).

Damit sind die Folgen der Entgrenzung von Arbeit für die Betroffenen angesprochen. Eine der zentralen Folgen bildet nach Voß die Forderung nach zunehmender Selbstorganisation der Betroffenen. Da die Entgrenzungsthese besagt, dass an die Stelle der 'alten' Strukturen eben keine neuen, festen Strukturen treten, sondern es zu dauerhaften Verwischungen und Dynamisierungen, unscharfen Handlungsrahmen mit verminderter Strukturierungswirkung usw. kommt, wird eine fortwährende „aktive Re-Strukturierung" seitens der Beschäftigten als notwendig ausgemacht – und zwar sowohl im Hinblick auf die Etablierung konkreter Arbeitsstrukturen als auch gerade, wie im obigen Zitat angedeutet, hinsichtlich der Formierung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben'. Das Arrangieren und Austarieren von Arbeits- und Lebenszeit, Arbeits- und Lebensort liegt nun mehr oder minder stark in den Händen der Beschäftigten selbst. Die Konsequenzen für die Betroffen werden dabei als ambivalent eingeschätzt. Entgrenzung bedeutet für die Beschäftigten zum einen eine Demontage potentieller Beschränkungen und Einengungen, zum anderen aber auch einen Abbau hilfreicher Orientierungsmuster. Die aktive Re-Strukturierung birgt sowohl (Gestaltungs-)Möglichkeiten als auch Belastungen und die Gefahr von Überforderung (vgl. Voß 1998, 476f.; Gottschall/Voß 2003b, 18ff.).

Was die aktive Re-Strukturierung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' betrifft, greift Voß dabei auf seine im Rahmen der Forschungen zur 'Alltäglichen Lebensführung' entwickelte These der 'Lebensführung als Arbeit' zurück und präsentiert die dort entwickelten drei Typen der Lebensführung als unterschiedliche Umgangsmuster mit den identifizierten neuen Anforderungen (vgl. Voß 1998, 480-483; vgl. auch Kapitel 6.2). Überdies und vor allem macht Voß gemeinsam mit Hans Pongratz Ausführungen dazu, dass und wie Arbeitskräfte im Zuge von Entgrenzungsprozessen ihre Arbeit zunehmend aktiv re-strukturieren müssen. In diesem Zusammenhang haben die beiden Autoren die These vom Arbeitskraftunternehmer als neuem Typus von Arbeitskraft entwickelt (vgl. u.a. Pongratz/Voß 2003 und 2000; Voß/Pongratz 1998). Diese auf die Subjektseite zielende These werde ich im Rahmen des Abschnitts 7.2 näher betrachten.

Wie gesagt, versteht Voß seine Überlegungen als 'pointierte, prognostische Thesen'. So stellt er einschränkend fest, dass es sich bei dem Wandel von Arbeit nicht um einen einheitlichen Prozess handelt, und räumt die Existenz von „Ausnahmen" und „Gegentendenzen" zu der von ihm konstatierten Entgrenzung ein. Er spricht in diesem Zusammenhang etwa von Tendenzen einer Re-Taylorisierung in manchen Beschäftigungsbereichen (vgl. Voß 1998, 475). Zudem ermitteln Pongratz und Voß in ihren empirischen Untersuchungen zum besagten Arbeitskraftunternehmer unterschiedliche und in Hinblick auf bestimmte Beschäftigungsbereiche zum Teil auch nur geringe Ausmaße bzw. Niveaus an Entgrenzungsentwicklungen (vgl. Pongratz/Voß 2003, 103-123 und 199-208). Es wird aber daran festgehalten, dass die Entgrenzung von Arbeit ein „Schlüsselelement einer Modernisierung von Wirtschaft und Arbeit in fortgeschrittenen Industriegesellschaften" darstellt (Voß 1998, 476; vgl. auch Voß/Weiß 2005b). Hierauf deutet schon die Rede von den 'Ausnahmen' hin: Gegenläufige Entwicklungen sind Ausnahmen von der 'leitenden Tendenz' der Entgrenzung, die jedoch konkret unterschiedliche Ausprägungen und Reichweiten aufweist.

Der Entgrenzungs-Ansatz des Münchener ISF ist in einem längeren Prozess entwickelt worden.[3] Erste Ausführungen unter dem Stichwort 'Entgrenzung von Arbeit' sind von den ISF-Forschern 1998 gemacht worden, also ungefähr

3 Nick Kratzer und Dieter Sauer führen aus, dass die dort entwickelten Überlegungen zur Entgrenzung von Arbeit eine lange Vorgeschichte haben. Nach ihren Angaben basieren sie auf eigenen (und auch fremden) empirischen Studien sowie auf einschlägigen Debatten im Feld der Arbeitsforschung der vergangenen zwanzig Jahre und stellen eine Art Synopse einiger in diesem Kontext entwickelter Thesen dar (vgl. Kratzer/Sauer 2003a, 89 und 2003b, 578).

zeitgleich mit denen von Voß (vgl. Kratzer/Döhl/Sauer 1998). Anders als Voß verstehen die Forscher ihre Überlegungen allerdings nicht als 'prognostische Thesen' und 'Einschätzungen der langfristigen Entwicklung von Arbeit'. Sie sprechen vielmehr von einem „Konzept der Entgrenzung von Arbeit", dessen Anspruch es ist, einen analytischen Rahmen bereitzustellen, der wiederum Folgendes leistet:

> „Erstens sollte er mögliche abstrakte Gemeinsamkeiten der im einzelnen sehr unterschiedlichen Entwicklungstendenzen identifizieren; zweitens sollte er in einer heuristischen Perspektive zu einer historischen Einordnung des Wandels von Arbeit führen, und drittens sollte mit diesem Konzept eine Art Beobachtungsraster für die Analyse der gegenwärtigen Entwicklungstendenzen von Arbeit erarbeitet werden." (Kratzer/Sauer 2003a, 91)

Kratzer und Sauer betonen dabei, dass das Konzept gerade nicht darauf zielt, eine positive Bestimmung des 'Neuen' vorzunehmen. Hier sehen sie einen der wesentlichen Unterschiede zu den Prognosen von Voß (vgl. Abschnitt 7.2). Als Grund dafür benennen sie insbesondere, dass sie die aktuellen Entwicklungen u.a. für zu offen für derartige Bestimmungsversuche halten. Statt Positivbestimmung soll ihr Konzept 'lediglich' ein analytisches Gerüst bieten, „mit dem sich Ausgangspunkt und Richtung der Veränderung näher bestimmen lassen" (Kratzer/Sauer 2003a, 96). Kratzer und Sauer sprechen auch von einem „empirischen Suchkonzept" (Kratzer/Sauer 2003b, 578).

Was die konkrete Ausrichtung betrifft, ist zunächst festzustellen, dass im Zentrum der Analyse der ISF-Forscher der Betrieb und betriebliche Reorganisations- und Rationalisierungsprozesse stehen. Im Unterschied zu der subjektorientierten Perspektive von Voß können die Beiträge aus dem ISF als eine betriebsorientierte Variante beschrieben werden. Der Betrieb wird dabei verstanden als eine „Vermittlungsinstanz" zwischen verschiedenen Ebenen: zwischen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen wie auch zwischen der „gesellschaftlichen Regulierung" auf der Makroebene und der individuellen Lebenswelt auf der Mikroebene. Er wird somit als eine Institution betrachtet, die mit verschiedenen Anforderungen und Entwicklungen konfrontiert ist und dabei vor der Herausforderung steht, sich verändernde Anforderungen und Entwicklungstrends vor dem Hintergrund der eigenen ökonomischen Betriebsinteressen zu 'verarbeiten'. Dies schlägt sich in den Augen der Forscher in betrieblichen Reorganisations- und Rationalisierungsstrategien nieder. Der gewählte analytische Bezugspunkt der betrieblichen Rationalisierung ermöglicht es aus Sicht der Autoren daher, aktuelle Entwicklungstendenzen „in den historischen Prozeß der Rationalisierung von Arbeit einzuordnen" (Kratzer/Sauer 2003a, 92).

Die ISF-Forscher konstatieren für die vergangenen Jahrzehnte deutliche Veränderungen in den betrieblichen Organisationsstrukturen und Rationalisierungsstrategien, die in gesamtgesellschaftliche Umbruchprozesse eingebettet sind.[4] Sie begreifen Entgrenzung von Arbeit in diesem Zusammenhang als einen Prozess, der seinen Ausdruck auch in veränderten betrieblichen Rationalisierungsstrategien findet. Der Prozess der Entgrenzung von Arbeit wird somit nicht nur als Ergebnis betrieblicher Veränderungen, sondern als *ein* Moment eines gesamtgesellschaftlichen Umbruchprozesses begriffen (vgl. Kratzer/Sauer 2003a, 94-100).

Den zentralen Referenzpunkt für den konstatierten gesellschaftlichen Umbruch und die These der Entgrenzung von Arbeit bildet dabei auch hier der sogenannte Fordismus bzw. die sogenannte fordistisch-tayloristische Normalarbeit.[5] Im Zuge des konstatierten Umbruchs gerät aus Sicht der Forscher das lange Zeit vorherrschende sozioökonomische Entwicklungsmodell des Fordismus in die Krise, ohne dass sich bisher ein neues Entwicklungsmodell etabliert hat. Sie sprechen von einer Phase des Übergangs, des Umgangs mit und der Anpassung an sich verändernde gesellschaftliche Bedingungen, die sich auch in sich wandelnden betrieblichen Reorganisations- und Rationalisierungsstrategien niederschlägt.[6] Die Forscher betonen dabei, dass die Veränderungen betrieblicher Organisation und Rationalisierung nicht nur aus ökonomischen, sondern auch aus veränderten 'lebensweltlichen' Entwicklungen und Orientierungen der Beschäftigten resultieren. Mit ihnen sind daher nicht nur „Anforderungen", sondern auch „Angebote" für die Beschäftigten verbunden (vgl. Kratzer 2003, 40ff.; Kratzer/Sauer 2003a, 97f. und 2003b, 579).

---

4 Als bedeutende Elemente des gesellschaftlichen Umbruchs werden ökonomische Globalisierungs- und Tertiarisierungstrends, eine neoliberale, deregulierende Politikausrichtung, eine Schwächung von Gewerkschaften, eine teilweise Aufkündigung von sozialen Kompromissen, Individualisierungstendenzen, eine zunehmende Erwerbsorientierung von Frauen wie auch eine Pluralisierung von Lebenslagen, Lebensstilen und Lebensläufen und damit zusammenhängende Veränderungen von Bedürfnissen und Erwartungen bei Beschäftigten benannt (vgl. Kratzer/Sauer 2003a, 96ff.).

5 Unter dem Begriff des Fordismus wird dabei ein stabile gesellschaftliche Formation verstanden, die durch bestimmte Elemente gekennzeichnet ist: ein spezifisches politisches, institutionelles und sozialstaatliches Setting, ein spezifisches Produktionssystem, so genannte fordistisch-tayloristische Normalarbeit und eine spezifische gesellschaftliche Arbeitsteilung.

6 Für die Forschenden ist es auch nicht ausgemacht, ob diese Phase des Übergangs je in ein 'neues, stabiles Modell' mündet oder nicht gerade eine permanente Instabilität und Anpassung das 'Neue' darstellt (vgl. Kratzer/Sauer 2003a, 99).

Die vorherrschende betriebliche Organisations- und Rationalisierungsstrategie des Fordismus wird von den Forschern als eine durch Grenzziehung charakterisierte Rationalisierung beschrieben. Den Kern dieser Strategie bildet dabei „die Organisation von Einsatz (Verfügbarkeit) und Nutzung (Leistung) von Arbeitskraft in und durch spezifische Grenzen". Die Verfügbarkeit wird im Rahmen dieser Strategie „durch die Normierung der Beschäftigungsverhältnisse, durch Standardisierung der Arbeitszeiten, durch Koppelung des Arbeitsortes an den Betrieb, durch Standardisierung von Qualifikationen und/oder Tätigkeiten sowie durch ausdifferenzierte Arbeitsteilung" (Kratzer/Sauer 2003a, 94) ermöglicht und auch begrenzt.

Damit wird auch das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' durch Grenzziehung bestimmt. Als Koordinaten der Leistungsregulation dieser Rationalisierungsstrategie werden u.a. die Trennung von Planung und Ausführung, von Kopf- und Handarbeit oder auch die Koordination durch Hierarchie und Kontrolle identifiziert (vgl. Kratzer/Sauer 2003a, 94). Diese dominante fordistisch-tayloristische Organisations- und Rationalisierungsstrategie erweist sich aus Sicht der Forscher im Zuge des gesellschaftlichen Umbruchs als zunehmend ungeeignet und gerät in Bewegung. So wie die Forscher aber keine Etablierung eines neuen Entwicklungsmodells anstelle des Fordismus ausmachen, können sie auch hier keine Durchsetzung einer universellen alternativen betrieblichen Organisations- und Rationalisierungsstrategie feststellen. Sie beobachten vielmehr eine „strukturelle Heterogenität", in der sich fordistisch-tayloristische Momente einerseits durchaus beharrlich halten und andererseits von neuen Strategien abgelöst werden (vgl. Kratzer/Döhl/Sauer 1998, 180f.; Kratzer/Sauer 2003a, 90 und 99; Sauer/Döhl 1994a).

Trotz der konstatierten Heterogenität und Offenheit meinen die Forscher aber grundlegende Entwicklungstendenzen ausmachen zu können. Als zentrale Tendenzen und Strategien betrieblicher Rationalisierung und Reorganisation im Umgang mit den sich wandelnden, uneindeutigen gesellschaftlichen Bedingungen werden Prozesse der Dezentralisierung[7] und Vermarktlichung[8] identifiziert (vgl.

7 Der Begriff der Dezentralisierung wird dabei auf die organisatorische Ebene bezogen und beschreibt Prozesse, in denen Unternehmenseinheiten entkoppelt und starre, hierarchisch strukturierte Unternehmensgebilde aufgebrochen werden. Dies erfolgt beispielsweise dadurch, dass die Leistungstiefe verringert wird, der hierarchische, bürokratische Unternehmensaufbau in eine Vielzahl von dezentralisierten, flexiblen innerbetrieblichen Einheiten umgewandelt wird, Kompetenzen von der zentralen Führungsebene auf operative Ebenen verlagert werden und auch die Eigenverantwortung der Unternehmenseinheiten erhöht wird.

8 Der Begriff der Vermarktlichung bezieht sich auf die prozess-ökonomische Ebene. Er kennzeichnet den Mechanismus, über den die neuen Einheiten gesteuert werden,

Döhl/Kratzer/Sauer 2000, 8f.; Kratzer/Sauer 2003b, 579f.; Moldaschl/Sauer 2000, 207-213; Sauer/Döhl 1997). Zusammengenommen führen beide Prozesse nach Ansicht der Forscher zu Verschiebungen und Auflösungen einstiger Grenzen zwischen Markt und Unternehmen. Während das zentrale Prinzip der „Organisationsgestaltung im Fordismus" in der „Abschottung der Produktions- gegenüber der Marktökonomie" bestand, münden Dezentralisierung und Vermarktlichung in eine „Erosion der Außengrenzen" zwischen Markt und Unternehmen, die zum einen als „Ausdehnung der Organisation auf den Markt" und zum anderen als „Internalisierung des Marktes" wirksam wird(Kratzer/Sauer 2003a, 103f. und 2003b, 579; vgl. auch Sauer/Döhl 1997; Moldaschl/Sauer 2000).[9]

Diese Tendenzen betrieblicher Reorganisations- und Rationalisierungsstrategien werden in den Beobachtungen der ISF-Forscher auch auf der Ebene der Arbeit(sorganisation) und Arbeitskraft in Form von Selbstorganisation und Flexibilisierung wirksam. Selbstorganisation und Flexibilisierung werden dabei als Prozesse der Entgrenzung von Arbeit interpretiert, weil sie im Kern auf die Erosion der Strukturen und Grenzen der fordistisch-tayloristischen Arbeitsorganisation – des Einsatzes und der Nutzung von Arbeitskraft – zielen: auf die Grenzen zwischen „internen und externen Arbeitsmärkten", zwischen „Person und Arbeitskraft" sowie gerade auch zwischen „Arbeit und Leben" (vgl. Kratzer 2003, 44ff.; Kratzer/Sauer 2003a, 105ff.).

Entsprechend ihres formulierten Anspruchs, ein Konzept der Entgrenzung von Arbeit zu entwickeln, 'mit dem sich Ausgangspunkt und Richtung der Veränderung näher bestimmen lassen', übersetzen die Forscher die Überlegungen in analytische Bausteine. Die Autoren unterscheiden dabei zwei Ebenen der betrieblichen Organisation, auf denen sich Entgrenzungsprozesse finden lassen: die Ebene der Unternehmensorganisation und die Ebene von Arbeit und

nämlich durch eine engere Anbindung von Unternehmenseinheiten und Beschäftigten an die Erfordernisse des Marktes. Dies erfolgt auf unterschiedlichen Wegen – etwa über eine „Öffnung der Unternehmen zum Markt, marktliche Sanktionen anstelle hierarchischer Kontrolle (marktorientierte Anreizsysteme), faktische oder fiktive Konkurrenz von Unternehmenseinheiten (Cost-, Profitcenter)" (Moldaschl/Sauer 2000, 207).

9 Die Forscher vertreten allerdings die Ansicht, dass Prozesse der Dezentralisierung und Vermarktlichung nicht grenzenlos sind, sondern gerade auch an „immanente Grenzen" stoßen. Als virulente Punkte benannt werden u.a. die Balance und Integration der Aufgaben und Egoismen kleiner Einheiten und der strategischen Koordination des 'großen Ganzen' oder auch das Austarieren von kurzfristigen Marktinteressen, längerfristigen Produktentwicklungen und Marktstrategien (vgl. u.a. Sauer/Döhl 1997, 34-43; Moldaschl/Sauer 2000, 206-213).

Beschäftigung im Betrieb. Referenzfolie für die Frage, ob sich auf der jeweiligen Ebene Entgrenzungen feststellen lassen, ist die fordistisch-tayloristische Unternehmensorganisation (erste Ebene) bzw. Normalarbeit (zweite Ebene). Auf der Ebene der Unternehmensorganisation wird die Grenze zwischen Markt und Betrieb/Organisation als zentrale analytische Dimension bestimmt.[10] Auf der Ebene von Arbeit und Beschäftigung werden nochmals zwei analytische Aspekte unterschieden: der Aspekt des Einsatzes der Arbeitskraft und der Aspekt der Nutzung von Arbeitskraft. Im Hinblick auf den Einsatz der Arbeitskraft werden die Grenze zwischen internen und externen Arbeitsmärkten, die Grenze zwischen 'Arbeit und 'Leben' (Arbeits-/Lebenszeit, Arbeits-/Lebensort) sowie der konkrete Zuschnitt an Tätigkeits- und Qualifikationsanforderungen als zentrale Analysedimensionen ermittelt. In Bezug auf die Nutzung der Arbeitskraft sehen die Forscher die Grenze zwischen Person und Arbeitskraft sowie zwischen Objekt und Subjekt der Rationalisierung als zentrale analytische Dimensionen[11] (vgl. Kratzer/Sauer 2003a, 102-108 und 2003b, 580ff.).

Dieses auf die historische Analyse angelegte Konzept der Entgrenzung von Arbeit ermöglicht es nach Ansicht der Autoren, Neues' von 'Altem' zu unterscheiden und auch aufzuspüren, wo 'Altes' weiterbesteht (vgl. Kratzer/Sauer 2003b, 582), und bildet die Grundlage für eine von Nick Kratzer durchgeführte empirische Studie. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung *Arbeitskraft in Entgrenzung* (2003) steht die Frage „*nach den Erscheinungsformen und Folgen entgrenzter Arbeit*" im Bereich der Normalarbeit (Kratzer 2003, 16, Herv. i.O.).[12]

10 Für die Bestimmung der Ausprägung von Entgrenzungstendenzen als relevant identifizierte Aspekte sind u.a. zentrale vs. dezentrale sowie direkte vs. indirekte Steuerung, Integration vs. Desintegration/Outsourcing von Einheiten, starre/starke vs. flache Hierarchien.

11 Als bedeutsame Merkmale für die Bestimmung von Entgrenzungstendenzen auf der Ebene der Arbeit und Beschäftigung werden u.a. standardisierte vs. dynamische Qualifikationsanforderungen, zeitliche und örtliche Trennung vs. Verflüssigung von 'Arbeit und Leben', 'feste' vs. flexible Beschäftigungsverhältnisse, bürokratische/starre Hierarchien vs. Verantwortungstransfer auf die Arbeitsebene, zentrale Steuerung vs. 'offenere' Arbeitsformen und Zielvereinbarungen ausgemacht.

12 Um die Frage nach der Durchsetzung und Reichweite von Veränderungen und Entgrenzungen beantworten zu können, muss aus Kratzers Sicht gerade der Bereich der Normalarbeit in den Blick genommen werden. Im Zentrum der Untersuchung stehen „abhängig Beschäftigte mit zumindest betriebsspezifischer Qualifikation und unbefristeten Arbeitsverhältnissen" (Kratzer 2003, 24; Herv. i.O.). Konkret führt er drei Intensivfallstudien durch. Bei den Betrieben handelt es sich um einen eher traditionellen, mittleren Dienstleistungsbetrieb (Versicherung), einen ebenfalls eher traditionellen mittelgroßen Produktionsbetrieb (Fertigungswerk) und als Kontrast dazu einen Betrieb aus dem Bereich der IT-Beratung (vgl. Kratzer 2003, 63-74).

Kratzer kommt auf der Basis seiner empirischen Fallstudien zu dem Ergebnis, dass von einem Umbruch der Normalarbeit gesprochen werden kann: „Normalarbeit entgrenzt" (Kratzer 2003, 191) lautet die Überschrift eines seiner resümierenden Unterkapitel. Für ihn geben die Befunde Hinweise darauf, dass Prozesse der Entgrenzung von Arbeit auch den Kernbereich der Normalarbeit betreffen und es sich nicht nur um ein Phänomen an den 'Rändern' handelt, sondern auch um Umbrüche „*innerhalb* des institutionellen Rahmens der Normalarbeit" (Kratzer 2003, 219, Herv. i.O.). Dabei identifiziert Kratzer bei den von ihm untersuchten Fällen durchaus Unterschiede in den konkreten Instrumenten und Methoden der Dezentralisierungen, des Hierarchieabbaus, des Verantwortungstransfer sowie der Verflüssigungen der Trennung von 'Arbeits- und Lebenszeit' (von Gleitzeit bis Vertrauensarbeitszeit) wie auch von 'Arbeits- und Lebensort'. Korrespondierend dazu stellt er ebenfalls unterschiedliche Grade der Erosion und Ausdünnung 'alter' Grenzen und Strukturen fest. Hier sieht er nicht zuletzt einen Beleg für die von den ISF-Forschern aufgestellte These der 'strukturellen Heterogenität' von Erwerbsbedingungen. Gleichwohl kommt Kratzer letztlich zu dem Schluss, dass sich trotz aller Heterogenität eine grundsätzliche Tendenz der Entgrenzung von Arbeit feststellen lässt:

> „*Entgrenzung von Arbeit ist eine generelle Entwicklungstendenz, Merkmale entgrenzter Arbeit werden zu allgemeinen Merkmalen von Arbeit*. Zugleich – das ist ebenso wichtig – bleiben die vielfältigen Unterschiede erhalten, sind Erscheinungsformen und Verbreitung dieser Merkmale entgrenzter Arbeit ungleich verteilt. *Das unübersichtliche Gesamtbild ist daher durch die Heterogenität entgrenzter Arbeit, durch vielfältige Erscheinungsformen einer generellen Entwicklungstendenz geprägt*." (Kratzer 2003, 221, Herv. i.O.)

Auch in der Gesamtschau gelangen die ISF-Forscher – entgegen ihrer ursprünglichen Zielsetzung, keine Bestimmung des 'Neuen' vornehmen zu wollen und trotz aller von ihnen identifizierten Heterogenitäten – zu der Ansicht, dass sich von einem neuen Organisations- und Rationalisierungsmodus sprechen lässt. Während das Kennzeichen des fordistisch-tayloristischen Organisations- und Rationalisierungsmodells darin bestand, dass über starre Grenzen und Strukturen „*externe Unbestimmtheit in interne Bestimmtheit*" (Kratzer 2003, 227, Herv. i.O.) transformiert wurde, findet nun eine umgekehrte Bewegung statt. Betrieblich wird nicht mehr Bestimmtheit, sondern Unbestimmtheit organisiert (vgl. Kratzer 2003, 227f.). Einen zentralen Baustein des neuen Umgangs mit Unbestimmtheit

bildet dabei die verstärkte Subjektivierung von Arbeit im Sinne eines „*Zugriffs auf bislang nur begrenzt zugängliche Ressourcen und Potentiale von Arbeitskraft*“ (Kratzer/Sauer 2003a, 93, Herv. i.O.). Die Forscher sprechen daher von einer „arbeitskraftorientierten Rationalisierung“ (Döhl/Kratzer/Sauer 2000, 12). Damit ist auch hier die Ebene der Subjektivierung von Arbeit angesprochen, auf die ich in Abschnitt 7.2 näher eingehe.

7.1.2 Erträge und Grenzen

Meine Rekonstruktionen machen deutlich, dass sich die Perspektive in der Debatte um Entgrenzung auf das *strukturelle* Verhältnis von ‘Arbeit und Leben’ richtet. Hier liegt eine Ähnlichkeit zu den in Kapitel 5 betrachteten feministischen Ansätzen. Auch diese legen ein Hauptaugenmerk auf die strukturelle Ebene – konkret auf das Verhältnis von Beruf und Familie bzw. Erwerbs- und Hausarbeit. Dabei rücken die Forscherinnen die Bestimmung des Verhältnisses dieser Bereiche ins Zentrum der Betrachtung, beschäftigen sich, wie deutlich geworden ist, aber wenig mit der Frage des Wandels in den Bereichen und in ihrem Verhältnis zueinander. Gerade diese Frage nach *strukturellen Veränderungen* im Verhältnis von ‘Arbeit und Leben’ steht im Mittelpunkt der Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Entgrenzung.

Bezüglich meiner These eines Ko-Konstitutionsverhältnisses von ‘Arbeit und Leben’ liefert die Debatte dabei wichtige Hinweise. Sie verdeutlicht insbesondere, dass der strukturelle Wandel im Verhältnis von ‘Arbeit und Leben’ eingebettet ist in gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und durch diese mit *bedingt* wird. Dabei werden vom Grundsatz her verschiedene gesellschaftliche Entwicklungen als Voraussetzungen und mitbestimmend für den festgestellten strukturellen Wandel von ‘Arbeit und Leben’ benannt – z.B. (globale) ökonomische Entwicklungen, der Wandel der Geschlechterverhältnisse, Veränderungen der Lebensformen oder auch der Wertewandel. In den Forschungen zur Entgrenzung werden für die vergangenen Jahrzehnte eine Reihe struktureller Verschiebungen im Feld von ‘Arbeit und Leben’ identifiziert, die sich in diesem gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozess vollziehen. Die Bestimmung von verschiedenen Dimensionen bzw. Faktoren wie Arbeitszeit, -inhalt, -ort usw. ermöglicht es dabei, verschiedene Aspekte von Strukturverschiebungen zu unterscheiden. Sie schaffen eine Grundlage, um erstens ein differenzierteres Bild der sich vollziehenden Veränderungen zu zeichnen. Zweitens bieten sie die Möglichkeit, die einzelnen Aspekte der Veränderungen nicht bloß isoliert zu betrachten. Zudem sind die Ansätze offen für die Wahrnehmung unterschiedlicher Grade und Ausmaße struktureller Wandlungen von ‘Arbeit und Leben’, und die Autoren selbst betonen eine Heterogenität der Entwicklung.

Letztlich werden in der Debatte um Entgrenzung aber vor allem ökonomische und betriebliche Entwicklungen als Ursachen für den strukturellen Wandel identifiziert. Auch bei den betrachteten Ansätzen stehen eindeutig ökonomische und betriebliche Faktoren als Ursachen des Wandels im Mittelpunkt. Stellt Voß von Beginn an ökonomische Veränderungen in den Vordergrund, so heben die ISF-Forscher anfänglich die Bedeutung ‘lebensweltlicher’ Veränderungen deutlich stärker hervor. Von den unterschiedlichen Gründen, die für Strukturveränderungen benannt werden, werden dann aber auch bei den ISF-Forschern nur betriebliche Ursachen eingehender in den Blick genommen. Mit Dezentralisierung und Vermarktlichung werden betriebliche Reorganisations- und Rationalisierungsstrategien benannt und in ihren Wirkungsweisen entschlüsselt. Diese werden vom Grundsatz her auch in einen weiteren Kontext eingeordnet, wenn die Forscher sie auf den Rahmen gesellschaftlicher Umbruchprozesse rückbeziehen und so das Bedingungsverhältnis von unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen ansprechen. Derartige Zusammenhänge werden aber nicht näher verfolgt.

Die Fokussierung auf ökonomische Veränderungen hängt nicht zuletzt auch damit zusammen, dass die Ansätze in ihrer Ausrichtung letztlich erwerbsarbeitszentriert sind. Der Bereich familiärer Arbeit und sich dort vollziehende Veränderungen (Transformationen von Familienformen und privaten Arbeitsteilungsmodellen) erhalten in den rekonstruierten Ansätzen kaum Einzug in die Analyse. So gelangen außerbetriebliche bzw. -ökonomische Entwicklungen und die Frage nach ihren Wechselwirkungen mit Entwicklungen im Feld der Erwerbsarbeit von vornherein kaum in den Blick (vgl. Jürgens 2006, 64).[13]

Eine weitere Schwäche liegt darin, dass die Ansätze die Tendenz aufweisen, mit der Fokussierung auf ökonomische Veränderungen sich zugleich auch tendenziell auf ökonomische, sachzwangähnliche Erklärungsmuster für Veränderungen zu stützen. Betrachtet man bspw. die Arbeit der ISF-Forscher, so benennen diese eine Reihe möglicher Ursachen wie sich verändernde gesellschaftliche ökonomische Bedürfnisse, neue technische Möglichkeiten, Wandel in der Konstitution

13 Für die Forschungen von Voß ist hier eine Perspektivverschiebung zu konstatieren. Spielt der Zusammenhang unterschiedlicher Arbeits- und Lebensbereiche in den Beiträgen zur ‘Alltäglichen Lebensführung’ eine relevante Rolle, treten außerbetriebliche Arbeitsbereiche in den Überlegungen zum Thema Entgrenzung in den Hintergrund.

globaler Märkte etc., die dann scheinbar unvermittelt und als logische ökonomische Folge zu einer Reaktion und Veränderung in der konkreten Betriebspolitik führen. Unausgeleuchtet bleibt in einer solchen Darstellung, dass zwischen den sich ändernden Rahmenbedingungen und der betrieblichen Maßnahme ein komplexer Transformationsprozess liegt, in dem sich erst entscheidet, welche Rahmenbedingungen, Bedürfnisse etc. sich überhaupt und in welchem Maße durchsetzen können. Hier sind es nicht zuletzt Fragen von Interessen sowie Macht- und Kräfteverhältnissen, die in diesem Zusammenhang wirksam sind. Ohne eine Analyse des Wandlungsprozesses als Prozess, in dem Machtverhältnisse, Interessen usw. im Kleinen wie im Großen wirken, bleiben Erklärungen früh stecken, warum sich eine bestimmte Variante durchsetzt oder auch eine andere. Zwar wird sowohl in den Analysen des ISF wie auch von Voß ein Machtverlust von Gewerkschaften konstatiert und somit die Ebene von Kräfteverhältnissen angesprochen. Dieser Machtverlust wird aber in erster Linie als *Folge* des Wandlungsprozesses angesprochen. Kaum thematisiert wird aber, wie die Kräfteverhältnisse *in* den Wandlungen wirksam werden und diese beeinflussen. Dies hat etwa zur Konsequenz, dass seitens der Forscher zwar unterschiedliche Ausprägungen betrieblicher Reorganisation und struktureller Veränderungen beobachtet werden können, *warum* und *wie* es zu diesen Unterschieden kommt, bleibt aber in relevanten Teilen im Dunkeln. Als wissenschaftliche Herausforderung steht daher weiter aus, das ko-konstitutive Bedingungsgefüge von 'Arbeit und Leben' auch als ein politisches zu analysieren, dessen Wandlungen auch durch unterschiedliche, zum Teil widersprüchliche und sich verändernde politische und soziale Machtkonstellationen und Kräfteverhältnisse auf verschiedenen Ebenen (z.B. tarifpolitische Verhandlungen, arbeitsmarkpolitische Weichenstellungen) strukturiert und reguliert werden.

Darüber hinaus weisen die Ansätze aber auch weitere, konzeptionelle Schwachstellen auf. Meine Rekonstruktionen machen deutlich, dass die Vertreter der Entgrenzungsthese dieser eine Vorstellung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' zugrunde legen, nach der dieses einst durch starre Grenzziehungen bestimmt gewesen ist. Ähnlich wie im Fall des in Teil A betrachteten Mainstreams der Arbeits- und Industriesoziologie wird dies allerdings nicht eingehend entwickelt, sondern die Trennung der Lebensbereiche als ein Kernmoment eines insgesamt durch Grenzziehung gekennzeichneten tayloristisch-fordistischen Gefüges gesetzt. Von diesem Gefüge wird wiederum angenommen, dass es lange Zeit die dominante Form der Organisation und Verfasstheit von Arbeit darstellte. Die Vertreter der Entgrenzungsthese machen damit letztlich die 'alte' dichotome Vorstellung von 'Arbeit und Leben' sowie die Fokussierung auf

tayloristische Produktionsarbeit und betriebliche, ökonomische Entwicklungen zur Grundlage ihrer Betrachtung. In dieser konzeptionellen Grundausrichtung sind aber die gleichen Probleme angelegt, wie sie ebenfalls für den Mainstream der Arbeits- und Industriesoziologie festgehalten wurden: Dies betrifft die in die Referenzfolie der fordistisch-tayloristischen Normalarbeit eingeschriebene Vorstellung einer Trennung von 'Arbeit und Leben'. Wie dargelegt, hat die feministische Forschung offengelegt, dass diese Trennung schon immer mit gleichzeitigen Interdependenzen verbunden war (vgl. Kapitel 5). Zudem hat sie deutlich gemacht, dass berufstätige Frauen, aufgrund der zumeist ihnen obliegenden häuslichen Verantwortung, seit jeher auf flexible Arbeitstrukturen angewiesen bzw. aufgrund oftmals prekärerer Beschäftigungsverhältnisse mit Flexibilitätszumutungen konfrontiert sind, die in der Diktion der Autoren als Entgrenzungsphänomene beschrieben werden können (vgl. u.a. Raehlmann u.a. 1992). Darüber hinaus ist für verschiedene Beschäftigungsbereiche eine 'Entgrenzung' von 'Arbeit und Leben' in der einen oder anderen Weise schon immer charakteristisch. Hierzu zählen etwa sogenannte kreative Berufe, Tätigkeiten im Journalismus und Werbebereich, viele personenbezogene Dienstleistungen wie Pflege-, Lehr- und Erziehungsberufe oder nicht zuletzt viele sogenannte hochqualifizierte Tätigkeiten. Ebenso gilt dies auch immer schon für weite Bereiche von Teilzeit- oder Saisonarbeit, die sich oftmals durch hohe Flexibilitätsanforderungen auszeichnen (vgl. u.a. Mayer-Ahuja/Wolf 2005a; Henninger/Papouschek 2005). Darüber hinaus ist aber auch fraglich, ob das sogenannte fordistisch-tayloristische Normalarbeitsverhältnis selbst im Bereich der sogenannten Normalarbeit real jemals derartig starr und rigide existiert hat, wie es im Rahmen von Ansätzen, die sich mit Entgrenzung beschäftigen, konzipiert wird. Jedenfalls ist etwa die Existenz von flexiblen Überstundenregelungen, Gleitzeit oder Wochenendarbeit schon lange Bestandteil realer 'Normalarbeit' – zumindest wenn man in die Frage nach 'Normalarbeit' nicht nur den industriellen Bereich, sondern auch den Handel, das Gesundheitswesen oder den öffentlichen Dienst einbezieht (vgl. Kurz-Scherf 1995, 79-92). Zusammengenommen bedeutet dies, dass die als Entgrenzung gefassten Phänomene schon vor der konstatierten Neustrukturierung weiter verbreitet waren, als dies von den Autoren angenommen wird. So entsteht gewissermaßen ein Referenzfolien-Effekt: Indem die Vertreter der Entgrenzungsthese methodisch davon ausgehen, dass die überwiegende Zahl der Arbeitsverhältnisse ehedem ihrer Referenzfolie einer durch Trennung und Grenzziehung geprägten tayloristischen 'Normalarbeit' entsprochen hat, entdecken sie jetzt eine hohe Zahl vermeintlich neuer entgrenzter Arbeits- und Lebensverhältnisse, ohne zu reflektieren, dass

diese Beobachtung in weiten Teilen das Produkt der getroffenen analytischen Vorannahmen ist.

Diese Wirkung wird zudem durch Unschärfen des Entgrenzungsbegriffs verstärkt. Solche begrifflichen Unschärfen zeigen sich besonders deutlich in den Ausführungen von Günter Voß. Bei ihm liegt Entgrenzung vor, wenn „alte Strukturen der Begrenzung ganz oder partiell" (Voß 1998, 474) erodieren. Unschärfe entsteht hier schon dadurch, dass die Veränderung 'partiell oder ganz' sein kann, und zudem unklar bleibt, ab wann sie eine partielle Aufweichung von Strukturen bedeutet. Begrifflich unklar bleibt insbesondere das Verhältnis zwischen Veränderung und Entgrenzung. Vor dem Hintergrund, dass Veränderung letztlich immer mit sich bringt, dass 'Altes' irgendwie aufweicht, wäre näher zu erläutern, was Entgrenzung anderes meint als Veränderung. Überdies fasst Voß den Begriff auch insofern sehr weit, als er, wie dargestellt, Entgrenzung auf allen „sozialen Ebenen der Verfassung von Arbeit" sucht: Zeit, Raum, Hilfsmittel/Technik, Arbeitsinhalt/Qualifikation, Sozialorganisation und Sinn/Motivation. Als Entgrenzungsphänomene erscheinen ihm dann beispielsweise die Durchmischung und individualisierte Koordination von Arbeits- und Privatzeiten genauso wie die Durchmischung des privaten und betrieblichen Besitzes von Arbeitsmitteln und ihrer Nutzung (z.B. KFZ, Fachliteratur usw.) oder die Durchmischung von Arbeits- und Lebensmotivationen. Selbst wenn man davon ausgeht, dass die Beobachtungen richtig sind, ist kritisch zu fragen, ob sich die Entwicklungen wirklich alle unter dem Begriff der Entgrenzung fassen lassen. Nicole Mayer-Ahuja und Harald Wolf erheben die Kritik, dass Entgrenzung eine „Art *catchall*-Begriff [ist, SJ], der Heterogenes oberflächlich homogenisiert und zusammenwirft" (Mayer-Ahuja/Wolf 2005b, 13). Auf diese Weise wird ein 'breites Phänomen' identifiziert, Unterschiede und unterschiedliche Qualitäten der einzelnen Entwicklungen bleiben dagegen unausgeleuchtet.

Hinzu kommt ferner, dass in Bezug auf die Perspektivausrichtung der Ansätze zur Entgrenzung der gegenteilige Effekt zu früheren Forschungsperspektiven ausgemacht werden kann: Wurde früher, wie in Teil A am Beispiel des Mainstreams der Arbeits- und Industriesoziologie herausgearbeitet, der Aspekt der Trennung überbetont, so findet in der These der Entgrenzung eine Überbetonung der Aspekte der Durchdringung und Vermischung statt. Die Perspektive der Ansätze ist einseitig auf die Erosion von Grenzlinien ausgerichtet. Damit wird aber tendenziell der Blick für die Frage verstellt, ob die Transformationsprozesse nicht auch mit neuen Begrenzungen einhergehen oder auch 'alte' Grenzziehungen bestehen bleiben. So liegen mittlerweile eine Reihe von Untersuchungen vor, die aufzeigen, dass sich auch in den vermeintlichen Trendsektoren der Entgrenzung,

wie dem IT-Bereich, diverse „Grenzen der Entgrenzung" identifizieren lassen (vgl. u.a. Mayer-Ahuja/Wolf 2005a); dass sich bestimmte, oftmals von Frauen besetzte, tendenziell prekäre Beschäftigungsfelder – wie Tätigkeiten in Call Centern oder Pflegearbeit – gerade auch durch neue und alte Grenzziehungen auszeichnen (vgl. u.a. Voswinkel 2000); dass sich Veränderungen von Unternehmensorganisationen im „Spannungsfeld zwischen Zentralisierung und Dezentralisierung" bewegen (vgl. Funder 2000); und dass gerade auch in Bereichen der sogenannten Normalarbeit, in der Industrie wie auch im Dienstleistungssektor, Grenzen weiter bestehen, neu gezogen werden bzw. auch 'Revitalisierungen des Taylorismus' beobachtbar sind (vgl. u.a. Bosch 2000; Jürgens 2003; Schumann 2003a).

Die formulierte Kritik bedeutet nicht, dass sich nicht auch Entwicklungen vollziehen, die sich als Verflüssigungen und Aufweichungen von Strukturen beschreiben lassen. Es wird aber deutlich, dass sich die aktuellen Neustrukturierungen des Verhältnis von 'Arbeit und Leben' wesentlich komplexer darstellen, als es die Entgrenzungsansätze erfassen. Insgesamt ist überaus fraglich, ob die in den rekonstruierten Ansätzen vertretene These einer strukturellen Heterogenität, die sich gleichwohl durch eine generelle Tendenz der Entgrenzung auszeichnet, aufrechterhalten lässt. Jedenfalls spricht vieles dafür, die Strukturveränderungen zwischen 'Arbeit und Leben' als „Neubestimmung von Grenzziehungen" (Funder 2000) zu begreifen, in der alte und neue Entgrenzungen wie auch Begrenzungen wirksam werden. Näher zu klären bleiben dann immer noch Fragen wie: In welchem Verhältnis stehen die unterschiedlichen und teilweise gegenläufigen Entwicklungen? Welche Interessen und Kräfte werden hier wirksam? Warum kommt es in einst 'entgrenzten Feldern' zu Entwicklungen wie der sogenannten Re-Taylorisierung? Warum gibt es offensichtlich Unternehmen, in denen sich „beide Strategiepfade" (Voß 1998, 475) finden?

7.2 Subjektivierung von Arbeit

Ähnlich wie in der Debatte um Entgrenzung gilt auch in Hinblick auf das Thema Subjekt bzw. Subjektivität und Arbeit, dass dieses in gewisser Weise kein ganz neues Thema und auch keinen neuen Sachverhalt darstellt. Jedenfalls weist schon Weber auf die „rationale Leistungsethik" der Arbeitenden als wichtige Voraussetzung für die Effektivität und Funktionsfähigkeit des Arbeitsprozesses hin (Weber 1988 [1908], 17ff.). Und es existieren eine Reihe von Studien, die darlegen, dass subjektive Bedürfnisse und „Subjektpotentiale" (Knapp 1987) selbst in höchst tayloristisch geprägten Arbeitsprozessen seit jeher vorhanden und für das reibungslose Funktionieren von enormer Wichtigkeit gewesen sind (vgl.

u.a. Böhle/Milkau 1988; Holling/Kempin 1989, 153ff.; Knapp 1987 und 1981; Wolf 1999, 78-82). Daher geht es auch bei der Subjektivierungsthese weniger um Subjektivität in der Arbeit als gänzlich neues Thema bzw. neues Phänomen, vielmehr wird auch hier auf eine neue Bedeutung und Qualität des 'subjektiven Faktors' abgestellt.[14] Von mancher Seite wird zudem argumentiert, dass das 'Subjekt' zwar schon länger ein Thema der sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung sei, jedoch mit der „Kategorie 'Subjektivierung' aktuell noch einmal eine ganz neue Sicht auf die Entwicklung gesellschaftlicher Arbeit geöffnet [wird, SJ]" (Moldaschl/Voß 2003b, 15).

Die ursprüngliche Einführung der Formulierung 'Subjektivierung von Arbeit' in das Feld der Arbeitsforschung ist wohl Martin Baethge zuzurechnen. In seinem Beitrag *Arbeit, Vergesellschaftung, Identität* (1990) formuliert er die These einer „zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit" im Sinne wachsender individueller Ansprüche, Bedürfnisse und Forderungen an Erwerbsarbeit. Ich gehe auf Baethges Argumentation in Abschnitt 7.2.1 noch genauer ein. An dieser Stelle ist zunächst festzuhalten, dass das Thema Subjektivierung von Arbeit seither eine enorme Verbreitung erfahren hat.

Die Subjektivierungsdebatte stellt aktuell eine der zentralen Diskussionen der sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung dar. Hiervon zeugen u.a. eine Reihe von Sammelbänden der letzten Jahre, die das Thema bearbeiten (vgl. u.a. Arbeitsgruppe SubArO 2005; Aulenbacher u.a. 2007; Holtgrewe/Voswinkel/Wagner 2000; Lohr/Nickel 2005a; Moldaschl/Voß 2003a; Schönberger/Springer 2003). 'Verbreitert' hat sich in diesem Zusammenhang auch die Auffassung davon, was unter Subjektivierung von Arbeit zu verstehen ist. In der Vielzahl an Publikationen zum Thema finden sich unterschiedliche Perspektiven, Analysen und Zielsetzungen. Zum Teil lassen sich diese 'zusammenbringen', teilweise werden sie aber auch kontrovers diskutiert. Frank Kleemann, Ingo Matuschek und Günter Voß haben vor einiger Zeit den Versuch unternommen, einen Überblick über den Stand der Diskussion und Forschung zur Subjektivierung von Arbeit zu geben und dabei gerade auch versucht, unterschiedliche Zugänge, Ausrichtungen und Verständnisse zu systematisieren (vgl. Kleemann/Matuschek/Voß 2003).[15]

14 In diesem Zusammenhang haben u.a. Kleemann, Matuschek und Voß den Vorschlag unterbreitet, verschiedene Formen von Subjektivierung von Arbeit zu unterscheiden und diese, jedenfalls der Tendenz nach, historisch zu verorten (vgl. u.a. Kleemann/Matuschek/Voß 2003, vgl. kritisch hierzu Aulenbacher 2005a, 229-238).

15 Auch Kratzer gibt im Rahmen seiner im vorangegangenen Abschnitt betrachten empirischen Untersuchung einen Überblick über einige Subjektivierungsbegriffe (vgl. Kratzer 2003, 48-56).

Ganz allgemein lässt sich, wie bereits angedeutet, aber wohl sagen, dass mit der Formulierung Subjektivierung von Arbeit zum Ausdruck gebracht werden soll, dass subjektive Potentiale und Eigenschaften der Beschäftigten im Zuge des Wandels von Arbeit einen veränderten, erhöhten Stellenwert erhalten.

Im Folgenden werde ich die Diskussion zur Subjektivierung von Arbeit anhand dreier Beiträge nachzeichnen. Hierzu zählen, erstens, die ursprünglichen, von Martin Baethge angestellten Überlegungen zur Subjektivierung (vgl. Baethge 1990, 1994 und 1999), zweitens Ausführungen zur Subjektivierung von Arbeit als neuem Rationalisierungsmodus, wie sie Volker Döhl, Nick Kratzer, Manfred Moldaschl und Dieter Sauer angestellt haben (vgl. u.a. Kratzer 2003; Moldaschl/Sauer 2000; Sauer/Döhl 1994b),[16] sowie, drittens, die Arbeitskraftunternehmer-These von Hans Pongratz und Günter Voß (vgl. u.a. Pongratz/Voß 2003; Voß/Pongratz 1998). Die Auswahl begründet sich zum einen daraus, dass die ausgewählten Forscher zu den prominenten, viel rezipierten Autoren in der Debatte zählen. Zum anderen und vor allem spielt in ihren Ausführungen aber auch die Frage von 'Arbeit und Leben' ein Rolle.

7.2.1 Subjektivierung von Arbeit – Überlegungen, Thesen, Befunde

Wie erwähnt, identifiziert Martin Baethge Anfang der 1990 Jahre ein Erstarken individueller Ansprüche an die und in der Erwerbsarbeit:

> „Man will innerlich an der Arbeit beteiligt sein, sich als Person in sie einbringen können und über sie eine Bestätigung eigener Kompetenzen erfahren. Man will sich in der Arbeit nicht wie ein Jedermann, sondern als Subjekt mit besonderen Fähigkeiten, Neigungen und Begabungen verhalten können und Tätigkeiten in der Dimension persönlicher Entfaltung und Selbstverwirklichung interpretieren können." (Baethge 1990, 2)

Das Neue sieht Baethge nicht darin, dass solche Ansprüche an die Erwerbsarbeit formuliert werden, sondern vielmehr darin, dass derartige Ansprüche und Bedürfnisse unter den Beschäftigten breit gestreut sind, selbstverständlich artikuliert und beharrlich verfolgt werden. In der Gesamtbetrachtung verschiedener

16 Ich habe im vorherigen Abschnitt ausgeführt, dass die drei ISF-Forscher Döhl, Kratzer und Sauer von der Grundtendenz her eine betriebsorientierte Sichtweise verfolgen. Dies setzt sich in ihren Überlegungen zur Subjektivierung fort. Durch eine ebensolche Orientierung sind auch eine Reihe der Ausführungen von Manfred Moldaschl geprägt. Ich werde die Beiträge nachfolgend daher zusammen betrachten, zumal auch eine Reihe gemeinsamer Publikationen dieser Wissenschaftler existieren. Überdies war Moldaschl eine zeitlang am ISF München tätig.

empirischer Untersuchungen des SOFI in Göttingen gelangt er zu der Ansicht, dass solche Ansprüche an die Erwerbsarbeit nicht (mehr) nur von hochqualifizierten Beschäftigten und Facharbeitern gestellt werden, sondern bei Beschäftigten unterschiedlicher Bereiche, Berufe und Qualifikationsstufen und auch bei sogenannten Un- und Niedrigqualifizierten weit verbreitet sind. Baethge bezeichnet diese Entwicklung als zunehmende „normative Subjektivierung der Arbeit" (Baethge 1990, 1). Mit der Formulierung 'normative Subjektivierung' will er dabei zum Ausdruck bringen, dass der Ursprung dieser Subjektivierung nach seiner Einschätzung in der Entwicklung des Bewusstseins und der Bedürfnisse der Beschäftigten liegt. Die konkreten Bedürfnisse unterscheiden sich je nach individuellen Neigungen, Fähigkeiten und hängen auch von den jeweiligen Sozial- und Arbeitskontexten ab. Baethge formuliert in diesem Zusammenhang, dass Subjektivierung mit einer Individualisierung und Heterogenisierung der Ansprüche einhergeht (vgl. Baethge 1990, 2f. und 1994, 715ff.).

Die Ursachen für die normative Subjektivierung verortet Baethge in einem Zusammenwirken von gesellschaftlichen Entwicklungen, individueller Bewusstseins- und Bedürfnisentwicklung und Identitätsbildung (vgl. Baethge 1990, 3ff.; auch 1994, 717ff.). Seine Überlegungen weisen dabei eine deutliche Nähe zur modernisierungstheoretischen Diskussion um soziokulturellen Wandel, Wertewandel und eine zunehmende Individualisierung auf. Baethge identifiziert insbesondere die allgemeine Anhebung des Bildungs- und Qualifikationsniveaus wie auch die Verlängerung der Ausbildungszeit als Triebfedern für die erhöhten Ansprüche. Ein höheres Bildungsniveau geht mit einer stärkeren Ausbildung individualistischer Identitätsmuster einher und die verlängerten Ausbildungszeiten führten dazu, dass die Menschen erst später durch die Anforderungen der Arbeitswelt und demgegenüber länger durch lebensweltliche Einflüsse geprägt werden. Zudem beobachtet er ebenfalls einen Rückgang rigider, tayloristischer Arbeitsteilung im Betrieb und eine Ausweitung komplexer Tätigkeitszuschnitte, gerade im Feld der sich ausweitenden Dienstleistungstätigkeiten. Diese Prozesse eröffnen und steigern die Möglichkeit, individuelle Bedürfnisse auch in der Erwerbsarbeit zu verwirklichen; in manchen Erwerbsbereichen werden solche Bedürfnisse sogar bestätigt und befördert. Ferner vermutet Baethge eine Erhöhung und Ausweitung der normativen Subjektivierung der Arbeit aufgrund der steigenden Frauenerwerbstätigkeit. Hier hebt er zwei Aspekte hervor. Erstens ist die „moralische Sozialisation" von Frauen „weniger lange von den Normen des Erwerbssystems beherrscht als die der Männer" (Baethge 1990, 5). Sie erscheinen unbelasteter und formulieren stärker subjektbezogene Ansprüche an die Erwerbstätigkeit. Zweitens zieht eine erhöhte Erwerbstätigkeit von Frauen seiner Einschätzung nach früher

oder später eine stärkere gleichberechtigte Arbeitsteilung im Privatbereich nach sich, was wiederum normative Ausstrahlung auf die Arbeitsorganisation im Betrieb und die dortigen Kommunikationsstrukturen entfaltet. Alles in Allem verortet Baethge die Ursachen für die wachsenden Sinn- und Selbstentfaltungsansprüche an Erwerbsarbeit damit nicht (nur) in der Erwerbssphäre, sondern in erster Linie in sozialen und soziokulturellen Entwicklungen *außerhalb* des Bereiches der Erwerbsarbeit (vgl. Baethge 1990, 5 und 1994, 717).

Baethge nimmt weiter an, dass diese normative Subjektivierung vor allem auch das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' tangiert. Auch er konstatiert diesbezüglich ein Verschwimmen der Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen, hebt allerdings vor allem auf ein Verwischen *normativer* Grenzen und Strukturen ab. Er interpretiert die normative Subjektivierung der Arbeit als einen Ausdruck dafür, dass normative Strukturen nicht mehr klar bestimmten Lebensbereichen zugeordnet werden können und im Zuge dessen gerade auch das Verhältnis von Selbst- und Fremdbestimmung in Bewegung gerät. Beschäftigte suchen Sinn, Selbstbetätigung und Entfaltung zunehmend nicht mehr 'nur' jenseits der Arbeit – etwa in der Familie oder Freizeit –, sondern auch in der Arbeit (vgl. Baethge 1990, 7f.).

Vor diesem Hintergrund erscheint es Baethge in Hinblick auf die Wissenschaft notwendig, zentrale bis dato vorherrschende, theoretische Annahmen zu überdenken. Er bezieht sich dabei insbesondere auf Jürgen Habermas' Überlegungen zu System und Lebenswelt bzw. Arbeit und Kommunikation. Die darin enthaltene „Heteronomie/Autonomie-Dichotomie" (Baethge 1990, 7), wonach Selbstentfaltung und -betätigung nicht in der Erwerbsarbeit, sondern im Wesentlichen außerhalb dieser verortet werden, hält er spätestens angesichts der von ihm beobachteten Entwicklungen für überholt. Ebenso müsse auch die Habermas'sche These von der Kolonialisierung der Lebenswelt korrigiert oder zumindest neu ausgelotet werden. Denn Baethges Einschätzung nach drückt sich im subjektbezogenen Arbeitsverständnis auch aus, dass sich die „Gewichte im Wechselverhältnis zwischen Betrieb und Gesellschaft zugunsten der Gesellschaft [verschieben, SJ]" (Baethge 1990, 4):

> „Die kolonialisierte Lebenswelt scheint sich zu rächen und führt über die Ansprüche der Individuen ihre nicht befriedigten expressiven Bedürfnisse ins Zentrum des Systems zweckrationalen Handelns, in das Erwerbsarbeitssystem, ein und zwingt dieses zur Revision seiner Steuerungsprinzipien und zur Modifikation seiner Organisation." (Baethge 1990, 8)

In späteren Texten zu Entwicklungen der Arbeitswelt zeichnet Baethge allerdings ein deutlich ambivalenteres und skeptischeres Bild. Neben einem Gewinn an

Selbständigkeit und Gestaltungsspielräumen in der Arbeit betont er vor allem, dass die Transformationen der Arbeitswelt vermehrt auch unkalkulierbare Widersprüche, erhöhte und intensivere Arbeitsanforderungen sowie Gefahren der sozialen Desintegration für die Beschäftigten mit sich bringen (vgl. Baethge 1999, 37-43).

Diese bei Baethge in späteren Texten anklingenden ambivalenten Effekte der Subjektivierung von Arbeit bilden ein zentrales Moment auch jener Beiträge, die sich in jüngerer Zeit mit dem Thema Subjektivierung auseinandergesetzt haben. Dies gilt etwa für die Arbeiten von Döhl, Kratzer, Sauer und Moldaschl.

Die von ihnen angestellten Überlegungen zur Subjektivierung stehen in Zusammenhang mit den in Abschnitt 7.1.1 dargestellten Befunden zum Thema Entgrenzung und sind ebenfalls durch eine betriebsorientierte Sichtweise geprägt. Diesbezüglich ist in Abschnitt 7.1.1 bereits angesprochen worden, dass die als „arbeitskraftorientierte Rationalisierung" bezeichneten neuen betrieblichen Rationalisierungsstrategien aus Sicht der Forscher einen veränderten Umgang der Betriebe mit den Beschäftigten implizieren: Mit der Etablierung von auf Flexibilisierung und Entgrenzung ausgerichteten Mechanismen versuchen die Unternehmensführungen, einen 'erweiterten Zugriff' auf die subjektiven Potentiale der Beschäftigten zu erlangen (vgl. Abschnitt 7.1.1).

Nick Kratzer vertritt die Ansicht, dass sich zwei Momente unterscheiden lassen, auf die sich die Beobachtung eines 'erweiterten Zugriffs' bzw. einer Subjektivierung von Arbeit beziehen kann. Zum einen wird Subjektivierung darauf bezogen, dass bisher ungenutzte subjektive Potentiale und Kompetenzen eine wachsende Bedeutung im Arbeitsprozess erhalten und Betriebe darauf abzielen, diese verborgenen Potentiale zu erschließen. In dieser Linie verortet er Strategien, die auf das Fördern und den Bedeutungszuwachs von sogenannten *soft skills*, sozialen und kommunikativen Fähigkeiten oder Problemlösungskompetenzen für den Arbeitsprozess, abstellen. Für Kratzer liegt das Gemeinsame dieser 'neuen' arbeitsinhaltlichen Anforderungen darin, dass hier eine „Entwicklung hin zu 'subjektivierten Leistungsinhalten' zum Ausdruck [kommt, SJ]." Er spricht in Bezug auf dieses Moment daher von einer „Subjektivierung von Leistungsinhalten" (Kratzer 2003, 53). Davon unterscheidet Kratzer Subjektivierung als „*Modus der Leistungsregulation*" (Kratzer 2003, 53, Herv. i.O.). Hier verortet er Entwicklungen, die im Kern in die Richtung gehen, das sogenannte Transformationsproblem (also die Transformation von Arbeitkraft in Arbeitsleistung) immer weniger über rigide Kontrollsysteme zu lösen, sondern dieses vornehmlich den Beschäftigten selbst zu übertragen.

Kratzer vertritt die Ansicht, dass beide Momente in einem engen Verhältnis zueinander stehen.[17]

Volker Döhl, Manfred Moldaschl und Dieter Sauer stellen in mehreren Ausführungen vor allem das zweite von Kratzer identifizierte Moment in den Mittelpunkt: Subjektivierung als Steuerungs- bzw. Regulationsmodus. In verschiedenen Publikationen machen sie Ausführungen dazu, dass der Abbau alter, rigider betrieblicher Kontrollsysteme keinen Verzicht auf Steuerung und Kontrolle seitens der Betriebe bzw. des Managements bedeutet, sondern diese durch indirektere Steuerungs- und Kontrollmechanismen abgelöst werden. Die Forscher führen aus, dass Unternehmensführungen im Vergleich zu früher weniger festlegen, was die Beschäftigten bzw. die einzelnen Einheiten zu tun haben, über eine verstärkte, übergeordnete Steuerung der Rahmenbedingungen werden aber weiterhin die Ziele bestimmt. Die Forscher stellen in diesem Zusammenhang vor allem darauf ab, dass im Zuge des Prozesses der Vermarktlichung die Beschäftigten bzw. Betriebseinheiten nun unmittelbar mit dem Markt, 'Sachzwängen' und Konkurrenzbedingungen konfrontiert oder über betriebsinterne Kontextsteuerung quasi marktliche Bedingungen geschaffen und die Beschäftigten hierüber in den Kapitalverwertungsprozess integriert werden (vgl. hierzu Abschnitt 7.1.1).[18] Indirekter ist dies nach ihrer Ansicht, weil die Unternehmensführung weiterhin bestimmt, *was* die Ziele sind; *wie* diese erreicht werden, obliegt dagegen in erhöhtem Maße den Beschäftigten und Einheiten selbst (vgl. Moldaschl/Sauer 2000; Sauer/Döhl 1994b).

17 Wie genau sich das Verhältnis darstellt und ob beide Momente häufig oder eventuell sogar immer zusammenfallen, ist seines Erachtens jedoch eine noch ungeklärte Frage (vgl. Kratzer 2003, 52f.).

18 Meine kurzen Ausführungen in Abschnitt 7.1.1 deuten bereits darauf hin, dass die Forscher ein ganzes Spektrum an betrieblichen Vermarktlichungsmechanismen ausmachen. Unterschieden werden dabei insbesondere „reale" und „simulierte" Vermarktlichung. Von ersterem sprechen die Forscher, wenn Organisationseinheiten, etwa infolge von Outsourcing, tatsächlich der 'externen Macht des Marktes' gegenüberstehen und sich bewähren müssen. Zu letzterem werden Mechanismen betriebsinterner Kontextsteuerung gezählt, mittels derer quasi marktliche Handlungsbedingungen im Unternehmen geschaffen werden. Solche Mechanismen können ganz unterschiedlicher Art sein – von der Festlegung einer bestimmten Unternehmensrendite und daraus resultierenden Vorgaben für die einzelnen Einheiten über die Festsetzung konkreter Stückzahlen, prozessorientierter Qualitätssicherung, betriebsinterner Ausschreibungen bis hin zu projektbezogenen Zeitvorgaben für größere Subeinheiten usw. (vgl. u.a. Moldaschl 1998; Moldaschl/Sauer 2000; Sauer/Döhl 1994b; konkrete empirische Beispiele liefert u.a. die Studie von Kratzer 2003).

Aus Sicht der Forscher lässt sich dieser veränderte Steuerungsmodus als Subjektivierung beschreiben, weil er im Vergleich zu früheren auf eine verstärkte Erschließung subjektiver Steuerungspotentiale ausgerichtet ist. Die Subjektivierung ist dabei allerdings eingebettet in den beschriebenen Gesamtkontext betrieblicher Reorganisation und Rationalisierung (vgl. Abschnitt 7.1.1). Bei der neuen Selbstorganisation handelt es sich damit nicht um eine Externalisierung der Arbeitssteuerung auf die Beschäftigten innerhalb eines weiterhin fremdbestimmten, ökonomischen Rahmens. Subjektivierung von Arbeit meint in der Perspektive der Forscher daher, dass die Beschäftigten „vom Objekt zum Subjekt der Rationalisierung" werden: Sie müssen ihren Arbeitsprozess, ihre Arbeitsleistung und ihren Arbeitseinsatz innerhalb eines abgesteckten ökonomischen Rahmens selbst regulieren. Die Forscher sehen hierin ein neues Verhältnis von Autonomie und Kontrolle angelegt. Sie sprechen von einer „kontrollierten Autonomie" oder auch einer „Kontrolle durch Autonomie" (vgl. Moldaschl/Sauer 2000; Sauer/Döhl 1994b).

Diese Entwicklung bleibt nach Einschätzung der Forscher nicht ohne Konsequenzen für die Beschäftigten. Für Moldaschl und Sauer liegt ein entscheidender Punkt darin, dass es zur Ausweitung eines „mehr oder weniger neuen Herrschaftsmodus" kommt, den sie als „Herrschaft durch Autonomie" bezeichnen (Moldaschl/Sauer 2000, 213; auch Moldaschl 2001). Ihr Argument lautet, dass Herrschaft im Zuge der betrieblichen Veränderungsprozesse nicht verschwindet, sondern lediglich der „Modus ihrer Durchsetzung verändert sich. Sie bleibt als *Herrschaft durch Autonomie* in abstrakter und objektivierter Form erhalten" (Moldaschl/Sauer 2000, 213, Herv. i.O.): An die Stelle klar identifizierbarer personaler Herrschaft tritt in wachsendem Maß die Herrschaft des Sachzwangs, des Marktes und der Konkurrenz. Diese machen Herrschaft abstrakter und objektivierter, weil sie damit „genereller und kontextueller" wird und an ein „anonymisiertes System der Kapitalverwertung" übergeht, welches zudem oftmals schwer zu durchschauen ist (vgl. Moldaschl/Sauer 2000, 213-222).[19] Das Neue in der Durchsetzung von Herrschaft liegt ihres Erachtens darin, dass damit Bedingungen geschaffen werden, die dazu beitragen, dass „klassische Interessendivergenzen zwischen Kapital und Arbeit" durchlöchert werden und die Beschäftigten mehr als bisher

19 Moldaschl und Sauer führen in diesem Zusammenhang aus, dass sich unterschiedliche Grade dieser Abstraktifizierung von Herrschaft finden lassen. Diese sei etwa im Falle 'realer' Vermarktlichung höher als im Falle 'simulierter' Vermarktlichung (vgl. hierzu die vorherige Fußnote). Denn im letzteren Fall bliebe doch immer noch sichtbar, dass es sich um Vorgaben des Managements handelt (vgl. Moldaschl/Sauer 2000, 214f.).

dieselben Interessen verfolgen wie die Unternehmensseite. Um das Überleben bzw. den Erfolg der eigenen Einheit sicherzustellen, liegt es nun in der Hand und im Interesse der Beschäftigten selbst, (betriebs)wirtschaftliches Verhalten und eine erfolgreiche Bearbeitung von Risiken und Unbestimmtheiten sicherzustellen. Innerhalb eines fremdgesetzten Rahmens beherrschen sie sich quasi 'freiwillig' selbst (vgl. Moldaschl/Sauer 2000, 215ff.; vgl. auch Sauer/Döhl 1994b, 271ff.).

Aus Sicht der Forscher enthalten diese Entwicklungen für die Beschäftigten nicht ausschließlich negative, sondern durchaus ambivalente Implikationen. Ihnen eröffnen sich beispielsweise 'neue Freiheiten' im Hinblick auf die Organisation ihrer Arbeit. Diese bezahlen sie aber u.a. mit Auslastungs- und Einkommensrisiken und gerade auch mit der „Bereitschaft, die eigene Lebensführung unbeschränkt in den Dienst zu nehmen" (Moldaschl/Sauer 2000, 219; auch Kratzer/Sauer 2003a, 117). Solche Effekte – und gerade auch die damit zusammenhängenden 'neuen' Widersprüche – näher auszuleuchten, stellt für die Wissenschaftler eine zentrale Herausforderung für die Forschung dar. Ihrer Ansicht nach löst sich im Zuge der betrieblichen Veränderungen die „Dialektik von Herrschaft und Autonomie, Kapital und Arbeit" nicht auf, vielmehr entstehen „neue Verhältnisse von Innen und Außen, von Markt und Hierarchie, von Abhängigkeit und Selbständigkeit sowie neue Nutzungsformen und Entwicklungsbedingungen von Subjektivität", die noch näher entschlüsselt und auf „geeignete Begriffe" gebracht werden müssen (vgl. Moldaschl/Sauer 2000, 219-222).

Einige empirische Hinweise auf die Frage nach den Folgen für die Beschäftigten liefert die bereits in Abschnitt 7.1.1 erwähnte Studie von Nick Kratzer. Der Autor kommt darin zu dem Ergebnis, dass in allen von ihm untersuchten Betrieben Entwicklungen zu beobachten sind, die auf eine verstärkte Eigenregie der Beschäftigten anstoßen wollen – wobei dies in Art und Ausmaß unterschiedlich ist. Dies gilt insbesondere im Bereich der Arbeitszeit. Im Rahmen der verschiedenen Formen der Flexibilisierung von Arbeitszeiten entstehen für die Beschäftigten zwar neue Gestaltungsspielräume. Diese stoßen aber schnell an ihre Grenzen. Den Grund hierfür sieht Katzer darin, dass sich die Rahmensteuerung der Gestaltung durch die Beschäftigten entzieht. Insbesondere gewachsene Vorgaben und ein knapp bemessener Personaleinsatz führen dazu, dass sich die einzelne Arbeitskraft „fast generell mit 'überlastenden' Anforderungen konfrontiert [sieht, SJ], zu deren Bewältigung sie im Prinzip nur auf die eigenen Ressourcen zurückgreifen kann" (Kratzer 2003, 200).

Dies bringt laut Kratzer insbesondere Konsequenzen für die Frage des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' mit sich. So gut wie einhellig äußern die Beschäftigten aller Betriebe, dass 'das Leben' und die Bedürfnisse, die an die Zeit jenseits

der Erwerbsarbeit gestellt werden, in „Mitleidenschaft" geraten. Wann und wie lange gearbeitet wird, hängt in erster Linie von den Arbeitsanforderungen ab. Die hohen Anforderungen führen bei den Beschäftigten in der Tendenz zu einer quantitativen Ausweitung der Arbeits- gegenüber der Lebenszeit. Damit geht einher, dass „*Spielräume für eine bessere Vereinbarkeit von 'Arbeit und Leben' [...] vor allem der lebensweltlichen Flexibilität geschuldet [sind, SJ] und nicht der arbeitsweltlichen Flexibilisierung*" (Kratzer 2003, 209, Herv. i.O.). Kratzers Studie stützt so gesehen die bei Moldaschl und Sauer angesprochene These von der Gefahr der Indienstnahme des 'gesamten Lebens'. Uneindeutiger stellt sich die Lage dagegen in qualitativer Hinsicht dar. Hier ermöglichen erweiterte Gestaltungsspielräume es (vor allem den qualifizierten) Beschäftigten stärker als bisher, subjektive Bedürfnisse und Ansprüche in der Arbeit „auszuleben". Allerdings liegt der Preis dafür darin, dass die Zeit für Freunde, Familie, Hobbies, die Partizipation am gesellschaftlichen Leben abnimmt. Kratzers Bewertung fällt daher ambivalent aus: „*Dem Verlust lebensweltlicher Qualität steht offenbar ein Zugewinn an arbeitsweltlicher Qualität gegenüber*" (Kratzer 2003, 210, Herv. i.O.). Dies spiegelt sich für Kratzer nicht zuletzt auch in den Perspektiven der Beschäftigten auf die veränderten Arbeitsbedingungen wider. Kratzer resümiert, dass diese trotz Kritik und Unzufriedenheit mit den veränderten Bedingungen nicht zur sogenannten Normalarbeit zurück wollen. Kratzer interpretiert ihre Äußerungen vielmehr als Forderung nach einer Veränderung der betrieblichen Rahmenbedingungen, in der Richtung, dass eine 'echte' Selbstorganisation möglich wird (vgl. Kratzer 2003, 203f.). Kratzers Untersuchung liefert zudem Hinweise darauf, dass die Frage, ob Beschäftigte eher 'Gewinner' oder 'Verlierer' der Veränderungen sind, stark von den 'lebensweltlichen Ressourcen' abhängig ist, die den Beschäftigten zur Verfügung stehen. Finanzielle Situation, Familie, private Netzwerke und das allgemeine Lebensumfeld bilden in hohem Maße relevante Faktoren für die Frage, wie flexibel sie 'ihr Leben' arrangieren können. In diesem Zusammenhang stellt Kratzer nicht zuletzt auch geschlechtsspezifische Unterschiede fest. So findet er Anzeichen für eine Verschärfung der Doppelbelastungen von Beruf und Familie für Frauen. Im Unterschied zu den befragten Männern thematisierten Frauen, dass sie neben dem Beruf und dem Haushalt kaum Zeit für Anderes haben.

Den wohl meist beachteten Beitrag zur Subjektivierungsdebatte stellt die Arbeitskraftunternehmer-These von Hans Pongratz und Günter Voß dar (vgl. Aulenbacher 2005b, 43; Faust 2002, 56; Jürgens 2006, 60ff.).

Erstmals formulieren Pongratz und Voß ihre These Ende der 1990er Jahre (vgl. Voß/Pongratz 1998). Die Arbeitskraftunternehmer-These beruht ursprünglich

nicht auf einer empirischen Studie. Pongratz und Voß präsentieren sie anfangs vielmehr als „pointierte theoretische Ausarbeitung unserer Überlegungen zur möglichen Herausbildung einer neuen Grundform der gesellschaftlichen Verfassung von Arbeitsvermögen aus einer arbeitskraftsoziologischen Perspektive" (Voß/Pongratz 1998, 133). Erst zu Beginn der 2000er Jahre widmen sich die Forscher der Aufgabe einer „empirischen Fundierung" ihrer These (Pongratz/Voß 2003, 10).

Wie in Abschnitt 7.1.1 bereits angedeutet, knüpfen Pongratz und Voß an ihre Ausführungen zur Entgrenzung an, greifen aber auch Befunde anderer Forscher zur Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit auf.[20] Sie gehen davon aus, dass veränderte betriebliche Strategien Konsequenzen für die betroffenen Beschäftigten haben, und fokussieren ihre Überlegungen auf diese subjektive Seite. Ihre These lautet, dass es bei einer Verstetigung und Ausweitung der Verlagerung des Transformationsproblems zu einer „*Veränderung der generellen Verfassung von Arbeitsvermögen*" (Pongratz/Voß 2003, 23, Herv. i.O.) kommen kann. Sie sprechen in diesem Zusammenhang von der Herausbildung eines neuen Arbeitskrafttypus.[21]

Aus Sicht der Forscher dominierte bisher ein Arbeitskrafttypus, den sie als „verberuflichten Arbeitnehmer" bezeichnen und der mit der fordistisch-tayloristischen Organisation und Verfassung der Unternehmen korrespondierte. Als seine charakteristischen Merkmale werden u.a. standardisierte Qualifika-

20 Auch für Pongratz und Voß kommt es insbesondere vor dem Hintergrund eines verschärften nationalen und internationalen Wettbewerbs zu tiefgreifenden betrieblichen Reorganisationsprozessen, die einen Kostenabbau und eine verbesserte Reaktionsfähigkeit der Betriebe zum Ziel haben. Wie die ISF-Forscher halten sie es dabei für ein zentrales Moment, dass Betriebe mit dem Abbau direkter Kontrolle und der Ausweitung indirekter Steuerungsmechanismen eine verstärkte Selbstorganisation der Beschäftigten erzielen möchten. Pongratz und Voß thematisieren ebenfalls, dass in diesem Kontext das so genannte Transformationsproblem in wesentlichen Teilen auf die Beschäftigten übertragen wird und es anstelle des Managements die Beschäftigten selbst sind, die Funktionen der grundlegenden Arbeitssteuerung und -kontrolle übernehmen. Auch Pongratz und Voß bringen diese betriebliche Strategie auf eine Formel. Sie bezeichnen die Entwicklung als „fremdorganisierte Selbstorganisation" und drücken damit Ähnliches aus wie die Formulierung der 'Kontrolle durch Autonomie' (vgl. Pongratz/Voß 1997; 2000, 227ff. und 2003, 21f.; Voß/Pongratz 1998, 133ff. und 140f.).

21 Arbeitskrafttypen beschreiben nach Pongratz und Voß „Muster von Merkmalen und Fähigkeiten, die Erwerbspersonen unter wechselnden historischen Bedingungen abverlangt werden" (Pongratz/Voß 2004, 15).

tionen und Berufe, Formen direkter bzw. struktureller Kontrolle der Arbeit, ein eher reaktives Agieren der Beschäftigten, genormte (geschlechtsspezifische) Arrangements von Beruf, Familie und Freizeit sowie ein hoher staatlich-korporatistisch geregelter Schutz benannt (vgl. Pongratz/Voß 2003, 23f. und 26ff.; Voß/Pongratz 1998, 150). Der 'verberuflichte Arbeitnehmer' erhält infolge der festgestellten Transformationen der Arbeit(sorganisation) aktuell „Konkurrenz" durch einen neuen, „aktiven Typus von Arbeitskraft, der sich nicht nur auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch innerhalb des Betriebes kontinuierlich zur Leistung anbietet und sich im Arbeitsprozeß gezielt selbst organisiert" (Pongratz/Voß 2003, 24). Diesen neuen Typus bezeichnen die Autoren als *„(verbetrieblichten) Arbeitskraftunternehmer"*.

Merkmale des Typus Arbeitskraftunternehmer sind für Pongratz und Voß eine „neue Stufe" der „Selbst-Kontrolle", „Selbst-Ökonomisierung" und „Selbst-Rationalisierung" (Pongratz/Voß 2000, 230-234 und 2003, 24f.). 'Selbst-Kontrolle' bezieht sich dabei unmittelbar auf die erwähnte Transformation von Arbeitskraft in konkrete Arbeitsleistung. Mit der Lockerung von u.a. zeitlichen, räumlichen und sachlichen Strukturen und Vorgaben obliegt es dem Beschäftigten, für eine solche Transformation der eigenen Arbeitskraft Sorge zu tragen. Diese 'Selbst-Kontrolle' kann sich auf alle sozialen Dimensionen von Arbeit – Zeit, Raum, Arbeitsinhalt etc. – beziehen. Die neue Stufe besteht darin, dass die Kontrollfunktion auf diejenige Instanz verlagert ist, auf die sie sich gleichzeitig bezieht. Mit dem Begriff der 'Selbst-Ökonomisierung' zielen die Autoren auf das Verhältnis der Beschäftigten zu ihrer eigenen Arbeitskraft ab. Bisher haben Beschäftigte nur bedingt als Eigner ihrer Arbeitskraft systematisch gehandelt (beispielsweise indem sie sich um eine bestimmte Stelle bemühten und die hierfür notwendigen Qualifikationsvoraussetzungen erwarben). Die systematische Formung des Arbeitsvermögens erfolgte vorrangig seitens des Unternehmens durch gezielte Aus- oder Weiterbildungsprogramme. Demgegenüber zeichnet sich der neue Typus dadurch aus, dass der Beschäftigte zum „strategisch handelnden Akteur" wird (Pongratz/Voß 2000, 232) – und zwar in zweifacher Hinsicht: Erstens muss er eine systematische „Produktionsökonomie" des eigenen Arbeitsvermögens betreiben, d.h. eine aktive, zielgerichtete Entwicklung des eigenen Qualifikationsprofils, um seine sogenannte *employability* zu erhalten. Zweitens geht es um eine verstärkte individuelle „Marktökonomie", d.h. eine gezielte Selbst-Vermarktung auf dem Arbeitsmarkt. Die neue Qualität liegt dabei in der Ausdehnung der Produktions- und Marktökonomie auf die Beschäftigten. Sie müssen ihr gesamtes subjektives Potential selbst für den Verwertungsprozess verfügbar machen. Begleitet und verstärkt würde dieser Prozess durch eine Erosion

'sicherer' Beschäftigungsstrukturen und die Ausweitung atypischer, 'unsicherer' Beschäftigungsverhältnisse sowie nicht zuletzt eine hohe Erwerbslosigkeit (vgl. Pongratz/Voß 2000, 232f. und 235).

'Selbst-Kontrolle' und 'Selbst-Ökonomisierung' wirken sich nach Ansicht der Autoren über die Erwerbsarbeit hinaus auf den „gesamten Lebenszusammenhang der Beschäftigten" und damit gerade auch auf das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' aus (Pongratz/Voß 2003, 25 und 2000, 233). Die aktive Steuerung, Produktion und Vermarktung der eigenen Fähigkeiten und Leistungen bringt eine zunehmend „zweckgerichtete, alle individuellen Ressourcen gezielt nutzende Durchgestaltung des gesamten Lebenszusammenhangs, der in neuer Art systematisch auf den Erwerb ausgerichtet wird", mit sich (Pongratz/Voß 2003, 25). Ebendies bezeichnen Pongratz und Voß als neue Stufe der 'Selbst-Rationalisierung'. Die neue Qualität liegt hier darin, dass die Funktionsimperative des Unternehmens und Marktes den Beschäftigten jetzt nicht mehr nur in dem vormals begrenzten Bereich der Erwerbsarbeit leiten, sondern sie werden zunehmend für alle Lebensbereiche handlungsanleitend. Pongratz und Voß mutmaßen damit im Hinblick auf das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' in gewisser Weise das Gegenteil von Baethge. Hatte dieser zumindest ursprünglich eine Art 'Rückschlag' der Lebenswelt im Sinne einer lebensweltlichen Revision und Modifikation der betrieblichen Steuerungs- und Organisationsprinzipien für möglich gehalten, vermuten Pongratz und Voß dagegen, dass „potentiell der gesamte alltägliche Lebenshintergrund der Erwerbstätigen durch eine auf Erwerbsarbeit ausgerichtete Organisationslogik bestimmt [wird, SJ]" (Pongratz/Voß 2000, 236).

Pongratz' und Voß' 'prognostische These' lautet, dass der Typus des Arbeitskraftunternehmers langfristig den verberuflichten Arbeitnehmer als „normativen Leittypus" von Arbeitkraft – also als normatives Muster, von dem sich Betriebe, Erwerbstätige und andere gesellschaftliche Instanzen bei der Formung von Erwerbsbedingungen leiten lassen – verdrängen wird (vgl. Pongratz/Voß 2000, 229f. und 2003, 10 und 27f.). Für die Betriebe eröffnet der neue Typus des Arbeitskraftunternehmers aus Sicht der Autoren die Möglichkeit einer *„Intensivierung der Nutzung von Arbeitskraft"* (Pongratz/Voß 2000, 234, Herv. i.O.) – und zwar in zweifacher Hinsicht: Möglich wird zum einen ein *vertiefter* Zugriff auf bisher unerschlossene subjektive Potentiale (auf den ganzen Menschen) und zum anderen ein *verbreiterter* Zugriff auf das 'ganze Leben' der Beschäftigten (vgl. Pongratz/Voß 2000, 234-237).

Gleichwohl schätzen die Forscher die Folgen für die Beschäftigten grundsätzlich als ambivalent ein. Trotz Arbeitsintensivierung bieten sich ihrer Ansicht nach auch neue Handlungs- und Gestaltungsspielräume für die Betroffenen

und damit – im Unterschied zu früher – auch vermehrt Möglichkeiten, ein aktives Verhältnis zur eigenen Arbeit(skraft) auszubilden. Allerdings vermuten Pongratz und Voß, dass sich Chancen und Risiken bei den Beschäftigten entlang bestimmter Linien verteilen. Sie erwarten einen engen Zusammenhang der Chancen- bzw. Risikoverteilung mit 'gängigen' Ungleichheitsfaktoren, wie z.B. soziale und nationale Herkunft, Bildung, Geschlecht, der Verfügung über materielle, finanzielle, soziale und kulturelle Ressourcen (vgl. Pongratz/Voß 2003, 30f. und 2000, 237-240).

Anfang der 2000er Jahre führen Pongratz und Voß eine empirische Untersuchung durch, um ihre These zu fundieren. Im Zentrum des Interesses steht dabei die Frage der gesellschaftlichen Reichweite und Relevanz des Arbeitskraftunternehmer-Typus. Sie nehmen Bereiche und Beschäftigtengruppen in den Blick, bei denen bislang noch der Typus des verberuflichten Arbeitnehmers vorherrschend ist, und untersuchen diese dahingehend, ob und wie dort der neue Typus zur Entfaltung gelangt.[22] Als Indikatoren, anhand derer sich die Ausprägung der Merkmale des Arbeitskraftunternehmers bestimmen lässt, identifizieren sie dabei: Leistungsorientierung als Indikator für Selbst-Kontrolle, berufsbiographische Orientierung als Indikator für Selbst-Ökonomisierung und „Elastizitätsmuster von Arbeit und Privatleben" als Indikator für Selbst-Rationalisierung (vgl. Pongratz/Voß 2003, 32-37 und 39-62).

Pongratz und Voß finden bei den untersuchten Beschäftigten sowohl Orientierungen, die auf eine ausdrückliche, zum Teil formalisierte, erweiterte Einbeziehung subjektiver Potentiale hinweisen, ebenso sind aber auch Orientierungen verbreitet, die die Ablehnung einer intensivierten Einbeziehung und Verwertung subjektiver Potentiale anzeigen. Die Forscher gelangen auf der Basis der Einzelbefunde auch zu einem uneinheitlichen Bild im Hinblick auf die Frage der Herausbildung des Arbeitskraftunternehmers als neuem Arbeitskrafttypus. So ist bei den untersuchten Beschäftigten eine Kontrolle und Optimierung der eigenen Leistung weit verbreitet. Dies interpretieren die Forscher als hohe Entsprechungen mit dem arbeitskraftunternehmerischen Merkmal der Selbst-Kontrolle. Demgegenüber stellen sie lediglich geringe Tendenzen einer Selbst-Ökonomisierung

22 Pongratz und Voß nehmen in ihrer explorativen Studie Beschäftigte in den Fokus, die mit Selbstorganisation konfrontiert sind, zugleich aber in festen und sozial abgesicherten Strukturen arbeiten. Konkret richten sie den Blick auf qualifizierte Arbeiterinnen und Arbeiter in Gruppenarbeit sowie Angestellte in Projektarbeit, die zugleich jeweils in so genannten Normalarbeitsverhältnissen arbeiten. Sie fragen danach, ob und inwieweit diese Beschäftigten Erwerbsorientierungen entwickelt haben, die mit den Merkmalen des Arbeitskraftunternehmers korrespondieren.

bei den Beschäftigten fest. Eine systematische Formung des eigenen Arbeitsvermögens sei nur wenig verbreitet, es dominierten eine „Absicherungsmentalität" und Formen des Statusarrangements. Was die Frage von 'Arbeit und Leben' betrifft, so dominiert bei den befragten Beschäftigten eine Haltung, die Pongratz und Voß als geregelte Flexibilität zwischen 'Arbeit und Leben' bezeichnen. Die Tatsache, dass sich eine begrenzte Strukturierungsbereitschaft erkennen lässt, interpretieren sie als mittelmäßige Entsprechung in Hinblick auf das Merkmal der Selbst-Rationalisierung (vgl. Pongratz/Voß 2003, 125-145).

Die Forscher gehen u.a. auch der Frage nach, ob sich zwischen den untersuchten Beschäftigten(gruppen) bedeutsame Unterschiede feststellen lassen, die unterschiedliche Orientierungen befördern. Als relevant identifizieren sie dabei vor allem die „Geschlechterdifferenz" (Pongratz/Voß 2003, 208). Ihr Befund lautet, dass sich die Erwerbsorientierungen von Frauen und Männern vor allem bei den Angestellten deutlich unterscheiden. Speziell bei qualifizierten weiblichen Angestellten in Projektarbeit seien jene Orientierungen (Leistungsoptimierung, strategische Karriereplanung, entgrenzte Arbeits- und Lebensverhältnisse) verbreitet, die Indizien für eine Verbreitung des Typus des Arbeitskraftunternehmers in dieser Gruppe liefern. Die Ursachen für diese Unterschiede zwischen Männern und Frauen werden dabei vermutet in unterschiedlichen Sozialisationserfahrungen, in geschlechtsspezifischen Karrierebedingungen sowie insbesondere in einer „*frühzeitigen und unvermeidbaren Auseinandersetzung*" mit der Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, aus der heraus Frauen eine „*selbstbewusste und eigenständige Haltung* zur Arbeit" gewinnen (Pongratz/Voß 2003, 213, Herv. i.O.). Die Studie enthält aber auch Hinweise darauf, dass die Erwerbsorientierung der weiblichen Angestellten nicht auf Frauen generell übertragbar sei. So unterschieden sich, anders als bei den Angestellten, die Orientierungen der Arbeiterinnen wenig von denen der männlichen Kollegen (Pongratz/Voß 2003, 213). Wenn, dann sind es bei dieser Gruppe sogar eher die Männer, die Arbeitskraftunternehmer-Tendenzen erkennen lassen. Pongratz und Voß kommen zu dem Schluss, dass die beiden Extrempole des Spektrums an Erwerbsorientierungen bei den von ihnen untersuchten Beschäftigten von Frauen besetzt werden (vgl. Pongratz/Voß 2003, 208-215).[23]

23 Günter Voß und Cornelia Weiß greifen die Befunde der Studie in Hinblick auf die Geschlechterfrage in einem Aufsatz mit dem Titel *Ist der Arbeitskraftunternehmer weiblich?* noch einmal gesondert auf und liefern dabei auch ein paar Erklärungsangebote für die „überraschenden, geschlechterrelevanten Befunde" (Voß/Weiß 2005a, 74). Sie kommen zu der Einschätzung, dass insbesondere Frauen in Bezug auf die Merkmale der Selbst-Kontrolle und Selbst-Rationalisierung über Fähigkeiten und

Auf der Basis des insgesamt heterogenen empirischen Bildes beantworten Pongratz und Voß ihre Ausgangsfrage nach der empirischen Reichweite des Arbeitskraftunternehmers nicht eindeutig: „Wir finden sowohl Anhaltspunkte für Wandlungstendenzen in Richtung Arbeitskraftunternehmer als auch Hinweise auf ein beträchtliches Beharrungsvermögen. Diese Diskrepanz kommt insbesondere in der Diskrepanz zwischen Leistungsoptimierung und Absicherungsmentalität zum Ausdruck" (Pongratz/Voß 2003, 191). Vor diesem Hintergrund modifizieren die Forscher ihre Ausgangsthese insofern, als dass sie die Möglichkeit einer Parallelität unterschiedlicher Arbeitskrafttypen in ihre Überlegungen aufnehmen. Hatten sie die Entwicklung von Arbeitskrafttypen ursprünglich als aufeinanderfolgend präsentiert, so formulieren sie vor dem Hintergrund ihrer empirischen Ergebnisse, dass der neue Typus den alten nicht (vollständig) ersetzen muss, sondern auch Typen parallel nebeneinander existieren können. Pongratz und Voß äußern weiter, dass sie mittelfristig von einer Gleichzeitigkeit der Typen des verberuflichten Arbeitnehmers und des Arbeitskraftunternehmers ausgehen. Es muss sich aber erst noch zeigen, für welche Erwerbsaufgaben und -bereiche welcher Typus dominant wird (vgl. Pongratz/Voß 2003, 238-244). Die Forscher verstehen diese Modifikation nicht als Revision ihrer Ursprungsthese, sondern als „Erweiterung". Ihrer Ansicht nach liefern die empirischen Befunde eine Reihe von Hinweisen darauf, dass der Arbeitskraftunternehmer sich zu einem zukünftigen Leittypus entwickelt. Unklar ist ihres Erachtens aber die Geschwindigkeit der Entwicklung sowie auch das künftige quantitative Verhältnis der Arbeitskrafttypen zueinander (vgl. Pongratz/Voß 2003, 242).

Orientierungen verfügen, die in Richtung des Arbeitskraftunternehmers gehen. Demgegenüber stünden Frauen im Hinblick auf die Anforderung der Selbst-Ökonomisierung aufgrund der Tatsache, dass sie nach wie vor die Hauptlast für den privaten Bereich tragen, oftmals vor Problemen – vor allem wenn sie Sorge- und Erziehungsverpflichtungen haben. Voß und Weiß formulieren daher die These: „*Der Arbeitskraftunternehmer ist vielleicht tatsächlich eher weiblich – aber er ist ganz sicher keine Mutter*" (Voß/Weiß 2005a, 84, Herv. i.O.). Ebenso gelangen sie zu der Mutmaßung, dass die Kategorie Geschlecht im Falle einer Ausweitung der von ihnen beobachteten Veränderungen der Arbeitswelt „als analytische Kategorie möglicherweise an Interpretationskraft [verliert, SJ]. Die Trennlinien verlaufen nicht mehr nur in eindeutiger Weise entlang der Genderlinie, sondern zunehmend auch quer dazu. Es erweist sich in der Folge, so unsere Vermutung, noch mehr als bisher als entscheidend, die Dimension Geschlecht mit der *Zusatzbedingung Mutterschaft* zu betrachten" (Voß/Weiß 2005a, 85, Herv. i.O.).

7.2.2 Erträge und Grenzen

In der Gesamtbetrachtung kann zunächst noch einmal festgehalten werden, dass mit der Debatte um Subjektivierung von Arbeit die Aufmerksamkeit auf Wandlungsprozesse und ihre Auswirkungen auf der Ebene der Subjekte gerichtet wird.[24] Die betrachteten Ansätze sind dabei im Kern auf den Bereich der Erwerbsarbeit fokussiert. In unterschiedlicher Weise thematisieren alle drei Beiträge eine sich verändernde, erhöhte Bedeutung subjektiver Potentiale, Eigenschaften oder Ansprüche der Beschäftigten in der Erwerbsarbeit. Es geht damit im Kern um die Frage der *Subjektivierung von Erwerbsarbeit*. Gleichwohl wird der Blick dabei über die Erwerbsarbeit hinaus auf 'Arbeit und Leben' gelenkt. Dies gilt insofern, als dass insbesondere die Frage beleuchtet wird, wie sich die festgestellte Subjektivierung auf die subjektive Vermittlung unterschiedlicher Arbeits- und Lebensbereiche, Anforderungen und Bedürfnisse bei den betroffenen Beschäftigten auswirkt. Damit kann aus den Beiträgen weiterer Aufschluss im Hinblick auf die Frage nach den Auswirkungen der Wandlungen im ko-konstitutiven Bedingungsgefüge auf der subjektiven Ebene gewonnen. Hatten die in den vorangegangenen Kapiteln betrachteten Ansätze des 'weiblichen Arbeitsvermögens', der 'doppelten Vergesellschaftung' und der 'Alltäglichen Lebensführung' Hinweise geliefert, dass das ko-konstitutive, spannungsreiche Bedingungsgefüge der Lebensbereiche auf der subjektiven Ebene in Form von Vereinbarkeitsherausforderungen und damit zusammenhängenden Schwierigkeiten und Ambivalenzen Ausdruck findet, wird dies in der Debatte um Subjektivierung vertieft. Die Beiträge von Döhl, Kratzer, Moldaschl, Sauer sowie von Pongratz und Voß zeichnen ein ambivalentes Bild. In den Untersuchungen der ISF-Forscher sowie von Voß und Pongratz werden in der Subjektivierung der Arbeit nicht nur 'Angebote', sondern auch 'Anforderungen' an die Beschäftigten gesehen. Es wird konstatiert, dass der ausgemachte Prozess der Subjektivierung zwar einerseits individuellere und flexiblere Lösungen offeriert und damit für die Beschäftigten die Möglichkeit bietet, die Bedürfnisse und Belange von unterschiedlichen Lebensbereichen zusammenzubringen. Zugleich obliegt es aber auch verstärkt den Beschäftigten, 'Arbeit und Leben' zu arrangieren. Gerade vor dem Hintergrund der als 'Herrschaft durch Autonomie' bzw. 'fremdorganisierte Selbstorganisation' identifizierten betrieblichen Strategien wird die Gefahr eines intensivierten und verbreiterten Zugriffs auf das 'ganze

24 Ähnlich wie die Überlegungen zur Entgrenzung sind auch die Thesen und Befunde zur Subjektivierung von Arbeit in den letzten Jahren vielfach einer kritischen Betrachtung unterzogen worden. Dies gilt insbesondere für die Arbeitskraftunternehmer-These (vgl. u.a. Kuda/Strauß 2002).

Leben' gesehen. In den empirischen Studien kommen die Autoren diesbezüglich zu ernüchternden Ergebnissen: Der Tendenz nach kommt es zu einem erweiterten Eindringen von Belangen und Handlungslogiken der Erwerbsarbeit auf andere Lebensbereiche. Es werden eine Reihe von Krisenphänomenen im Hinblick auf die subjektive Vermittlung von 'Arbeit und Leben' ausgemacht und insgesamt eine Prekarität von Vereinbarkeitsarrangements in den Untersuchungen identifiziert.

Darüber hinaus verspricht die Debatte um Subjektivierung weiterführenden Aufschluss dahingehend zu liefern, dass und inwiefern außerbetriebliche bzw. -ökonomische Veränderungen die Transformationen im Verhältnis von 'Arbeit und Leben' mit bedingen. Dies gilt insofern, als dass auf 'lebensweltliche' Veränderungen und ihre Bedeutung für die Entwicklung und Erstarkung subjektiver Momente in der Erwerbsarbeit Bezug genommen wird. Vor allem in den frühen Beiträgen von Baethge werden die Ursachen für die von ihm ausgemachte normative Subjektivierung insbesondere in sich jenseits der Erwerbsarbeit vollziehenden gesellschaftlichen Veränderungen gesehen. Baethge interpretiert die Subjektivierung dabei als Anpassung der Arbeitswelt an Bedürfnisse der Lebenswelt und sieht darin zunächst eine für die Beschäftigten positive Entwicklung. Der vor diesem Hintergrund und in seiner Kritik an Habermas von Baethge formulierte Bedarf, die Wechselbeziehungen im Verhältnis von 'Arbeit und Leben' neu auszuleuchten, wird in den späteren Beiträgen allerdings nicht eingehender behandelt. Zwar werden von den ISF-Forschern ebenfalls gesellschaftliche Entwicklungen wie Individualisierung, Wandel der Geschlechterverhältnisse, Pluralisierung von Lebensformen usw. als relevante Größen für die ausgemachten betrieblichen Rationalisierungsstrategien benannt. In ihren konkreten Ausführungen fokussieren sie jedoch weitgehend auf die betriebliche Ebene und die sich dort vollziehenden Veränderungen. Dies gilt in noch stärkerem Maße für Pongratz und Voß, die von vornherein veränderte ökonomische Bedingungen als Ursachen von Entgrenzung und Subjektivierung in den Vordergrund stellen. Damit erscheint die ausgemachte Subjektivierung von Arbeit, anders als bei Baethge, letztlich als im Wesentlichen durch Veränderungen der Erwerbsarbeit induziert. Wie schon bei den Beiträgen zur Entgrenzung werden andere gesellschaftliche Entwicklungen als Rahmenbedingungen bzw. notwendige Voraussetzungen zwar in Teilen benannt, in ihrer konkreten Wirkung sowie in ihrem Zusammenwirken aber nicht näher ausgeleuchtet. Dies gilt nicht zuletzt auch für den Wandel der Geschlechterverhältnisse. Die 'Geschlechterfrage' wird in den Beiträgen zwar in die empirischen Prüfungen einbezogen und dort im Wesentlichen als Frage nach Unterschieden zwischen Männern und Frauen sowie auch zwischen Frauen

in den Blick genommen. Zudem werden die Geschlechterverhältnisse und ihr Wandel als eine Ursache der beobachteten Subjektivierung benannt, aber dies wird nicht eingehender reflektiert. Veränderungen im Bereich der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und das Aufbrechen des traditionellen Ernährermodells wie auch die in Arbeit eingeschriebene geschlechterhierarchische Arbeitsteilung und ihre Wandlungen werden analytisch und konzeptionell nicht systematisch einbezogen.[25] Dabei war dies in der Debatte anfänglich vom Grundsatz her anders angelegt. Aber die von Baethge ursprünglich angestoßene Frage nach der Bedeutung lebensweltlicher Veränderungen für die Konstitution und Wandlungen der Erwerbssphäre wird in den späteren Beiträgen nicht vertieft. Vielmehr stehen „Formen der markt- und unternehmensgesteuerten Subjektivierung im Vordergrund" (Lohr/Nickel 2005b, 215).

Überdies setzt sich auch der schon für die Entgrenzungsdebatte beobachtete Mangel an einer politischen Perspektive in der Debatte um Subjektivierung fort. Jürgen Strauß führt dies in seiner kritischen Auseinandersetzung mit der Arbeitskraftunternehmer-These aus. Strauß argumentiert, dass die konkrete Ausgestaltung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' und die Formen, in denen vorhandenes Arbeitsvermögens verausgabt, genutzt, gebildet und wieder hergestellt wird, auch

> „Ergebnis von politischen und sozialen Regulierungen und von individuellen und kollektiven Handlungsmustern [ist, SJ]. Man kann (und muss) sie als Struktur betrachten, aber auch stärker subjekt- und handlungsorientiert als Ergebnis von Auseinandersetzungen in Arenen, z.B. in Tarifauseinandersetzungen, in politischen Verhandlungen, in Aushandlungsprozessen in Familien usw. In all diesen Arenen prallen Zwänge, unterschiedliche Interessen, Normen und der Eigensinn von Individuen aufeinander." (Strauß 2002, 48)

Eben diese Auseinandersetzungen über den Zugriff auf subjektive Potentiale und das 'Leben' der Beschäftigten haben im Falle des Arbeitskraftunternehmers aber „keinen *systematischen* Stellenwert in der Deutung. Der 'Arbeitskraftunternehmer' scheint in seinen Grundzügen 'fertig' zu sein" (Strauß 2002, 48, Herv. i.O.). Im Kern lässt sich wiederholen, was ich bereits im Kontext der Entgrenzungsdebatte ausgeführt habe: Gerade wenn, wie ja auch in der Subjektivierungsthese, der Blick auf Wandlungen gerichtet wird, bleibt vieles unerklärt, wenn dieser Wandlungsprozess nicht auch als Prozess politischer und sozialer Aushandlungen

25 Nähere Ausführungen speziell zum konzeptionellen *gender bias* des Arbeitskraftunternehmers sind insbesondere von Brigitte Aulenbacher sowie von Annette Henninger vorgelegt worden (vgl. Aulenbacher 2005b und 2005c; Henninger 2003).

betrachtet wird, in dem unterschiedliche Akteure, sich verändernde Rahmenbedingungen, Interessen, Machtkonstellationen etc. aufeinandertreffen und neue gesellschaftliche Arrangements austariert und reguliert werden (vgl. auch Drinkuth 2007, 27ff.).

Die betrachteten Beiträge zur Debatte um Subjektivierung liefern damit letztlich kaum mehr Erkenntnisse für eine nähere Erschließung sowohl der Wirkungsweise 'lebensweltlicher' Veränderungen als auch politischer Auseinandersetzungen in Bezug auf die sich im Ko-Konstitutionsverhältnis von 'Arbeit und Leben' vollziehenden Wandlungen. Vielmehr finden sich hier die Schwachstellen der Debatte um Entgrenzung wieder.

Zudem finden sich in den Ansätzen, die sich mit der Subjektivierung von Arbeit befassen, auch weitere konzeptionelle Schwachstellen wieder, die bereits für die Entgrenzungsansätze identifiziert worden sind. Dies gilt in modifizierter Weise etwa für die auch in den Subjektivierungs-Ansätzen enthaltene Orientierung an der Referenzfolie der tayloristischen 'Normalarbeit'. Dabei bildet vor allem der für diese als charakteristisch ausgemachte stark begrenzte Zugriff auf die subjektiven Potentiale der Beschäftigten den Referenzpunkt, vor dessen Hintergrund die These der Subjektivierung von Arbeit entwickelt wird. Diese Hintergrundfolie erfasst die Heterogenität der Vergangenheit erneut nicht hinreichend. So existieren eine Reihe von Studien, die aufzeigen, dass subjektive Bedürfnisse selbst in tayloristisch geprägten Arbeitsprozessen immer auch vorhanden und von hoher Bedeutung gewesen sind.[26] Die Vertreter der These der Subjektivierung von Arbeit teilen dies. Das Neue liegt ihrer Ansicht nach aber in einer *neuen Qualität* des Zugriffs. Die neue Qualität besteht in ihren Augen dabei darin, dass mittels der identifizierten neuen Rationalisierungsstrategien nun gezielt und in erweitertem Maße auf subjektive Potentiale zugegriffen wird. Auch dies ist aber kritisch zu hinterfragen: So vertritt Michael Faust in seiner kritischen Auseinandersetzung mit der Arbeitskraftunternehmer-These die Ansicht, dass in Bereichen der Ingenieurstätigkeit, Facharbeit oder der Qualitätssicherung seit langem Formen einer „effizienzorientierten Rationalisierung" verbreitet sind, die ganz bewusst auf das zielen, was Pongratz und Voß als Selbst-Kontrolle bezeichnen (vgl. Faust 2002, 66f.). Zudem hat gerade auch die Frauenarbeitsforschung verschiedentlich zutage gefördert, dass der Zugriff auf 'subjektive Potentiale' von Frauen eine

26 Vgl. erneut u.a. Böhle/Milkau 1988; Holling/Kempin 1989, 153ff.; Knapp 1987 und 1981; Wolf 1999, 78-82.

quasi altbekannte Strategie von Unternehmen darstellt.[27] Brigitte Aulenbacher formuliert in diesem Zusammenhang, dass die Frauenarbeitsforschung

> „von den achtziger Jahren an zum einen dergestalt einen gezielten und ganzheitlichen Zugriff der Rationalisierung auf die 'Subjektpotentiale' von Frauen aus[weist, SJ], dass vermeintlich extrafunktionale Qualifikationen, höhere Bildungsabschlüsse oder fachfremde Ausbildungen genutzt werden, aber auch emotionale Momente wie Anerkennungs- oder Missachtungsbedürfnisse und -erfahrungen in die Verrichtung von Tätigkeiten einfließen. Außerdem weisen sie einen solchen Zugriff auf die Subjektivität von Frauen, bezogen auf ihren flexiblen Einsatz zwischen Markt und Familie nach." (Aulenbacher 2005b, 39)

Ein ähnlicher Effekt kann auch hinsichtlich der in den Ansätzen gerade auch vertretenen These einer zunehmenden Subjektivierung von 'Arbeit und Leben' konstatiert werden. Auch diesbezüglich dient die tayloristisch-fordistische 'Normalarbeit' und die mit dieser verbundene Annahme einer einstigen starren Trennung von Erwerbsarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen als Referenzfolie. Vor diesem Hintergrund wird ein Aufweichen bzw. eine Auflösung einstmaliger Grenzen ermittelt und, damit verknüpft, eine neue Qualität aktiver Vermittlungs- und Begrenzungsleistungen der Subjekte ausgemacht. Auch hier zeigen aber Ergebnisse der Frauenarbeitsforschung, dass diese Vorstellung problematisch ist. So machen die in Kapitel 5 betrachteten feministischen Ansätze deutlich, dass die aktive Vermittlung unterschiedlicher Lebensbereiche und die mit diesen verbundenen Anforderungen in weiblichen Lebenszusammenhängen schon immer Realität gewesen ist. Darüber hinaus stellen die Ansätze der Frauenarbeitsforschung auch die in der Debatte um Subjektivierung enthaltene These infrage, dass die Logik und Anforderungen der Erwerbsarbeit in der Vergangenheit an der Grenze zwischen 'Arbeit und Leben' 'Halt gemacht' hätten und erst im jetzigen Wandel ein erweiterter Zugriff auf das bzw. eine verstärkte 'Kolonialisierung' des Privatleben(s) angelegt sei. So geben schon die frühen Untersuchungen des 'weiblichen Arbeitsvermögens' und der 'doppelten Vergesellschaftung' Hinweise darauf, dass sich die gezielte Wiederherstellung der eigenen und anderer Arbeitskraft im Privaten sowie die Organisation des privaten Lebens entlang der Belange der Erwerbsarbeit vollzieht. Elisabeth Beck-Gernsheim macht mit ihrer hier bereits mehrfach zitierten Formel vom 'Anderthalb-Personen-Beruf' deutlich, dass die Erwerbsarbeit auch schon unter den 'alten' Verhältnissen

27 So weisen auch die in Kapitel 5 dargestellten Ausführungen von Beck-Gernsheim und Ostner darauf hin, dass Arbeitgeber bei der Beschäftigung von Frauen planvoll auf die Besonderheiten des 'weiblichen Arbeitsvermögens' bzw. vermeintlich weiblicher Fähigkeiten zielen (vgl. Kapitel 5).

eine relative Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Privaten aufgewiesen hat, weil sie in ihren quantitativen und qualitativen Anforderungen in einer Weise organisiert war, die voraussetzte, dass der Beschäftigte im Privaten auf die Unterstützung und Zuarbeit der Partnerin zurückgreifen kann (vgl. Kapitel 5).

Dies bedeutet nicht, dass die Frauenarbeitsforschung damit seit langem genau das thematisiert, was die These der Subjektivierung zum Ausdruck bringt. Die Kritik besagt nicht, dass eine aktive Vermittlung der Lebensbereiche sowie der Zugriff auf 'das Leben' heute nicht in Teilen in einer anderen Weise erfolgt, es auch zu vorangeschrittenen Durchdringungen der 'Lebenswelt' durch die 'Arbeitswelt' kommt und hiervon auch vermehrt Männer betroffen sind. Die mangelnde Rezeption der Erkenntnisse der Frauenarbeitsforschung führt aber dazu, wie Brigitte Aulenbacher feststellt, dass den mit dem Begriff der Subjektivierung bezeichneten Entwicklungen ein größerer Neuigkeitswert zugeschrieben wird, als ihnen real zukommt (vgl. Aulenbacher 2005b, 39-42). Wird dann noch mit einbezogen, worauf ja auch die hier betrachteten empirischen Studien zur Subjektivierung hinweisen, dass die Reproduktionsarbeit und auch die Vermittlung der Lebensbereiche *nach wie vor* ganz überwiegend 'Frauensache' sind, erscheint es unter einer Geschlechterperspektive doch so, dass im Hinblick auf die Frage der Vermittlung von 'Arbeit und Leben' wesentlich mehr Konstanz vorherrscht, als dies jedenfalls in der These von der Selbst-Rationalisierung und Selbstorganisation von 'Arbeit und Leben' transportiert wird. Unter Berücksichtigung der Arbeits- und Lebenssituation von Frauen bedarf die These der neuen Qualität der Subjektivierung von Arbeit (und Leben) jedenfalls einer Revision.

Dies betrifft schließlich auch die Frage der Verbreitung der als Subjektivierung von Arbeit bezeichneten Phänomene. Die hier betrachteten Ansätze weisen diesbezüglich eine Tendenz der Verallgemeinerung auf – wenn etwa von einem allgemeinen neuen Rationalisierungsmodus oder einem neuen Arbeitskrafttypus gesprochen wird. Oder sie legen jedenfalls nahe, dass es sich um weit verbreitete Phänomene handelt. Demgegenüber liegen aber mittlerweile eine Reihe von Untersuchungen vor, die derartigen allgemeinen Tendenzen widersprechen. So wird, ähnlich wie im Falle der Entgrenzungsthese, eingewandt, dass sich in einer Reihe von Beschäftigungsbereichen eher gegenläufige Tendenzen einer Re-Taylorisierung beobachten lassen, die auf der Ebene der Beschäftigten wenig von dem aufweisen, was als Subjektivierung von Arbeit bezeichnet wird (vgl. Urban 2001). Des Weiteren lassen sich in bestimmten, erneut oftmals von Frauen besetzten Beschäftigungsbereichen „Tendenzen zur 'Entsubjektivierung von Arbeit'" (Kurz-Scherf 2007) entdecken. Beispielsweise hat sich im Bereich der (ambulanten) Pflege – einem Bereich, der sich lange Zeit durch eine vergleichsweise hohe

Selbstorganisation und Flexibilität auszeichnete – in den vergangenen Jahren eine zunehmende Standardisierung von Leistungen in Verbindung mit zeitökonomischer Rationalisierung vollzogen, die die (zeitlichen) Gestaltungsspielräume für die Pflegekräfte verringert (vgl. Wiese 2004). Nicht zuletzt weisen selbst die empirischen Befunde der Vertreter der Subjektivierungsthese auf die begrenzte Reichweite ihrer Thesen hin. So finden Pongratz und Voß in ihrer empirischen Studie nur sehr bedingt Hinweise für „Wandlungstendenzen in Richtung Arbeitskraftunternehmer" und ein „beträchtliches Beharrungsvermögen" des alten Typus. Auch hier besteht Revisions- und Forschungsbedarf.

7.3 Zusammenfassung

Resümierend kann zunächst noch einmal festgehalten werden, dass das Thema 'Arbeit und Leben' mit den Debatten und Forschungen um Entgrenzung und Subjektivierung ein bisher unerreichtes Maß an Aufmerksamkeit im Mainstream der sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung erhält. Im Vergleich zu früherer Forschung wird dabei das Problem der Vermittlung von verschiedenen Arbeits- und Lebensbereichen nicht mehr nur als 'besonderes Frauenproblem' gesehen, sondern stärker auch als Problem der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit begriffen. In dieser Auseinandersetzung gerät insbesondere auch die Prekarität von Vereinbarkeitsarrangements sowie der ständige Bedarf an Austarierung in den Blick. Es werden eine Reihe von Entwicklungen, wie etwa Vermarktlichung, Dezentralisierung oder 'Herrschaft durch Autonomie', identifiziert, die den aktuellen Wandlungsprozess mitbestimmen und dabei Mechanismen darstellen, die darauf zielen, kollektive Standards des Zugriffs auf Arbeitskraft durch 'individuelle Lösungen' zu ersetzen. Vor allem die empirischen Studien liefern dabei Anhaltspunkte für eine sich verschärfende Prekarität von Vereinbarkeitsarrangements und dafür, dass sich die (individuelle) Austarierung von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen oftmals und verschärft zu Lasten des 'übrigen Lebens' niederschlägt. Die Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung geben damit Hinweise auf (neue) (Konflikt-)Dynamiken im Zusammenhang von 'Arbeit und Leben', und insbesondere die Debatte um Subjektivierung liefert in ihren empirischen Untersuchungen auch Anzeichen für Phänomene neuer und alter Ungleichheiten, die sich in diesem Zusammenhang herausbilden.

Der Erklärungs- und Analysekraft der im Rahmen dieses Kapitels betrachteten Ansätze sind allerdings auch Grenzen gesetzt. Versucht man die Defizite auf einen Punkt zu bringen, so kann festgehalten werden, dass sich neben der im Vergleich zum traditionellen Mainstream identifizierten Perspektiverweiterungen zugleich

auch ein Verharren in der 'alten', traditionellen Forschungsorientierung des Mainstreams und damit auch eine Fortsetzung der dieser innewohnenden Probleme feststellen lässt. So setzt sich in der Entgrenzungs- und Subjektivierungsdebatte die traditionelle androzentrische, industriell-produktionszentrierte Orientierung fort. Sie ist in die Referenzfolie der tayloristisch-fordistischen Normalarbeit eingeschrieben und wird damit zur Grundlage der Betrachtung gemacht. Zum zweiten setzt sie sich auch in den empirischen Studien zur Entgrenzung und Subjektivierung insofern fort, als diese im Wesentlichen auf sogenannte Leitindustrien sowie auf sogenannte Vorreiter- und Leitbranchen des Dienstleistungsbereichs gerichtet sind. Demgegenüber werden, wie Aulenbacher formuliert, „'rückständigere' Segmente und 'randständigere' Gruppen, wenn überhaupt, vor allem als Kontrastfolie einbezogen" (Aulenbacher 2005b, 38).

Drittens werden im Unterschied zur 'früheren' Arbeitsforschung gesellschaftliche Veränderungen – und hier auch der Wandel der Geschlechterverhältnisse – zwar als relevante Faktoren für die Transformationen der Arbeitswelt sowie des Zusammenhangs von 'Arbeit und Leben' benannt, analytisch aber nicht berücksichtigt. Insbesondere der Bereich der Hausarbeit gerät in den Ansätzen nicht in den Aufmerksamkeitshorizont. Der analytische Fokus bleibt erwerbszentriert und auf ökonomische, betriebliche Veränderungen gerichtet. Dass die Wandlungen im Verhältnis von 'Arbeit und Leben' aber ohne eine Reflexion der Geschlechterverhältnisse und eine über die Erwerbsarbeit hinausreichende Perspektive nur fragmentarisch wahrgenommen werden können und zudem wesentliche Momente der hierarchischen Geprägtheit dieses Verhältnisses unterbelichtet bleiben, wird im Rahmen einer kritischen Erörterung der hier betrachteten Ansätze zur Entgrenzung und Subjektivierung deutlich. Die Hierarchie der Arbeits- und Lebensbereiche und die mit diesen verknüpfte geschlechterhierarchische Arbeitsteilung kann nicht systematisch und umfassend erschlossen werden.

Schließlich zeigt sich die Kontinuität zum traditionellen Mainstream viertens auch in der weiter anhaltenden Tendenz zur Übergeneralisierung und Verallgemeinerung der auf der Basis eines begrenzten Untersuchungsfeldes erzielten Erkenntnisse. Im Hinblick auf die Entgrenzungs- und Subjektivierungsthese ist dies besonders bemerkenswert, da die Vertreter durchaus auch Heterogenität und Gegentendenzen wahrnehmen. Statt diesen Beobachtungen stärker nachzugehen, wird in der Perspektive und Betonung vermeintlich 'allgemeiner Trends' verharrt. Insbesondere die in der These des Arbeitskraftunternehmers enthaltene Suche nach 'dem' gesellschaftlichen Leittypus ist stark mit dem Risiko behaftet, letztlich die gesellschaftliche Realität in zentralen Aspekten, Dynamiken und auch in ihren Hierarchien aus dem Blick zu verlieren. Hier besteht wohl ein wesentlich geringeres Verallgemeinerungspotential, als es die Ansätze der Entgrenzung und Subjektivierung nach wie vor vermuten lassen.

Zusammengenommen führt dies im Ergebnis dazu, dass übersehen wird, worauf feministische Forschung schon seit ihren frühen Tagen hinweist: *dass Trennung, Interdependenz und Verknüpfung schon immer konstitutive Momente des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' sind*. Wo die Protagonisten der Entgrenzungs- wie der Subjektivierungsthese dies als neue Entwicklung oder neue Qualität ausmachen, ist zutreffender von einer *Neutarierung eines 'alten Verhältnisses' zu reden, eines Verhältnisses, dass eben nicht erst seit neustem, sondern in weiten Teilen schon immer ein prekärer und fragiler gesellschaftlicher Kompromiss ist*.

Damit wird zugleich noch einmal der Gewinn eines Verständnisses von 'Arbeit und Leben' als Ko-Konstitutionsverhältnis deutlich. Denn in einer solchen Perspektive, die davon ausgeht, dass das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' durch eine Gleichzeitigkeit und Bedingtheit von Trennung und Verknüpfung gekennzeichnet ist, lassen sich die Strukturveränderungen zwischen 'Arbeit und Leben' als Neujustierung verstehen, in der alte und neue Entgrenzungen wie auch Begrenzungen zu beobachten sind, die wiederum mit sich verändernden Herausforderungen und Anforderungen auf der Ebene der Subjekte einhergehen. Die Auseinandersetzung in diesem Kapitel unterstreicht überdies erneut den Bedarf, diesen Veränderungsprozess dabei auch in seiner politischen Dimension und vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Interessen und Machtverhältnisse zu analysieren.

8 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' und 'Balance von Arbeit und Leben'

Eine maßgebliche Blickrichtung, unter der das Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen seit geraumer Zeit thematisiert wird, stellen schließlich die Debatten um eine 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' bzw. eine 'Balance von Arbeit und Leben' dar. Bereits in der Einleitung dieser Untersuchung ist angesprochen worden, dass das Thema 'Vereinbarkeit' in Politik und Wissenschaft in der jüngeren Vergangenheit enorm an Bedeutung gewonnen hat. Die Gründe hierfür sind vielfältig und im Verlauf dieser Arbeit bereits verschiedentlich angesprochen bzw. beleuchtet worden. Insbesondere Veränderungen der Arbeitswelt, der Wandel der Geschlechterverhältnisse und sich verändernde Familien- und Lebensformen werden als Entwicklungen identifiziert, die einstmals verbreitete Vereinbarkeitsmuster und hier gerade das traditionelle Ernährermodell in Frage stellen. In der Einleitung zu dieser Untersuchung habe ich zudem darauf hingewiesen, dass es seit einiger Zeit vor allem bevölkerungspolitisch und ökonomisch angeleitete Überlegungen sind, die die Problematik der Vereinbarkeit aktuell zu einer bedeutenden gesellschaftlichen Frage haben werden lassen. In einer Verbesserung der Vereinbarkeit wird dabei ein zentraler Schlüssel für die Erhöhung der Geburtenrate sowie die Sicherung des Bestandes an (qualifizierten) Erwerbskräften gesehen (vgl. u.a. BMFSFJ 2005a; Bundeszentrale für politische Bildung 2005; Kaufmann 2007 und 2005; Rürup/Gruescu 2003).[1]

1 Vor allem der demographische Diskurs ist in der letzten Zeit enorm erstarkt. Vielfach wird in diesem Zusammenhang die These einer bevorstehenden demographischen Krise vertreten: Aufgrund sinkender Altersterblichkeit und niedriger Fertilität wird eine Zunahme des Anteils älterer Menschen an der Bevölkerung sowie ein Rückgang der Bevölkerung insgesamt prognostiziert. Verknüpft wird dies mit zum Teil dramatischen Zukunftsbildern: schrumpfende Gesellschaft, Nachwuchsmangel, Probleme für die generationenübergreifende Finanzierung der Sozialsysteme (vgl. u.a. Kaufmann 2005; Sinn 2004). Vgl. kritisch zum aktuellen demographischen und familienpolitischen Diskurs u.a. Auth/Holland-Cunz 2007; Farahat u.a. 2006; Nowak 2009; Veil 2006).

Im Rahmen dieses Kapitels kann nicht die ganze Vereinbarkeitsdiskussion in den Blick genommen werden. Entsprechend der von mir vorgenommenen Fokussierung auf eine Auseinandersetzung mit deutschsprachigen wissenschaftlichen Perspektiven und Ansätzen beschränke ich mich auch in diesem Kapitel auf die deutschsprachige wissenschaftliche Vereinbarkeitsdebatte.[2]

Die Feststellung der aktuellen Prominenz der Vereinbarkeitsfrage deutet implizit bereits an, dass diese nicht immer so breit diskutiert wurde wie heute. Dies gilt auch für die Wissenschaft. In den 1970er Jahren war das Thema im Wesentlichen der Frauenarbeitsforschung vorbehalten. Die in Kapitel 5 exemplarisch betrachteten Ansätze der Frauenarbeitsforschung können als frühe Beiträge zur Vereinbarkeitsfrage verstanden werden. Seither hat sich die wissenschaftliche Debatte erheblich verbreitert. Bereits ein oberflächlicher Blick in die Literatur fördert schnell zutage, dass heute eine Fülle an wissenschaftlichen Publikationen zum Thema existiert, und das Vereinbarkeitsthema wird in verschiedenen Disziplinen und über Disziplingrenzen hinweg bearbeitet. Zu den Disziplinen zählen die Frauen- und Geschlechterforschung, die Familien-, Arbeits-, und Demographieforschung, die Arbeits- und Organisationspsychologie oder auch die Rechtswissenschaft. Mit der Vielfalt an Disziplinen geht eine Mannigfaltigkeit an Ansätzen, Herangehensweisen und Perspektiven einher. Das Spektrum an konkreten Fragestellungen ist weit gefächert und kaum überschaubar (vgl. Bothfeld 2005, 15ff.; Kastner 2004).

Ebenso weisen die Untersuchungen unterschiedliche Schwerpunktsetzungen auf, was die Betrachtung der Lebensbereiche betrifft. Die Schwerpunktsetzung hängt zumeist mit der disziplinären Ausrichtung zusammen. So stellen Forschungen aus dem Feld der Arbeitsforschung bei Fragen der Vereinbarkeit tendenziell den Bereich der Erwerbsarbeit in den Mittelpunkt. Genau anders herum verhält es sich bei Forschungen zum Thema Vereinbarkeit aus dem Bereich der Familienforschung. Hier steht in der Regel die Familie im Zentrum der Aufmerksamkeit (vgl. Jürgens 2006, 101-143). Eine Gemeinsamkeit der Vereinbarkeitsliteratur liegt demgegenüber darin, dass sie sich insgesamt durch eine vergleichsweise starke

2 Damit ist nicht gesagt, dass die im Folgenden für die Wissenschaft benannten Aspekte nicht auch für die politische Debatte zutreffend sind – im Gegenteil. Naheliegend sind Übereinstimmungen schon angesichts der auch in diesem Politikfeld vorhandenen Verbindungen zwischen Politik und Wissenschaft (z.B. in Form von Sachverständigenkommissionen). Die Debatten lassen sich zudem nur schwer voneinander trennen. Aber die Grundlage der nachfolgenden Betrachtung bilden als wissenschaftlich zu deklarierende Texte und eben nicht Stellungnahmen von Politikerinnen und Politikern, Parteien, Ministerien, Verbänden usw.

Anwendungsorientierung auszeichnet. Ein Großteil der Publikationen vertritt den Anspruch, konkrete Gestaltungsvorschläge für eine 'bessere' Vereinbarkeit bzw. Balance zu unterbreiten. Erhebliche Differenzen bestehen dabei allerdings hinsichtlich der Zielperspektive. Hinter dem Postulat der Vereinbarkeit stehen ganz unterschiedliche Vorstellungen und Varianten der 'richtigen' Art und Weise der Kombination von Familie und Beruf.[3] Mit 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' oder 'Balance von Arbeit und Leben', so lässt sich die Gemengelage zusammenfassen, wird in der Wissenschaft kein klar abgegrenztes Feld beschrieben. Vielmehr handelt es sich um Bezeichnungen für ein weitläufiges Themenfeld, das sich durch eine erhebliche Bandbreite und Heterogenität auszeichnet (vgl. auch Höpflinger u.a. 1991).

Mit der Vereinbarkeitsdebatte wird in der vorliegenden Untersuchung der Blick nun auch über die Arbeitsforschung hinaus gerichtet. In Anbetracht der Breite des Themas ergibt sich für das Anliegen einer Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Vereinbarkeitsdebatte ein Reduktionszwang. Anders als etwa im Falle der in Kapitel 5 betrachteten frühen Frauenarbeitsforschung oder der in Kapitel 7 beleuchteten Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung lassen sich zudem keine zentralen Ansätze oder Beiträge bestimmen. Ich werde daher im Rahmen dieses Kapitels anders vorgehen als in den vorherigen Kapiteln. Nachfolgend stehen in Abschnitt 8.1 zunächst nicht einzelne Untersuchungen im Zentrum, vielmehr soll das Augenmerk vorerst auf Merkmale gerichtet werden, die sich herauskristallisieren, wenn man die wissenschaftliche Vereinbarkeitsdebatte insgesamt in den Blick nimmt. Eine solche auf das 'Gesamte' ausgerichtete Perspektive muss gezwungenermaßen mit Vereinfachungen arbeiten. Die Erörterung ist daher, ähnlich wie meine Ausführungen in Teil A, als Auseinandersetzung mit dominanten Tendenzen der Debatte zu verstehen.[4]

3 In Teilen der Forschung wird argumentiert, dass angesichts der heutigen Vielfalt an Lebensentwürfen, (familialen) Lebensmodellen und -arrangements auch verschiedene Zielperspektiven und Leitmotive notwendig sind. In diesem Zusammenhang wird insbesondere auch für eine Orientierung der Politik an mehreren Leitbildern bzw. einem 'flexiblen Leitbild' plädiert. Modelle zur besseren Koordination von Beruf und Familie müssten auf ein ganzes Bündel von Problemstellungen reagieren und darüber hinaus für verschiedene Personen mit verschiedenen Prioritätensetzungen und Lebensentwürfen eine Hilfe sein (vgl. u.a. Dingeldey 2006, 373ff.; Fuchs 1994).

4 So treffen auf einige wissenschaftliche Beiträge die hier herausgearbeiteten Charakteristika nur in Teilen oder in spezifizierter Form zu. Zudem haben einige der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in dem Feld selbst auf den einen oder anderen der nachfolgenden Punkte hingewiesen und ich knüpfe z.T. auch an diese an.

Ebenfalls ähnlich wie im Falle der Arbeitsforschung haben die sich seit einiger Zeit vollziehenden gesellschaftlichen Transformationen auch Neujustierungen in der Vereinbarkeitsforschung mit sich gebracht. In Abschnitt 8.2 wird das Augenmerk exemplarisch auf aktuellere Studien aus dem Feld der Vereinbarkeitsforschung gerichtet. Die ausgewählten Untersuchungen beleuchten in der einen oder anderen Weise das Thema 'Vereinbarkeit' als ein Feld politischer und sozialer Auseinandersetzung, welches von unterschiedlichen und sich widersprechenden Interessen, Normen, sich verändernden Kräfteverhältnissen und Machtkonstellationen geprägt ist. Da in den bisher betrachteten Ansätze eben dieser Aspekt nur ungenügend berücksichtigt wurde, lässt eine Betrachtung solcher Studien fruchtbare Hinweise erwarten. In Abschnitt 8.3 werden schließlich erneut die Ergebnisse zusammengetragen.

8.1 Analytische Verengungen und ihre Folgen[5]

In der Literatur ist in Bezug auf die Vereinbarkeitsdebatte in jüngerer Zeit mehrfach auf Probleme und Unklarheiten auf der Begriffsebene hingewiesen worden (vgl. u.a. Jürgens 2006, 104-109 und 168f.; Resch 2007, 105-110; Ulich/Wülser 2004, 309f.). Die Kritik stellt auf unterschiedliche Aspekte ab. Angesprochen werden insbesondere folgende Punkte: (1) Eine Uneinheitlichkeit der verwendeten Begrifflichkeiten: Mit den Formulierungen 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie', 'Balance von Arbeit und Leben' und in jüngerer Zeit vermehrt auch 'Work-Life-Balance' existieren mehrere Begriffe nebeneinander und die konkrete Begriffswahl bleibt nicht immer, aber oftmals unerläutert. (2) Unterschiede in den Begriffskonnotationen: Dies gilt etwa hinsichtlich des Balance-Begriffs. In einigen Beiträgen wird mit diesem auf einen Zustand der Balance abgestellt, andere betonen damit einen Prozess des (Aus-)Balancierens. (3) Irreführungen in den Formulierungen: Hier wird insbesondere auf Probleme der Formulierung 'Arbeit und Leben' hingewiesen. Im Zentrum steht dabei der auch schon einleitend in dieser Arbeit angeführte Punkt, dass die Formulierung 'Arbeit und

5 Bei diesem Abschnitt handelt es sich um eine bearbeitete Version meines im Sammelband *Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention* (2008) veröffentlichten Artikels (vgl. Janczyk 2008). Herausgeber des Sammelbandes ist das Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur" an der Philipps-Universität Marburg, in dessen Rahmen die vorliegende Arbeit in weiten Teilen entstanden ist (vgl. Marburger Gender-Kolleg 2008).

Leben' insofern irreleitend ist, als sie transportiert, dass das Leben jenseits der Arbeit stattfindet und es im Leben keine Arbeit gibt.

Meines Erachtens verweisen die Ausführungen zu begrifflichen Problemen in erster Linie darauf, dass die Popularität des Themas in umgekehrtem Verhältnis zur Klarheit und Überzeugungskraft der verwendeten Begriffe steht. Die Probleme der wissenschaftlichen Vereinbarkeitsdebatte sind in meinen Augen jedoch nicht lediglich und auch nicht vorrangig begrifflicher Natur. Mir kommt es daher an dieser Stelle nicht auf eine genaue Begriffsklärung an.[6] Vielmehr soll auf einige analytische Engführungen der Debatte hingewiesen werden. Hierbei fließen gerade auch in den vorangegangenen Kapiteln erzielte Erkenntnisse mit ein.

8.1.1 Vereinbarkeit – ein 'Frauenproblem'?

In Beiträgen, die sich mit der wissenschaftlichen Vereinbarkeitsdebatte auseinandersetzen, ist bereits wiederholt darauf hingewiesen worden, dass die Forschung zu Fragen der Vereinbarkeit lange eine deutliche Fokussierung auf Frauen, respektive berufstätige Mütter, aufgewiesen hat und auch heute oftmals immer noch aufweist (vgl. Correll/Janczyk/Lieb 2004, 265ff.; Geissler 1995; Höpflinger u.a. 1991, 2). Viele Analysen sind von vornherein auf Frauen ausgerichtet. Zum Teil lässt sich dies bereits an den Forschungstiteln ablesen (vgl. z.B. Brüderl/Paetzold 1992; Endepohls-Ulpe/Jesse 2006; Ludwig u.a. 2002). In anderen Untersuchungen wird zwar konstatiert, dass die Vereinbarkeitsfrage kein reines 'Frauenproblem' darstellt, und die Notwendigkeit einer Einbeziehung von Männern formuliert. Zumeist wird dies in den Untersuchungen selbst aber nicht systematisch umgesetzt, sondern es klingt lediglich an. Im Zentrum stehen auch hier Frauen und die Frage, wie sich eine 'bessere' Vereinbarkeit von Familie und Beruf für diese erreichen lässt (vgl. z.B. Fuchs 1994; Lange 2002). Überdies fokussieren auch viele der größer angelegten Datenerhebungen und Befragungen auf Frauen, wenn es um die Vereinbarkeitsfrage geht.[7]

6 Die Formulierungen 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie', 'Balance von Arbeit und Leben' und 'Work-Life-Balance' werden hier vielmehr weitgehend synonym zur Bezeichnung eines weitläufigen Problem- und Forschungsfeldes benutzt.

7 Beispiel hierfür ist eine im Jahr 2000 durchgeführte Studie des IAB zu den Auswirkungen der Reform des Bundeserziehungsgeldgesetzes von 1992. In der telefonischen Erhebung wurden 3000 west- und ostdeutschen Frauen, deren Kinder nach 1991 geboren waren, nach ihren Erfahrungen und Wünschen für eine verbesserte Koordination von Beruf und Familie befragt. Männer wurden nicht befragt (vgl. u.a. Beckmann/Kurtz 2001; Engelbrech/Jungkunst 2001).

Der zentrale Grund für die vorrangige Ausrichtung auf Frauen liegt in folgender, schon mehrfach angesprochenen Tatsache: Bei der Koordination von Beruf und Haus- bzw. Familienarbeit handelt es sich um ein Problem, dessen Bewältigung mehrheitlich Frauen obliegt. Wie meine Ausführungen in Kapitel 5 zeigen, hat schon die frühe Frauenarbeitsforschung freigelegt, dass dem Zusammenhang von Beruf/Arbeit und Familie/Leben ein geschlechtsspezifisches und geschlechterhierarchisches Fundament zugrunde liegt. Seither hat die Frauen- und Geschlechterforschung vielfach aufgezeigt, dass und warum dieses sich trotz allerlei Veränderungen als grundsätzlich beständig erweist und sich gerade auch in einer anhaltenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung niederschlägt (vgl. Kapitel 5; Gottschall 2000).[8] Für die Vereinbarkeitsproblematik bedeutet dies: Reduziert man die Frage der Koordination verschiedener Lebensbereiche auf ein 'Frauenproblem', so liegt hierin die Gefahr, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung quasi als gegeben vorauszusetzen und damit zugleich das geschlechtspezifische und geschlechterhierarchische Fundament im Zusammenhang von Erwerbsarbeit und Reproduktionsarbeit nicht in Frage zu stellen. Jedenfalls lässt sich für eine Reihe von Studien feststellen, dass diese Problematik lediglich gestreift wird oder sogar gar nicht in den Blick gerät.

Ferner lässt sich gegen eine Fokussierung auf Frauen ein Argument benennen, welches ich in Auseinandersetzung mit den Ansätzen der Frauenarbeitsforschung entwickelt habe. Ich habe in Kapitel 5 dargelegt, dass selbst die frühe Frauenarbeitsforschung zwar das Augenmerk auf die geschlechterhierarchische Arbeitsteilung richtet, von der Grundanlage her diese Problematik aber im Kern aus der Perspektive von Frauen thematisiert. Damit wird in einer solchen Perspektive zwar angesprochen, aber tendenziell unterbelichtet, dass es sich nicht 'nur' um einen Geschlechterkonflikt, sondern, damit verwoben, eben gerade auch um eine darunter liegende „Grundproblematik der Organisation, Gestaltung und Verteilung von Arbeit" (Kurz-Scherf 2007, 278) handelt; dass hier also grundsätzliche quantitative und qualitative Unvereinbarkeiten und Widersprüche zwischen Erwerbs- und Hausarbeit zum Tragen kommen (vgl. Abschnitt 5.3). Auch hier kann eine Perspektivausrichtung auf Frauen *und* Männer zumindest helfen, in

8 Seinen Ausdruck findet dies vor allem in der nach wie vor mangelnden männlichen Beteiligung an Haus- und Familienarbeit. Insbesondere Zeitbudgetstudien fördern zutage, dass die Verteilung unbezahlter Arbeit vom Wandel der Geschlechterverhältnisse nahezu unberührt geblieben ist. Von 1991/1992 bis 2001/2002 hat sich der Umfang des Engagements von Männern an der Haus- und Familienarbeit wenig verändert; Frauen leisten weiterhin den Großteil der unbezahlten Arbeit (vgl. für einen Überblick Döge/Volz 2004; BMFSFJ 2005b).

den Blick zu rücken, dass es sich bei dem sogenannten Vereinbarkeitsproblem nicht um ein 'Frauenproblem', sondern um ein gesellschaftliches Problem der Organisation, Gestaltung und Verteilung von Arbeit handelt, dessen Ursachen in einem komplexen Gefüge politischer, sozialer und kultureller Momente begründet liegen.

Hinzu kommt schließlich ein weiterer Aspekt. Auch wenn die Balancefrage nach wie vor überwiegend eine Angelegenheit von Frauen ist, so haben sich im Zuge des Wandels der Geschlechterverhältnisse und der Transformation der Arbeitswelt doch auch Veränderungen vollzogen, die dazu führen, dass die Koordination verschiedener Lebensbereiche heute auch eine Herausforderung für ein Reihe von (jüngeren) Männern darstellt. Verwiesen sei hier nur auf Entwicklungen im Feld der Erwerbsarbeit, wie sie etwa im Rahmen der Entgrenzungs- und Subjektivierungsdebatte thematisiert werden. Trotz der an den Ansätzen geäußerten Kritik weisen diese darauf hin, dass sich – jedenfalls in bestimmten Beschäftigungsbereichen – Entwicklungen vollziehen, welche für die betroffenen Beschäftigten, sowohl für Frauen als auch für Männer, veränderte und verschärfte Anforderungen im Hinblick auf die Koordination von Erwerbsarbeit, Familie, Freizeit, Freundschaft usw. mit sich bringen (vgl. Kapitel 7.1.2 und 7.2.2).

Verwiesen sei zudem darauf, dass diverse Studien der letzten Jahre festgestellt haben, dass sich Männer und insbesondere Väter ein stärkeres Engagement in der Familie wünschen und sich außerdem die Erwartungen der Partnerinnen verändern (vgl. u.a. Fthenakis/Minsel 2002). Auch dies bringt wachsende Koordinationsanforderungen für Männer mit sich. Allerdings fördern die Daten bislang eine deutliche Diskrepanz zwischen einerseits Wunsch und Erwartungen und andererseits der tatsächlichen Beteiligung an der Haus- und Familienarbeit zutage (vgl. Statistisches Bundesamt 2004, 552-554). Hier stellt sich die Frage nach den Gründen für dieses Missverhältnis. Damit ist aber wieder der oben genannte Punkt angesprochen: die Frage nach dem geschlechtsspezifischen und -hierarchischen Fundament der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit.

8.1.2 Familie – und der Rest vom 'Rest des Lebens'?

Ein weiteres Merkmal der Vereinbarkeitsforschung liegt darin, dass sie sich, was den Bereich jenseits der Erwerbsarbeit betrifft, stark auf die Familie und hier wiederum auf den Aspekt der Kinderbetreuung konzentriert. In Untersuchungen, die mit dem Ausdruck 'Beruf und Familie' arbeiten, steckt die Fokussierung auf die Familie bereits in der Formulierung, und ein näherer Blick in die Beiträge macht zumeist schnell deutlich, dass dabei die 'Kinderfrage' im Zentrum steht (vgl. z.B. Eichhorst 2007; Faber/Borchers 1999; Gewerkschaftliche Monatshefte 2004). Untersuchungen, die mit dem Begriff der 'Work-Life-Balance' oder 'Balance von Arbeit und Leben' operieren, scheinen demgegenüber weiter gefasst. Eine genauere Betrachtung fördert jedoch zutage, dass die Erweiterung zumeist lediglich auf der Begriffsebene erfolgt und die Beiträge inhaltlich, wenn es um das 'Leben' geht, ebenfalls auf die Familie und hier maßgeblich die Frage der Kinderbetreuung fokussieren (vgl. z.B. Rost 2004; Schneider 2007). Und erneut lässt sich auch im Hinblick auf einschlägige statistische Erhebungen feststellen, dass diese, wo die Frage des Austarierens verschiedener Lebensbereiche tangiert wird, weitgehend auf Beruf, Familie und Kinder abstellen (vgl. Statistisches Bundesamt 2004, 534ff; auch Weinmann 2005).

Für diese Konzentration auf Familie und Kinder sind mehrere Gründe identifizierbar. Sie hängt in Teilen mit der vornehmlichen Orientierung der Forschung auf Frauen bzw. Mütter zusammen. Aber auch für Untersuchungen, die den im vorherigen Abschnitt angedeuteten Entwicklungen Rechnung tragen und die Perspektive auf Männer ausweiten, ist festzustellen, dass diese auf Väter und damit ebenfalls auf Familie und Kinder fokussieren (vgl. u.a. Döge/Behnke 2005; Gesterkamp 2007). In Anbetracht der Tatsache, dass die Geburt eines Kindes besondere Anforderungen für die Vermittlung von Beruf und Familie mit sich bringt und gerade für Frauen einen sensiblen Punkt im Lebensverlauf markiert, spricht einiges für eine besondere Berücksichtigung des Komplexes 'Familie und Kinder'. Beschränkt man die Perspektive aber hierauf, bleiben bestimmte Momente unberücksichtigt: Außen vor bleiben zum einen andere Tätigkeiten, Aktivitäten und Bereiche des Lebens jenseits der Elternschaft – wie Hobbys, Freundschaft, Pflegeaufgaben, soziale und politische Tätigkeiten. Außen vor bleiben zugleich aber auch Probleme hinsichtlich der Koordination eben dieser Momente mit beruflichen Anforderungen und Bedürfnissen, wie sie, von den hier betrachteten Ansätzen, vor allem in den Forschungen zur 'Alltäglichen Lebensführung' angesprochen werden (vgl. Kapitel 6).

Zum anderen werden bestimmte Personengruppen nicht untersucht – nämlich Kinderlose und solche Eltern, die keine Kinderbetreuungsaufgaben mehr zu erfüllen haben. Wenig erforscht ist die Frage, ob und inwiefern auch unverheiratete, kinderlose, erwerbstätige Frauen und Männer Vereinbarkeitsprobleme haben – etwa, wenn es darum geht, die beruflichen Anforderungen mit dem Bedürfnis nach sozialen, freundschaftlichen Kontakten sowie auch mit politischen oder ehrenamtlichen Tätigkeiten zu vereinbaren (vgl. u.a. Correll 2005). Gerade aktuell wird eine Konzentration auf Familie und Eltern zunehmend problematisch. Vor dem Hintergrund einer wachsenden Anzahl kinderloser Personen sowie dem Trend

zu kleineren Familien und damit kürzeren Familienphasen bleiben ein steigender Teil der Bevölkerung und eine Reihe von Balanceproblemen unterbelichtet.

8.1.3 Alles nur eine Frage der Zeit?

Des Weiteren fördert eine Analyse der Literatur zutage, dass die Vereinbarkeitsforschung eine starke Schwerpunktsetzung auf den Aspekt der Zeit aufweist. In der jüngeren Forschung ist speziell die Frage nach den Auswirkungen flexibler Arbeitszeiten auf die Koordinationsmöglichkeiten von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen von besonderem Interesse (vgl. für eine Übersicht u.a. Auth 2004; Linne 2002; Mischau/Oechsle 2005).

Auch diesbezüglich lassen sich mehrere Gründe benennen. So kommt dem Faktor Zeit zweifellos eine sehr wichtige Bedeutung hinsichtlich der Koordinierungsmöglichkeiten von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen zu. Dauer, Lage und Verteilung der Arbeitszeit, Schulzeiten und Öffnungszeiten von Kinderbetreuungseinrichtungen usw. spielen eine zentrale Rolle für die Koordinationsmöglichkeiten verschiedener Lebensbereiche. Zudem – oder auch angesichts dessen – gehört die Zeitforschung und vor allem die Arbeitszeitforschung traditionell zu einem starken Forschungsstrang. In der Literatur wird dazu verschiedentlich ausgeführt, dass die Arbeitszeitpolitik und -entwicklung bis in die 1980er Jahre vorrangig von kollektiven Arbeitszeitregelungen und -verkürzungen geprägt war und auch die Forschung diese Aspekte entsprechend in den Vordergrund gestellt hat. Ab Anfang der 1990er Jahre wird sodann eine Zunahme der Flexibilisierung von Arbeitszeiten ausgemacht und, wie angesprochen, eine Orientierung der Forschung auf eben diese Entwicklungen und gerade auch die Auswirkungen flexibler Arbeitszeiten auf die Frage der Vereinbarkeit thematisiert. Die Forschungen zu Arbeitszeit und Vereinbarkeit erfahren eine enorme Konjunktur.[9]

Jedoch gilt auch in diesem Punkt, dass die Vereinbarkeitsproblematik nicht nur die Frage eines zeitlichen Balanceakts umfasst und eine Beschränkung hierauf zu kurz greift. Erneut kann hier auf die in Kapitel 5 betrachteten Ansätze der Frauenarbeitsforschung verwiesen werden. Wie dargelegt, werden in diesen die unterschiedlichen Konstitutionen und Funktionslogiken von Beruf und Familie und die damit einhergehenden divergierenden Verhaltensanforderungen herausgearbeitet. Sie verdeutlichen darüber hinaus, dass aufgrund der Unterschiede in

9 Zur Entwicklung der Arbeitszeitpolitik sowie der Arbeitszeitforschung in Deutschland seit der Nachkriegszeit vgl. u.a. Auth 2004; Hielscher 2006.

Bezug auf Inhalt, Anforderung und Struktur der Tätigkeiten in verschiedenen Lebensbereichen die Vermittlung dieser Lebensbereiche nicht nur zeitliche, sondern auch psychische, soziale und emotionale Belastungen und Unvereinbarkeiten mit sich bringt.

Aktuell gibt es Anzeichen dafür, dass derartige psychische, soziale und emotionale Unvereinbarkeiten im Zuge der Transformationen der Arbeitswelt verstärkt hervortreten. Hinweise hierfür finden sich insbesondere in den Erörterungen zu Entgrenzung und Subjektivierung (vgl. Kapitel 7). Dort wird debattiert, dass der „Zugriff auf den gesamten Menschen" sich in bestimmten Beschäftigungsbereichen in Form einer erheblichen Leistungsintensivierung und einem „Arbeiten ohne Ende" niederschlägt und dabei in wachsendem Maße psychische, emotionale und soziale Belastungen und Überforderungen zutage treten (vgl. u.a. Pickshaus u.a. 2001). Marianne Resch und Eva Bamberg formulieren sogar die These, dass „die Qualität der Tätigkeitsbereiche – im Sinne der jeweiligen Ausprägung der Belastungen, Ressourcen und Anforderungen – eine mindestens ebenso wichtige, wenn nicht sogar bedeutsamere Rolle spielt, als Fragen der zeitlichen Verteilung" (Resch/Bamberg 2005, 174). Ob und inwiefern dies zutrifft, ist wohl eine noch näher zu erforschende Frage.

8.1.4 Illusion einer Eintracht: De-Thematisierung von Widersprüchen, Hierarchien und Konflikten

Schließlich lässt sich mit Blick auf die jüngere Vergangenheit beobachten, dass im Zuge der sich ausbreitenden Forschung rund um Vereinbarkeit vermehrt Ansätze und Untersuchungen entstehen, denen die Vorstellung einer Harmonisierbarkeit von Beruf/Arbeit und Familie/Leben innewohnt. Das Problem daran ist nicht das Ziel einer gelungenen Vermittlung der Lebensbereiche an sich. Das Problem liegt vielmehr darin, dass die Vorstellung transportiert wird, die unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbereiche und ihre Anforderungen ließen sich ohne tieferen Eingriff in die Funktions- und Handlungslogiken der Bereiche und ein weiteres Aufbrechen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung geschlechtergerecht miteinander in Einklang bringen. Diese Ansätze fallen damit hinter lang existierende Erkenntnisse feministischer Forschung zur widersprüchlichen und (geschlechter) hierarchischen Struktur des Zusammenhangs von Beruf und Familie zurück. Zur Erinnerung: Trotz erheblicher Unterschiede ist den in Kapitel 5 betrachteten feministischen Ansätzen gemein, dass sie den Zusammenhang von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen als durch Widersprüche, Hierarchien und Konflikte geprägt entschlüsseln. Sowohl Beck-Gernsheim und Ostner als auch

Becker-Schmidt u.a. sehen die Ursachen hierfür in geschlechterhierarchischen und kapitalistischen Strukturen. Entsprechend zielen beide Ansätze auf Veränderungen eben dieser Strukturen und Verhältnisse, um eine bessere Vermittlung zwischen den verschiedenen Lebensbereichen zu ermöglichen und Geschlechterungleichheiten abzubauen. Darüber hinaus bleiben aber auch Erkenntnisse außen vor, welche die Frauenarbeitsforschung wie auch die jüngeren Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung im Hinblick auf die 'Rücksichtslosigkeit' der Erwerbsarbeit gegenüber anderen Arbeits- und Lebensbereichen hervorgebracht haben (vgl. Kapitel 5 und 7). Oder anders formuliert: Nur wenn die seitens der (Frauen-)Arbeitsforschung herausgearbeiteten Probleme hinsichtlich der Organisation von 'Arbeit und Leben' außer Acht gelassen werden, lässt sich die Idee einer widerspruchslosen Integration aufrecht erhalten.[10]

Konkret mangelt es vielen Studien erstens schon grundsätzlich an einer Auseinandersetzung mit der Frage widersprüchlicher und konflikthafter Momente in der Organisation von 'Arbeit und Leben'. Ein Beispiel hierfür stellt die Studie von Harald Rost *Work-Life-Balance. Neue Aufgaben für eine zukunftsorientierte Personalpolitik* (2004) dar. Rost will darin praktische Hinweise für betriebliche Maßnahmen liefern, die eine 'konfliktfreie Vereinbarkeit' ermöglichen. Er betrachtet hierzu Ansätze, die bereits in der Praxis erprobt wurden (Best Practise). Erwähnt Rost eingangs seiner Studie noch, dass Beschäftigte, die versuchen, Erwerbsarbeit und den 'Rest des Lebens' unter einen Hut zu bekommen, fast unweigerlich in Konflikte geraten (vgl. Rost 2004, 8), werden diese Konflikte und ihre Ursachen im Weiteren keiner näheren Betrachtung unterzogen. Ohne tiefergehende Analyse wird das Ziel einer „konfliktfreien Vereinbarkeit von Familie und Beruf" (Rost 2004, 13) formuliert. Ähnliches findet sich auch in Norbert F. Schneiders Überlegungen zu *Work-Life-Balance* (2007). 'Work-Life-Balance' zielt für ihn darauf ab, „eine Situation in den Unternehmen zu schaffen, die es Mitarbeitern beider Geschlechter ermöglicht, Erfolg und Zufriedenheit in der Berufsarbeit, ein glückliches Familienleben und erfüllende soziale Beziehungen im Privatleben zu haben" (Schneider 2007, 65). Dass dieser harmonischen Zielvorstellung hohe Hürden im Weg stehen, bleibt auch hier unbelichtet. Etwaige Widersprüche und Unvereinbarkeiten zwischen den betriebswirtschaftlichen

10 Die Kritik einer Ausblendung von Hierarchien und Widersprüchlichem ist in der Vergangenheit bereits bezogen auf die Begriffswahl formuliert worden. Kerstin Jürgens etwa spricht in Bezug auf den Begriff der Vereinbarkeit von einer „semantischen Verharmlosung von strukturell Widersprüchlichem" (Jürgens 2006, 104). Das Problem geht aber erneut über die hier angesprochene Begriffsebene hinaus.

Verhaltensanforderungen auf der einen und den familialen/lebensweltlichen auf der anderen Seite, wie sie die feministische Forschung zutage gefördert hat, kommen nicht zur Sprache.

Zweitens bleibt in vielen Studien die ebenfalls seitens der feministischen Forschung aufgezeigte Tatsache unterbelichtet, dass eines der zentralen Vereinbarkeitsprobleme für Frauen in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung liegt. Werner Eichhorst und Eric Thode etwa konstatieren in ihrer Studie *Vereinbarkeit von Familie und Beruf* (2002), dass Deutschland im europäischen Vergleich einen deutlichen Rückstand bei der Erwerbsbeteiligung sowie dem Beschäftigungsniveau von Frauen aufweist. In der Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sehen sie einen Schlüssel, dieses Defizit zu beheben. Als wichtige Voraussetzungen für eine verbesserte Vereinbarkeit werden Aspekte wie Kinderbetreuungsausbau, Freistellungs- und Re-Integrationsangebote und flexible Arbeitszeiten genannt. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und insbesondere die Frage einer stärkeren Beteiligung von Männern an der Familien- und Hausarbeit als Voraussetzung für eine Verbesserung der Vereinbarkeitsmöglichkeiten von Frauen bleiben unerwähnt. Rost und Schneider gehen in ihren Erörterungen insofern weiter, als dass sie die Frage der Vereinbarkeit als eine verstehen, die Frauen und Männer betrifft. Entsprechend beziehen sie Frauen und Männer ein. Bei Rost erfolgt dies allerdings, ohne dass dabei die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und existierende Geschlechterhierarchien thematisiert werden (vgl. Rost 2004). Bei Schneider findet die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwar in einem Nebensatz Erwähnung, sie wird aber nicht eingehender als Problem diskutiert (vgl. Schneider 2007, 67). Beide Untersuchungen sind damit gleichsam Beispiele dafür, dass mit einer Perspektivausweitung auf Männer nicht automatisch das Geschlechterverhältnis näher in den Blick rückt.

Häufig nicht reflektiert wird aktuell drittens die erwähnte, faktisch immer wieder durchschlagende Rücksichtslosigkeit der betriebswirtschaftlichen Logik und der Anforderungen der Erwerbsarbeit gegenüber anderen Lebensbereichen. Dies schlägt sich nicht nur, aber gerade auch in ausgedehnten Arbeitszeiten und in besonders drastischer Form in dem bereits angesprochenen Phänomen des 'Arbeitens ohne Ende' nieder. Gerade die Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung lenken die Aufmerksamkeit auf aktuell stark wirksame Mechanismen und Entwicklungen, die dazu beitragen, dass sich betriebswirtschaftliche Logiken und Anforderungen oftmals 'durchsetzen'. Hierzu gehören etwa tatsächliche oder auch nur vermeintliche ökonomische Sachzwänge, Leistungsdruck, unrealistische Zielvorgaben, Gruppendruck oder die Angst vor Erwerbslosigkeit (vgl. Kapitel 7). Derlei Gesichtspunkte werden in den Erörterungen von Rost, Schneider wie auch

Eichhorst und Thode nicht diskutiert und reflektiert. So entsteht der Eindruck, Beruf/Arbeit und Familie/Leben stünden sich 'gleichberechtigt' gegenüber.

Schließlich bleibt viertens auch das Ungleichgewicht zwischen Arbeitgebern und Beschäftigten wiederholt verdeckt. So spricht Rost von einer „Balance zwischen Unternehmens- und Mitarbeiterinteresse" (Rost 2004, 25) und Schneider von einer „Win-win-Situation [...], von der Unternehmen und Beschäftigte gleichermaßen profitieren" (Schneider 2007, 65) und die sich mit Work-Life-Balance-Maßnahmen verfolgen und erreichen ließe. Existierende Interessengegensätze und Machtverhältnisse zwischen Arbeitgebern und Beschäftigten finden keine Erwähnung. Bei Rost zeigt sich dies insbesondere im Rahmen der Bewertung der 'familienfreundlichen Maßnahmen'. So werden etwa flexible Arbeitszeiten als Win-win-Situation für Arbeitgeber (Optimierung der Personalplanung, Motivations- und Leistungssteigerung) und Beschäftigte (bessere Vereinbarungsmöglichkeiten in Hinblick auf Familie und Hobbies) präsentiert.[11] Dass die jeweiligen Interessen sich u.U. entgegenstehen, wird ebenso wenig angesprochen wie die Tatsache, dass flexible Arbeitszeiten sich oftmals eher zugunsten der Arbeitgeber und zu Lasten der Beschäftigten und der Belange anderer Lebensbereiche auswirken (vgl. Rost 2004, 27-56 und 65-121). Hierauf geben etwa die im Rahmen meiner Auseinandersetzung mit der Entgrenzungs- und Subjektivierungsdebatte betrachteten empirischen Studien Hinweis (vgl. Kapitel 7). Überdies gibt es mittlerweile vor allem eine Reihe von Untersuchungen aus dem Feld der Arbeitszeitforschung, die zu dem Ergebnis kommen, dass die gerade unter der Perspektive der Vereinbarkeit einst als chancenreich bewerteten Arbeitszeitflexibilisierungen sich vornehmlich als 'Einfallstor der Erwerbsarbeit' in andere Lebensbereiche erweisen und neben einer Leistungsintensivierung am Arbeitsplatz zu einer Ausweitung der Arbeitszeit führen. Die Studien zeigen, dass es zwar immer wieder auch punktuelle Win-win-Situationen gibt. Nachhaltig positive Vereinbarungseffekte für die Beschäftigten werden in erster Linie nur

11 Bei Rost liegt ein Grund hierfür nicht zuletzt auch in der Anlage seiner Studie. Die Bewertung der im Rahmen der Studie betrachteten sogenannten familienfreundlichen Maßnahmen basiert ausschließlich auf Interviews mit Geschäftsleitungen und Personalleitungen. Interviews mit Beschäftigten oder mit der Personalvertretung wurden demgegenüber nicht geführt. Dies thematisiert der Autor aber erst auf der letzten (!) Seite: „Die Betriebe haben natürlich ein Eigeninteresse, sich bei der Darstellung in der Öffentlichkeit möglichst gut zu präsentieren. Leider konnten im Rahmen des Projektes keine Interviews mit Beschäftigten oder der Personalvertretung geführt werden" (Rost 2004, 148). Dies hätte in der Studie eingehender reflektiert werden können.

dann ausgemacht, wenn die unternehmerische Logik durchbrochen wird – etwa wenn den Beschäftigten Verfügungsrechte über die Verteilung der Arbeitszeit eingeräumt werden und sich diese nicht vorrangig nach betriebswirtschaftlichen Erfordernissen richtet (vgl. u.a. Linne 2005; Seifert 2005). Genau hier aber liegen Macht- und Interessenskonflikte.

Insgesamt wird in derart angelegten Studien durch die De-Thematisierung von Widersprüchen, Ambivalenzen, Hierarchien und Konflikten letztlich die Illusion einer Eintracht aufgebaut – und zwar in mehrfacher Hinsicht: in Bezug auf das Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen, das Geschlechterverhältnis und das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Beschäftigten. Es bleibt abzuwarten, wie sich solche Tendenzen insgesamt weiter entwickeln. Dies gilt auch, weil sich neben solchen Studien, die sich vor allem im Bereich der Personal-, Management- und Beratungsforschung ausweiten, im weiten Feld der Vereinbarkeitsforschung aktuell auch eine Reihe von Ansätzen finden, die derartige Engführungen nicht aufweisen und zudem Perspektiverweiterungen im Vergleich zu früheren Forschungen offerieren.

8.2 Perspektiverweiterungen und politische Einsichten

Die allgemeine Grundtendenz, die Vereinbarkeitsfrage im Wesentlichen als ein Problem *zeitlicher* 'Balance' zwischen *Familie* und *Beruf* für *Frauen* zu verstehen, wird in der jüngeren Vergangenheit verstärkt aufgebrochen. Im Zuge der Transformationen der Arbeitswelt und Geschlechterverhältnisse werden die in einer solchen Forschungsperspektive enthaltenen Engführungen zunehmend offensichtlich und es finden sich vermehrt Forschungen, die hier Perspektiverweiterungen vornehmen. Einiges spricht dafür, dass es sich hierbei nicht lediglich um Einzelfälle, sondern um 'allgemeinere' Tendenzen und Perspektiverweiterungen in der wissenschaftlichen Vereinbarkeitsdebatte handelt: (1) Es entstehen vermehrt Studien, die in der ein oder anderen Weise Männer einbeziehen. Hierzu zählen Studien, die eine Paarperspektive verfolgen und Paar- bzw. Arbeitsteilungsarrangements untersuchen (vgl. u.a. Koppetsch/Burkart 1999; Solga/Wimbauer 2005; Wimbauer u.a. 2007). Das Thema 'Mann und Familie' wird aber auch als solches in wachsendem Maße ins Blickfeld gerückt (vgl. u.a. Döge/Behnke 2005; Ehnis 2008; Gesterkamp 2007). (2) Im Hinblick auf die hier ausgemachte bisherige Fokussierung der Forschung auf Familie und Kinder sind insofern Perspektiverweiterungen feststellbar, als dass zum einen die Frage der Koordination von Beruf und Pflegetätigkeiten verstärkt Beachtung erfährt (vgl. u.a. Klenner 2007 und 2004a). Zum anderen nimmt die Forschung zu kinderlosen Paaren

und Personen derzeit zu und in diesem Zusammenhang kommen auch vermehrt deren alltägliche Koordinationsprobleme zur Sprache (vgl. u.a. Correll 2005). (3) Forschungen, die über Zeitkonflikte hinaus auch psychischen, sozialen und emotionalen Belastungen und Unvereinbarkeiten im Spannungsfeld von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen Aufmerksamkeit schenken, finden sich am ehesten in der Arbeits- und Organisationspsychologie. Aktuell lassen sich auch dort Tendenzen einer Intensivierung der Forschung in diesem Bereich erkennen (vgl. Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 2005).

Ich werde, wie angekündigt, im Folgenden das Augenmerk exemplarisch auf einige Studien richten, die zwar teilweise die beschriebene Engführung des Vereinbarkeitsthemas aufweisen, die im Vergleich zu den in den vorangegangenen Kapiteln betrachteten Ansätzen aber insofern Perspektiverweiterungen aufweisen, als sie den Blick dafür öffnen, dass es sich bei dem Zusammenhang und der Vermittlung von 'Arbeit und Leben' auch um ein 'politisches Feld' (vgl. auch Scheele 2008) handelt.

Silke Bothfeld nimmt in ihrer Studie *Vom Erziehungsurlaub zur Elternzeit. Politisches Lernen im Reformprozess* (2005) das „deutsche Politikregime zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie" (Bothfeld 2005, 24) in den Blick. Am Beispiel der Reform des Bundeserziehungsgeldgesetzes (BErzGG) aus dem Jahr 2000 analysiert sie, wie es zu Politikwandlungen in diesem Feld kommt. Dabei ist ihr Augenmerk analytisch auf das Handeln relevanter Akteure im politischen Prozess gerichtet und hier insbesondere darauf, ob und welche Lernprozesse in der Vereinbarkeitspolitik sich bei den jeweiligen Akteuren vollziehen. Als bedeutsame Akteure des BErzGG-Reformprozesses identifiziert die Autorin die beiden Regierungsparteien SPD und Bündnis 90/Die Grünen, den DGB sowie das BMFSFJ.

Bothfeld entwickelt zunächst ein Bild des institutionellen Regimes, welches die Vereinbarkeit von Familie und Beruf hierzulande reguliert. Dieses Regime umfasst ihrer Ansicht nach eine Fülle von Regelungen und Aspekten, die in unterschiedlichen Bereichen und auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sind. Hierzu gehören für Bothfeld das grundgesetzliche Gleichberechtigungsgebot, Freistellungsregelungen von der Erwerbsarbeit für die Kindererziehung (Mutterschutz, Elternzeit etc.), Maßnahmen zur beruflichen Wiedereingliederung, Arbeitszeitgesetze und tarifvertragliche Arbeitszeitregelungen, soziale Regelungen (Kindergeld, Familienlastenausgleich, damals Erziehungsgeld), Regelungen und Angebote der Kinderbetreuung (vgl. Bothfeld 2005, 24-55).

In der Beurteilung kommt die Autorin zu der Einschätzung, dass die konkreten Regulierungen in ihrer Wirkung nicht einer einheitlichen Linie folgen,

sondern „es widersprüchliche Regulierungen gibt, die auch ungewollte oder gar widersprüchliche Effekte bewirken" (Bothfeld 2005, 24). So unterstützten vor allem die soziale Sicherung und die Kinderbetreuung eine sogenannte sequenzielle Vereinbarkeit von Familie und Beruf, in der Form, dass die Frau/Mutter für einige Zeit ihre Erwerbstätigkeit unterbricht. Daneben existierten aber – gerade durch Neuregelungen des BErzGG – auch einige Regulierungen, die eine Parallelität von Erwerbs- und Familienarbeit ermöglichen. Bothfeld sieht die Ursachen für diese Inkongruenz in verschiedenen Faktoren begründet – wie etwa der Fragmentierung des Politikfeldes der Vereinbarkeit in unterschiedliche Politikbereiche, die damit zusammenhängende Involviertheit von Akteuren und Ressorts, die unterschiedlichen Handlungslogiken folgen, sowie eine mangelnde übergeordnete Koordination der Maßnahmen in diesem Bereich. Überdies seien es aber gerade auch vorherrschende unterschiedliche und auch konkurrierende Normen und Vorstellungen über die 'richtige' Vereinbarkeit auf Seiten der Akteure, die in unterschiedliche Politikzielen mündeten und sich schließlich auch in institutionellen Inkonsistenzen des Politikregimes der Vereinbarkeit niederschlagen (vgl. Bothfeld 2005, 55f.). Bothfeld unterscheidet dabei in Anlehnung an Nancy Fraser drei konkurrierende „Paradigmen der Vereinbarkeitspolitik": das Paradigma der gleichen Anerkennung der Betreuungsarbeit, das Paradigma der allgemeinen Erwerbstätigkeit und das Paradigma der Integration von Betreuungs- und Erwerbsarbeit (vgl. Bothfeld 2005, 75).

Die Autorin geht davon aus, dass diese Paradigmen koexistieren und politische Akteure bei ihrem Handeln sich bewusst oder unbewusst an einem dieser Paradigmen orientieren. Die mehr oder minder bewusste Entscheidung der Akteure für ein Paradigma ist dabei nicht nur vom nutzenmaximierenden Interesse geleitet, sondern auch vom „individuellen Bezugsystem der Akteure und deren Beitrag zur Positionierung ihrer Organisation" (Bothfeld 2005, 81). Entsprechend muss ein auf die Analyse eines politischen Prozesses und das Handeln der politischen Akteure gerichteter Ansatz nicht nur die Interessen der individuellen und kollektiven Akteure, sondern auch ihre jeweiligen normativen Positionen, ihr Wissen sowie sich auf dieser Ebene vollziehende Veränderungen berücksichtigen (vgl. Bothfeld 2005, 80f.).

Vor diesem Hintergrund entwickelt Bothfeld auf der Basis einer Auseinandersetzung insbesondere mit Ansätzen aus dem Feld der lerntheoretischen Politikanalyse, der Wissenstheorie und -politologie, der Organisationstheorie sowie mit diskurstheoretischen Ansätzen ein Modell des „Politiklernens". Dieses Modell, das den Rahmen ihrer Analyse der Reform des BErzGG bildet, umfasst vier Stufen: die Thematisierung eines politischen Problems, die Positionierung

der Akteure durch eine Formulierung politischer Ziele, die Konkretisierung von Zielen durch Beschlüsse und Entwürfe sowie die Formulierung von Gesetzesvorhaben (vgl. Bothfeld 2005, 140-146).

Entlang dieser Stufen rekonstruiert Bothfeld das Handeln der von ihr ausgewählten Akteure im Reformprozess des BErzGG. Diese Rekonstruktionen werden in eine Analyse der Binnenstruktur sowie der programmatischen Entwicklung der jeweiligen Akteure eingebettet (vgl. Bothfeld 2005, 154-296). Ihre Akteursfallstudien liefern ein vielschichtiges Bild der jeweiligen Akteure. Die einzelnen Studien vermitteln einen Eindruck von den jeweiligen Organisationsstrukturen, den organisationsintern relevanten Akteuren, Arbeitskreisen, Gremien, Fraktionen, Referenten und Referentinnen sowie Fachpolitikern und Fachpolitikerinnen, zwischen denen unterschiedliche Vorstellungen der Vereinbarkeit ver- und konkrete Reformvorschläge ausgehandelt werden. Ebenso enthält die Studie Hinweise auf formelle und informelle Entscheidungsstrukturen, Machtverhältnisse und Netzwerke sowie auch auf Verbindungs-, Kooperations- und Konfliktlinien zwischen den betrachteten Akteuren, die im Reformprozess zum Tragen kommen.

Ohne hier näher auf die konkreten inhaltlichen Positionen und normativen Orientierungen einzugehen, die Bothfeld für die betrachteten Akteure herausarbeitet, kann festgehalten werden, dass die Studie verdeutlicht, dass es sich bei Regulierungen und Reformen im 'Politikregime der Vereinbarkeit von Familie und Beruf' auf der Ebene der politischen Akteure um einen komplexen Aushandlungs- und Lernprozess handelt – und zwar sowohl 'innerhalb' der einzelnen Akteure (also der jeweiligen Partei, ministerialen oder auch gewerkschaftlichen Struktur) als auch zwischen diesen.

Anneli Rüling thematisiert in ihrer Studie den Zusammenhang von wohlfahrtsstaatlichen Rahmenbedingungen mit individuellem Handeln. Ihre Untersuchung *Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen* (2007) nimmt dabei Paare in den Blick, die ein Modell gleichberechtigter Arbeitsteilung in Beruf und Familie verfolgen, und analysiert, wie sich solche und andere Rahmenbedingungen im Leben der untersuchten Paare niederschlagen bzw. wie die Paare damit umgehen. Rüling geht von der These aus, dass eine Betrachtung solcher 'Vorreiter' progressiver, egalitärer Lebensentwürfe Rückschlüsse darauf erlaubt, welche gesellschaftlichen Strukturen und Rahmenbedingungen ein egalitäres Arrangement ver- oder behindern (Rüling 2007, 16 und 59-62).[12]

12 Theoretisch lehnt sich die Autorin an Anthony Giddens Theorie der Strukturierung an. Die empirische Basis ihrer Untersuchung bilden leitfadengestützte Interviews mit Elternpaaren, bei denen die Paare sowohl getrennt als auch gemeinsam befragt wurden.

Rüling identifiziert in ihrem Sample drei unterschiedliche Varianten „strukturell egalitäre[r] Arrangements, bei denen Eltern jeweils das gleiche Verhältnis von Arbeit und Leben wünschen und umgesetzt haben" (Rüling 2007, 93): (1) Beide streben jeweils ein „ausbalanciertes" Verhältnis von 'Arbeit und Leben' an, (2) beide sind „erwerbszentriert" oder (3) beide sind „familienzentriert" (vgl. Rüling 2007, 92-97). Die Autorin fragt nach den (Rahmen-)Bedingungen, die sich als Barrieren für eine Etablierung und Aufrechterhaltung egalitärer Arrangements erweisen. Sie macht dabei drei „Traditionalisierungsfallen" aus. Als 'Traditionalisierungsfallen' begreift sie dabei „Konglomerate wohlfahrtsstaatlicher Regeln und Ressourcen", die „im Lebenszusammenhang von Paaren [...] als unbemerkte Handlungsbedingungen potenziell zu einer Traditionalisierung der familialen Arbeitsteilung [führen, SJ]" (Rüling 2007, 114). Als solche identifiziert sie: (1) „den beruflichen Widereinstieg der Mutter als Armutsrisiko", (2) „die Koordination der beruflichen Entwicklung beider Eltern als Überforderung", (3) „geschlechtsspezifische Deutungen bei Kindererziehung und Hausarbeit".

Das Hauptaugenmerk von Rülings Studie liegt darauf, herauszuarbeiten, inwiefern die untersuchten Paare mit diesen 'Traditionalisierungsfallen' konfrontiert sind und vor allem, wie sie mit diesen umgehen und sie bewältigen. Im Rahmen der präsentierten empirischen Ergebnisse wird wiederholt deutlich, dass die Halbe-Halbe-Arrangements keine stabilen Lösungen darstellen, sondern stetig neu verhandelt und hergestellt werden müssen. Dabei scheint auch immer wieder auf, dass neben oder auch verwoben mit den identifizierten 'Traditionalisierungsfallen' ebenfalls unterschiedliche Interessen der Partner im Spiel sind, es zu Auseinandersetzungen, Konflikten und Aushandlungen über das „Arrangement von Arbeit und Leben" (Rüling 2007, 85) kommt. Diese Ausführungen verdeutlichen insgesamt, dass die Vermittlung von – in Rülings Untersuchung – Erwerbs- und Familienarbeit auch ein Ergebnis von Aushandlungsprozessen auf der Paarebene darstellt. Sie verdeutlichen zudem, dass die Aushandlungen dabei in dem Sinne strukturgebunden sind, dass existierende gesellschaftliche Rahmenbedingungen, Werte sowie (geschlechtliche) Hierarchien und Zuschreibungen Wirkung entfalten und sich zu diesen verhalten werden muss.

Auseinandersetzungen über den Zusammenhang und die Vermittlung von 'Arbeit und Leben' finden aber nicht nur auf der Ebene staatlicher Politik und in den privaten Beziehungen statt, sie erfolgen auch im „politischen Feld Arbeit" (Scheele 2008). Hier sind in der jüngeren Zeit im Feld der Vereinbarkeitsforschung

vermehrt Untersuchungen entstanden, die auf die betriebspolitische Ebene zielen und Auskunft darüber geben, dass und wie das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' auch auf der betrieblichen Ebene ausgehandelt, strukturiert und reguliert wird. Die erhöhte Forschungsaktivität in diesem Bereich korrespondiert nicht zuletzt damit, dass das Thema 'Work-Life-Balance' auf Seiten betrieblicher Akteure in den letzten Jahren an Bedeutung gewinnt.[13]

Aufschluss darüber, dass und inwiefern sich das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' über Auseinandersetzungen und Aushandlungsprozesse im Bereich der Erwerbsarbeit strukturiert, geben ferner viele Studien der Arbeitszeitforschung und hier gerade auch eine Reihe der jüngeren Forschungen zur Flexibilisierung von Arbeitszeiten. Beispielhaft sei hier die Studie von Matthias Eberling, Volker Hielscher, Eckart Hildebrandt und Kerstin Jürgens *Prekäre Balancen. Flexible Arbeitszeiten zwischen betrieblicher Regulierung und individuellen Ansprüchen* (2004) genannt. Die Forschungsgruppe beleuchtet darin, wie Arbeitszeitflexibilisierungen in unterschiedlichen Branchen und Betriebstypen eingeführt und praktiziert werden und welches die zentralen Einflusskräfte und Strategien sind. Sie gehen dabei gerade auch der Frage nach, wie die betrieblichen Aushandlungsprozesse angelegt sind, auf welchen Ebenen und unter wessen Beteiligung sie stattfinden, welche Interessen thematisiert werden und wie sie konkret ausgestaltet werden (vgl. Eberling u.a. 2004, 17f.). Diese Fragen werden in der Studie am Beispiel der Praxis und Regulierung von Blockfreizeiten untersucht. Die Grundlage der Studie bilden fünf Fallstudien von Betrieben aus verschiedenen Branchen (Industrie, IT, Pflege, Finanzdienstleister) und unterschiedlicher Größe. Die Fallstudien basieren wiederum auf Dokumentenanalysen, Interviews mit Expertinnen und Experten sowie Beschäftigtenbefragungen (vgl. Eberling u.a. 2004, 77-85).

Eberling u.a. kommen zu dem Ergebnis, dass die in den Betrieben existierenden Arbeitszeitflexibilisierungen, auch wenn sie in Aushandlungsprozessen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zustande gekommen sind, in ihren konkreten Wirkungen vorrangig den betrieblichen bzw. betriebswirtschaftlichen Belangen entsprechen. Trotz aller Divergenzen zwischen den untersuchten Betrieben ist ihnen gemeinsam, dass Arbeitszeitflexibilisierung für die Unternehmensseite eine Strategie zur (optimalen) Anpassung der Arbeitszeit und -kapazitäten an

13 Irene Gerlach formuliert aus der Perspektive der Forschung zu Familienpolitik, dass die Erforschung betrieblicher Familienpolitik ein „junges – fast kann gesagt werden: sich noch in den Geburtswehen befindliches – Forschungsgebiet" darstellt (Gerlach 2007, 22). Forschungen entstehen insbesondere im Bereich der schon in Abschnitt 8.1.4 angesprochenen Personal-, Management- und Beratungsforschung.

den schwankenden Arbeitsanfall darstellt. Sie wird mit einer Arbeitsorganisation kombiniert, die sich insbesondere durch eine knapp bemessene Personaldecke und hohe Leistungsintensität auszeichnet. Damit bestimmen der aktuelle Arbeitsanfall und die Arbeitsorganisation letztlich die Nutzungsmöglichkeiten von Blockfreizeiten. Die Autoren sprechen von einem „Primat der Arbeit im Umgang mit Zeitguthaben" (Eberling u.a. 2004, 243): Hoher Arbeitsanfall führt zu Mehrarbeit und der Abbau von Zeitguthaben beschränkt sich letztlich nur auf die 'ruhigeren Zeiten'. Hier trifft sich die Forschungsgruppe in relevanten Punkten mit den im Rahmen von Kapitel 7 betrachteten Ansätzen und Studien zur Entgrenzung und Subjektivierung und zwar hinsichtlich der darin gemachten Ausführungen zur indirekten Steuerung.

Die Forschungsgruppe geht darüber hinaus der Frage nach, wie sich innerhalb des abgesteckten Rahmens die Organisation des Arbeitsprozesses und der Arbeitszeit konkret vollzieht. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass sich mit der Rahmensteuerung die jeweilige Organisationseinheit zur zentralen Aushandlungsinstanz für die konkrete Ausgestaltung der Arbeitszeit entwickelt. Dabei wird zum einen den unmittelbaren Vorgesetzten eine zentrale Rolle zugemessen. Obwohl diese formal nur für Feinplanungen zuständig sind, prägen sie durch ihren eigenen Arbeitstil die Zeitkultur einer Abteilung und beeinflussen zudem über die Zeitkontoführung der Beschäftigten auch die konkrete Nutzung von Zeitguthaben. Eine zentrale Rolle wird zum anderen der Arbeitsgruppe zugemessen, innerhalb der die konkrete Ausgestaltung der Arbeitszeit verhandelt und organisiert wird. Hier identifizieren die Forschenden eine Reihe von Mechanismen, die für die Aushandlungsprozesse innerhalb der Gruppe bedeutsam sind, so z.B. die konkreten Zeitinteressen der Gruppenmitglieder. Die Forschungsgruppe kommt diesbezüglich zu dem Ergebnis, dass heterogene Zeitinteressen die Abstimmung in der Gruppe erleichtern, während ähnliche Interessen eher zu Konflikten führen. Weiter werden die Stabilität und Dauer der sozialen Beziehungen innerhalb der Gruppe als relevante Faktoren dafür ausgemacht, ob sich die Gestaltung eher durch ein 'solidarisches' Geben und Nehmen auszeichnet oder nicht. Ebenso gibt die Studie Hinweise darauf, dass innerhalb der Gruppen (informelle) Hierarchien und (informelle) Netzwerke existieren, die die Verhandlungspositionen, zeitbezogenen Handlungsoptionen und Durchsetzungschancen der Gruppenmitglieder mitbestimmen und sich in der konkreten zeitlichen Arbeitsorganisation niederschlagen (vgl. Eberling u.a. 2004, 230-236).

Überdies zieht die Forschergruppe auf der Basis ihres empirischen Materials einige Rückschlüsse darauf, dass die Gruppenmitglieder von vornherein mit unterschiedlichen Chancen ausgestattet sind, überhaupt größere Zeitguthaben

anzusparen. Sie finden in ihrer Studie u.a. Hinweise dafür, dass Beschäftigte mit Familienaufgaben (und damit in erster Linie Frauen) deutlich weniger Möglichkeiten haben, überhaupt Zeitguthaben aufzubauen, da ihre Kapazitäten für Überstunden nur sehr gering sind (vgl. Eberling u.a. 2004, 216).

Die Studie von Eberling u.a. liefert insgesamt ein recht komplexes Bild davon, wie im Zuge von „betrieblichen Einflusskräften", unterschiedlichen Interessenlagen und Fähigkeiten, Gruppenaushandlungen sowie in diesem Gefüge wirkende Verkehrsformen und Machtbeziehungen „prekäre zeitliche Balancen" von 'Arbeit und Leben' herausbilden. Im Hinblick auf die Stellung von Interessenvertretungen sehen Eberling u.a. dabei die These eines „'schleichenden Rückzugs' der Interessenvertretung aus dem Alltag der Arbeitszeitgestaltung" (Eberling u.a. 2004, 273) bestätigt. Im Zuge von Rahmensteuerung und konkreter Gestaltung der Arbeitszeit auf der Ebene der Organisationseinheit sind (betriebliche) Interessenvertretungen bestenfalls an der Entstehung des arbeitszeitlichen Rahmenmodells, aber kaum noch an dessen Ausgestaltung beteiligt (vgl. Eberling u.a. 2004, 195).

Der betrieblichen Ebene und der Rolle betrieblicher Interessenvertretungen hat sich in der jüngeren Vergangenheit verschiedentlich auch Christina Klenner gewidmet. Sie fragt dabei weniger nach der Stellung und dem Einfluss betrieblicher Interessenvertretungen, sondern sie stellt die Frage danach, ob und wie Aspekte der Gleichstellung der Geschlechter sowie die 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' Einzug in die Betriebspolitik und vor allem in die Aktivitäten von Betriebsräten erhalten. Klenner versteht die beiden Felder der Gleichstellung und der Vereinbarkeit dabei als Bereiche, die in engem Zusammenhang miteinander stehen, aber nicht deckungsgleich sind. Den Hintergrund ihrer Untersuchung bilden veränderte politische und rechtliche Rahmenbedingungen, wie die 'Vereinbarung zwischen Bundesregierung und den Spitzenverbänden der deutschen Wirtschaft zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen und Männern in der Privatwirtschaft' (2001), europäische Zielvorgaben für die Frauenbeschäftigungsquote (2000 und 2003) sowie die Erweiterung des rechtlichen Rahmens für betriebliche Aktivitäten im Zuge der Novellierung des Betriebsverfassungsgesetzes (2001). Klenner fragt danach, ob sich vor diesem Hintergrund in jüngerer Zeit erhöhte Aktivitäten zu Gleichstellung und Verbesserung der Vereinbarkeit konstatieren lassen. Die empirische Grundlage bildet die WSI-Betriebsrätebefragung aus dem Jahr 2003, in deren Rahmen Betriebsräte zu Tätigkeiten im Bereich der Gleichstellung und 'Vereinbarkeit von Familie und Beruf' befragt wurden (vgl. Klenner 2004b).

Klenner kommt zu dem Ergebnis, dass in der großen Mehrheit der befragten Betriebe Fragen der Chancengleichheit in keiner Weise thematisiert worden sind. Wenn, dann seien diese lediglich in Betriebsratssitzungen angesprochen worden;

in der betrieblichen Öffentlichkeit, Betriebsversammlungen oder Verhandlungen mit dem Arbeitgeber klingt das Thema Gleichstellung dagegen kaum an (vgl. Klenner 2004b, 278-281). Insgesamt, so Klenners Fazit, sind in puncto Gleichstellung „praktisch keine Forschritte erkennbar" (Klenner 2004b, 285).

Im Hinblick auf die Erleichterung der 'Vereinbarkeit von Familie und Beruf' gelangt die Autorin zu einem etwas positiveren Bild. Auch dieses Thema ist in der Mehrzahl der Betriebe nicht angegangen worden. Auch in diesem Fall ist es wenn, dann in Betriebsratssitzungen zur Sprache gekommen, und nur eine kleine Minderheit von Betrieben (vorrangig im Bereich Banken und Versicherungen) hat konkrete Vereinbarungen getroffen. Gleichwohl weist die WSI-Befragung für Klenner auf eine „gewisse Belebung der Aktivitäten" (Klenner 2004b, 282) im Bereich der Vereinbarkeit hin. Dies gilt insofern, als etwa der Großteil der beschlossenen Vorhaben aus den letzten Jahren datierte. Ferner verzeichneten die Betriebsräte, anders als im Falle der Gleichstellung, in mehr Betrieben eine Steigerung der vereinbarkeitsorientierten Aktivitäten als eine Abnahme. Zudem kann in den Betrieben, in denen die Vereinbarkeitsfrage thematisiert worden ist, bei den Betriebsräten eine Steigerung der Bedeutung des Themas und der Initiativen in diesem Bereich festgestellt werden. Schließlich gibt es jenseits konkreter Vereinbarungen auch allgemeine Maßnahmen, die der Verbesserung der 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' dienen, wie z.B. Arbeitszeit- und Teilzeitregelungen (vgl. Klenner 2004b, 281-284).

Klenner führt aus, dass die Betriebsräte als Grund für die geringen Aktivitäten in beiden Bereichen in erster Linie den fehlenden geäußerten Handlungsbedarf seitens der Beschäftigten benennen. Als Ursache für das mangelnde Engagement für eine Erleichterung der Vereinbarkeit führten die Betriebsräte überdies an, dass in der betrieblichen Praxis andere Probleme, wie Leistungsverdichtung, Stellenabbau und Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen, im Vordergrund stehen (vgl. Klenner 2004b, 279ff.). Insgesamt beurteilt Klenner die Angaben der Betriebsräte eher zurückhaltend. In Bezug auf den erstgenannten Grund – der fehlenden Äußerung von Handlungsbedarf – merkt sie jedoch kritisch an, dass Nichtäußerung nicht automatisch als Nicht-Vorhandensein von Bedarfen gewertet werden kann. Unter Bezugnahme auf andere Studien mutmaßt sie überdies, dass bei den Betriebsräten selbst auch ein mangelndes Problembewusstsein und eine Nichtwahrnehmung von Handlungsbedarfen zum Tragen kommt (vgl. Klenner 2004b, 280ff.).[14] Klen-

14 An anderer Stelle fokussiert Klenner auf die tarifvertragliche Ebene und nimmt eine Analyse von tariflichen Regelungen in ausgewählten Tarifbereichen vor. Sie kommt dabei zu einem ähnlichen Ergebnis: In Tarifverträgen lassen sich zwar un-

ners Studie liefert damit Anhaltspunkte dafür, dass die Frage der Stellung und des politischen Einflusses betrieblicher Interessenvertretungen in Hinblick auf die Frage der Ausgestaltung des Verhältnisses und der Balance von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen auch davon abhängt, wie sehr diese sich dieser Aufgabe überhaupt annehmen.

8.3 Erträge und Grenzen

In den vorangegangenen Abschnitten wird deutlich, dass die Forschungen zu Fragen der Vereinbarkeit von ihrer Grundausrichtung her eine Perspektive verfolgen, die auf die Frage des Zusammenhangs von 'Arbeit und Leben' sowie darin entstehende Problemlagen gerichtet ist. Anliegen ist es, Hindernisse für eine Balance der Lebensbereiche offenzulegen und damit auch die Grundlage für deren Überwindung bzw. die Entwicklung konkreter Lösungsvorschläge zu schaffen.

Die in Abschnitt 8.2. betrachteten jüngeren Studien aus dem Feld der Vereinbarkeitsforschung unterstreichen dabei den Bedarf nach und Gewinn von politischen Perspektiven auf 'Arbeit und Leben'. In der Gesamtschau verdeutlichen die Studien, dass das konkrete Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen maßgeblich in politischer und sozialer Auseinandersetzung verhandelt wird. Der Gewinn derartiger politischer Perspektiven gegenüber solchen Ansätzen, die die aktuellen Transformationsprozesse von Arbeit (und Leben) vorrangig vor dem Hintergrund ökonomischer Entwicklungen betrachten, wie dies etwa im Fall der Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung der Fall ist, liegt darin, dass Brüche und Widersprüche in den Entwicklungen weitergehend entschlüsselt werden können. Die aufgearbeiteten Studien erschließen diese eben auch als Ergebnis von nicht nur rationalen, ökonomischen Logiken folgenden Interessen, Aushandlungen und Kompromissen. Hierbei sind verschiedene Ebenen und Akteure sowie unterschiedliche und sich verändernde Interessen und Machtkonstellationen im Spiel bzw. diese treffen aufeinander. Nicht zuletzt wird in den Studien dabei auch angedeutet, dass Macht- und Interessenskonstellationen oftmals nicht eindeutig sind und Interessen und Entscheidungen nicht immer klar artikuliert werden, sondern es sich häufig um 'verinnerlichte Vorstellungen'

terschiedliche Regelungen zur Gleichstellung und mehr noch zur Erleichterung der Vereinbarkeit finden. Dabei handelt es sich aber nach wie vor nicht um zentrale Regelungsbereiche der Tarifverträge. Weiter stellt sie fest, dass gewerkschaftliche Beschlüsse und hier vor allem aus den 'gewerkschaftlichen Frauengremien' im Hinblick auf beide Themenfelder nur in sehr begrenztem Umfang Eingang in tarifliche Regelungen gefunden haben (vgl. Klenner 2005).

handelt, die in der einen oder anderen Weise zum Tragen kommen. Zudem legen die Studien Handlungsspielräume individueller und kollektiver Akteure offen. Sie lassen damit insgesamt auch erkennen, dass eine solche politische Perspektive weiterführenden Aufschluss über Veränderungsoptionen und Emanzipationspotentiale im Feld von (Erwerbs-)Arbeit und Leben liefert. Die Studien untermauern damit die hier vertretene These, das Ko-Konstitutionsverhältnis von 'Arbeit und Leben' stärker als bisher als politisches Feld zu durchdringen.

Desgleichen werden in meiner Erörterung aber auch einige Schwierigkeiten und wissenschaftliche Herausforderungen deutlich. So verdeutlichen die Ausführungen in Abschnitt 8.1 zum einen, dass die Forschungen dabei zu analytischen Engführungen tendieren. Zusammenfassend formuliert, wird die Vereinbarkeitsproblematik im Wesentlichen als ein *zeitlicher* 'Balanceakt' zwischen *Familie* und *Beruf* für *Frauen* verstanden. Wie gezeigt, gehen bei einer derartigen Zuschneidung relevante Dimensionen und Aspekte des spannungsreichen Verhältnisses von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen verloren. In der Konsequenz gelangen damit auch zentrale Probleme im Bedingungsgefüge von 'Arbeit und Leben' nicht oder jedenfalls nur unzureichend in den Fokus.[15]

Zum anderen weisen meine Ausführungen in 8.1.4 auf Schwierigkeiten von Forschungsansätzen hin, die von ökonomisch angeleiteten Perspektiven und Harmonie-Vorstellungen geprägt sind. In einer solchen Perspektive bleiben Widersprüchlichkeiten ebenso wie (geschlechtsspezifische) Hierarchisierungen und Ungleichheitslagen im Zusammenhang von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen unberücksichtigt. Damit geht jedoch zugleich das kritische Potential verloren, das das Vereinbarkeitsthema in Form einer Kritik an der kapitalistisch-patriarchalen Organisation von 'Arbeit und Leben' insbesondere in der feministischen Forschung aufgewiesen hat und aufweist. Eine kritische Perspektive auf die 'bestehenden Verhältnisse', wie sie der Frauenarbeitsforschung und – allerdings zumeist in geschlechterblinder Ausprägung – auch weiten Teilen der Arbeitsforschung innewohnt, liegt den in Abschnitt 8.1.4 betrachteten Forschungen fern. Sie stellen die kapitalistisch-patriarchale Logik der Organisation von Arbeit nicht in Frage. Veränderungen, die die Erwerbsarbeit betreffen, werden nur diskutiert, wenn und soweit sie sich mit den Flexibilisierungszielen der Unternehmen treffen. Am Beispiel flexibler Arbeitszeiten zeigt sich jedoch: Was als win-win-Option für Unternehmen und Beschäftigte sowie für letztere gerade auch als Mittel zur

15 Dies bleibt nicht folgenlos für die Entwicklung von Gestaltungsvorschlägen. Ohne dies hier eingehender auszuführen, lässt sich allgemein sagen, dass eine begrenzte Analyse nur entsprechend begrenzte Lösungsvorschläge hervorbringen kann.

besseren Koordinierung verschiedener Lebensbereiche eingeführt wird, bewirkt häufig eine verstärkte Ausrichtung der Erwerbstätigkeit und des 'Rests des Lebens' an kapitalistischen, betriebswirtschaftlichen Erfordernissen.

Insgesamt werden damit mehrere Herausforderungen unterstrichen: (1) Die Frage nach den Bedingungen und auch Verbesserungspotentialen der Vereinbarkeit von 'Arbeit und Leben' lässt sich nur mit hinreichender Reichweite beantworten, wenn die Frage der Vereinbarkeit unterschiedlicher Arbeits- und Lebensbereiche im gesellschaftlichen Kontext von übergreifenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen betrachtet wird. (2) Zudem wird deutlich: Eine nachhaltige Verbesserung der Vereinbarkeit, auch gemessen an den Bedürfnissen der betroffenen Beschäftigten und deren Bezugspersonen, setzt voraus, dass analytische Ansätze offen sind, die grundlegende Organisation und Struktur von Erwerbsarbeit zur Disposition zu stellen und diese auf ihre Vereinbarkeit mit einer Organisation und Gestaltung 'des (gesamten) Lebens' zu überprüfen. (3) Dabei besteht auch die Notwendigkeit einer normative Orientierung. Diese entsteht nicht zuletzt, weil eine mangelnde Reflexion der normativen Grundlagen leicht zur Entfaltung der berühmt-berüchtigten 'normativen Kraft des Faktischen' führt. D.h., man verbleibt unbesehen im bestehenden, dominierenden Normsystem.

Der Bedarf nach einer Bearbeitung dieser Herausforderungen verstärkt sich nachdrücklich, wenn die angesprochene derzeitige öffentliche Debatte um Vereinbarkeit mit einbezogen wird. Im Zuge der maßgeblich durch demographische und ökonomische Überlegungen getragenen Debatte finden zwar wohlfahrtsstaatliche und infrastrukturelle Rahmenbedingungen Aufmerksamkeit und es wird der Bedarf nach Veränderungen und Verbesserungen in diesem Bereich formuliert. Die Sphäre der Erwerbsarbeit, die ihr innewohnenden Belastungen und Anforderungen und daraus resultierenden Vereinbarkeitsprobleme werden dagegen kaum thematisiert. Die Debatte fokussiert auf Aspekte wie eine quantitative und qualitative Verbesserung der Kinderbetreuung, eine Modernisierung familienpolitischer Leistungen, den Ausbau von Familien-Service-Einrichtungen etc. Zweifellos bewirken solche Maßnahmen gerade für Frauen mitunter relevante Verbesserungen. Es entstehen neue Handlungsoptionen, die beispielsweise die Entscheidung für ein Leben mit Erwerbsarbeit und Familie erheblich erleichtern. Allerdings erfolgen derartige Maßnahmen, und darin liegt die Ambivalenz dieser Vorschläge, wenn sie isoliert bleiben, tendenziell zu den Bedingungen der Erwerbsarbeit. Anders formuliert: Bleibt die Erwerbsarbeit unbeleuchtet und in der Konsequenz auch 'unangetastet', besteht die Gefahr, dass die Maßnahmen in erster Linie dazu beitragen, dass der 'Rests des Lebens' immer effizienter um die Erwerbsarbeit herum organisiert wird.

Teil C

9 Arbeit und Leben: eine spannungsreiche Ko-Konstitution

Den Ausgangspunkt dieser Arbeit bildete die in der sozialwissenschaftlichen Arbeitsforschung weitgehend geteilte Einschätzung, dass die sich seit geraumer Zeit vollziehenden gesellschaftlichen Transformationsprozesse und speziell der Wandel von Arbeit eine Neuvermessung des Gegenstandes Arbeit sowie eine Neuausrichtung der wissenschaftlichen Perspektiven auf Arbeit notwendig machen. Dabei wird gerade auch der Bedarf artikuliert, den Blick über die Erwerbsarbeit hinaus zu richten und Ansätze zu entwickeln, die dem komplexen Zusammenhang von 'Arbeit und Leben' Rechnung tragen. Angesichts aktuell beobachtbarer vielfältiger krisenhafter und prekärer Momente im Zusammenhang von 'Arbeit und Leben' sowie der Tatsache, dass viele von diesen noch immer maßgeblich Probleme weiblicher Lebensrealitäten darstellen, habe ich einleitend das Anliegen formuliert, Grundlagen für einen Ansatz entwickeln zu wollen, mit dem sich das komplexe Zusammenspiel von 'Arbeit und Leben' fassen lässt und auf dessen Basis eine genderkompetente Intervention in die aktuelle Auseinandersetzung um die Zukunft der Arbeit und die Neutarierung des Verhältnisses von Erwerbsarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen möglich wird.

Hierzu ist in Teil A zunächst am Beispiel des Mainstreams der Arbeits- und Industriesoziologie ein Blick in die Geschichte der Arbeitsforschung geworfen worden. Sodann wurden einige aktuellere Stellungsnahmen von Fachvertretern eingehender betrachtet. Orientiert an den in Abschnitt 1.2.2 formulierten Fragen habe ich untersucht, wie der Gegenstand Arbeit sowie das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' jeweils gefasst worden sind, welche Ursachen dem Verständnis zugrunde liegen und wie dieses zu bewerten ist. Das Ergebnis der Analyse lautet zusammengefasst:

(1) Der Mainstream ist bis in die 1980er Jahre auf industrielle Produktionsarbeit fixiert. Dabei ist die Ansicht verbreitet, über die Analyse dieses recht engen Bereiches nicht nur Aussagen über diesen Bereich, sondern über Arbeit insgesamt sowie auch über die gesellschaftliche Entwicklung insgesamt machen zu können. Was die Frage nach der gesellschaftlichen Eingebundenheit von Arbeit bzw. nach dem Verhältnis von 'Arbeit und Leben' betrifft, so konnte aufgezeigt werden, dass dem Mainstream letztlich eine Dichotomie-Dominanz-Vorstellung zugrunde

liegt: Dichotomie insofern, als dass die Fixierung auf industrielle Produktionsarbeit darauf basiert, dass es möglich ist, diesen Bereich losgelöst aus dem Kontext anderer Arbeits- und Lebensbereiche zu betrachten. Dominanz, weil eben die Vorstellung vorherrscht, mit der Produktionsarbeit den die Gesellschaft dominant prägenden Bereich in den Blick zu nehmen (vgl. Abschnitt 2.1). Dieses Gegenstandsverständnis ist dabei weniger Ergebnis eingehender Analysen, es beruht vielmehr auf bestimmten Vorannahmen und Faktoren, die oftmals implizit und unreflektiert in das Denken der Disziplin eingeschrieben sind und vorentscheidend auf das Verständnis und den Zuschnitt des Gegenstands wirken: (a) eine Deutung der Gesellschaft als Industriegesellschaft, (b) eine spezifische Rezeption der Marx'schen Gesellschaftsanalyse, (c) ein unausgesprochener Androzentrismus (Abschnitt 2.2).

(2) Ich habe weiter herausgearbeitet, dass dieser weitgehend unreflektierte Gegenstandszuschnitt und die enge Forschungsperspektive viele Probleme mit sich bringt (vgl. Abschnitt 2.3). Hierzu gehört u.a., dass (a) das Feld der Arbeit nur partiell in den Blick gerät und in der Folge relevante Arbeitsbereiche und Entwicklungen im Feld der Arbeit (z.B. im Bereich der Dienstleistungen) lange unbeleuchtet bleiben; (b) die Bedeutung außerindustrieller, politischer, sozialer oder kultureller Entwicklung in Bezug auf die Analyse des Produktionsbereichs wie auch die Arbeitssphäre insgesamt unterschätzt wird; (c) eine ökonomisch vereinseitigte Gesellschaftsanalyse vorherrscht; (d) Widersprüche und Hierarchien (Geschlechterhierarchien) unterbelichtet bleiben, die sich inmitten des Spannungsbogens zwischen Arbeits- und Lebensbereichen aufbauen.

(3) Der Bedarf nach einer Revision von Konzepten der Arbeitsforschung entsteht daher nicht erst im Zuge des aktuellen Transformationsprozesses von Arbeit. Die Gegenstandskonstruktion des Mainstreams der Forschung hat vielmehr seit jeher eine Reihe von Problemen aufgewiesen. So gesehen, sind die in jüngerer Zeit identifizierten Unzulänglichkeiten nicht erst im Zuges des Wandels von Arbeit entstanden, sondern sie sind auch eigenen Defiziten und gerade auch einem Mangel an Genderkompetenz geschuldet.

(4) Diese hausgemachten Defizite werden in den in Kapitel 3 betrachteten jüngeren Stellungnahmen nur partiell aufgearbeitet. Zwar wird in diesen der Gegenstandsbereich über die industrielle Produktion hinaus erweitert und es wird auch das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' angesprochen, allerdings bleiben die Konzeptionen letztlich doch im Kern auf die Erwerbsarbeit fokussiert und das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' wird nicht näher ausgeleuchtet. Damit verbunden ist, dass auch eine Reihe der für den Mainstream ausgemachten Problemlagen erhalten bleiben.

In der Gesamtschau machen die Ausführungen des Teils A damit letztlich auch noch einmal den formulierten Bedarf nach Perspektiven deutlich, die über Erwerbsarbeit hinaus gerichtet sind und das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' erschließen. In Teil B, dem Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung, ist der Versuch unternommen worden, dieses Verhältnis über den Weg einer Auseinandersetzung mit existierenden Ansätzen und Debatten der Arbeitsforschung, die in der einen oder anderen Weise auf das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' gerichtet sind, näher auszuleuchten. In diesem Kapitel werden nachfolgend die diesbezüglich erzielten Erkenntnisse zusammengefasst. In einer übergreifenden Perspektive werden zunächst zentrale Merkmale des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' zusammengetragen (Abschnitt 9.1). Abschließend dieser Untersuchung werden dann offene Fragen benannt und Perspektiven für die wissenschaftliche Weiterarbeit umrissen (Abschnitt 9.2).

9.1 Zusammenführung der Ergebnisse

Der zentrale Punkt dieser Arbeit lautet, dass sich das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' als ein spannungsreiches Ko-Konstitutionsverhältnis beschreiben lässt. In meinen Ausgangsüberlegungen habe ich hierbei gesellschaftstheoretische Ausführungen von Cornelia Klinger aufgegriffen. Klingers Ausführungen zum Entwicklungsprozess der Moderne zeigen auf, dass die Entwicklungen in einem gesellschaftlichen Bereich einerseits in gewisser Weise einer eigenständigen, spezifischen Logik des Bereichs folgen, andererseits aber zugleich auch abhängig von Entwicklungen in anderen gesellschaftlichen Sphären sind. D.h., die Entwicklungen in den Bereichen stellen wechselseitig wesentliche Bestimmungsgrößen füreinander dar (vgl. Abschnitt 1.2.1). Ich bezeichne dieses wechselseitige Bedingungsverhältnis, welches sich durch eine Gleichzeitigkeit von *Autonomie* auf der einen Seite und *Abhängigkeit* auf der anderen Seite auszeichnet, als *Ko-Konstitution*. Bezogen auf das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' meine ich damit, dass die verschiedenen Arbeits- und Lebensbereiche durchaus ihre spezifische Funktion und auch ihre Eigenständigkeit haben, dass sie zugleich aber voneinander abhängig sind. Sie bilden einander Entwicklungsvoraussetzungen und -grenzen, und ein Bereich wird somit durch andere jeweils mit-konstituiert.

Im Zuge meiner Auseinandersetzung mit Ansätzen und Debatten der Arbeitsforschung konnten Anknüpfungspunkte gefunden werden, die ein solches Verständnis von 'Arbeit und Leben' als Ko-Konstitution unterfüttern. So zeigen die Ansätze des 'weiblichen Arbeitsvermögens' wie auch der 'doppelten Vergesellschaftung' zum einen die Unterschiedlichkeit und Eigenständigkeit der

Bereiche Erwerbsarbeit und Hausarbeit auf: Beide Bereiche weisen jeweils eine Spezialisierung auf bestimmte Funktionen und Aufgaben auf und 'funktionieren' maßgeblich entlang der mit diesen verknüpften Logiken. Zum anderen legen die Ansätze aber auch eine Komplementarität und ein Bedingungsverhältnis zwischen Erwerbs- und Hausarbeit offen. Denn mit der Spezialisierung auf bestimmte Aufgaben werden die Bereiche der Erwerbsarbeit und der Hausarbeit zwar von Funktionen und Aufgaben befreit, die im jeweils anderen Bereich erbracht werden. Sie sind damit zugleich aber abhängig von den Leistungen des jeweils anderen Bereiches. Diesbezüglich machen beide Ansätze deutlich, dass die Erwerbsarbeit und insbesondere das sogenannte Normalarbeitsverhältnis bestimmte Leistungen der im privaten geleisteten Reproduktionsarbeit voraussetzen. Ohne diese könnte die Organisation der Erwerbsarbeit nicht in der Form Vollzeit-Normalarbeit erfolgen. Die Entwicklungen und Leistungen der Hausarbeit sind damit nicht nur Rahmenbedingungen, sie sind vielmehr wesentliche Bestimmungsgrößen für die Entwicklungen und Organisation der Erwerbsarbeit (vgl. Kapitel 5). Aber auch in den anderen in Teil B betrachteten Ansätzen finden sich Hinweise, dass sich das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' als ein ko-konstitutives gestaltet. So bietet der Ansatz der 'Alltäglichen Lebensführung' Ansatzpunkte in dieser Richtung. Aufgrund des subjektorientierten Zugangs wird das Ko-Konstitutionsverhältnis der Lebensbereiche dabei weniger als strukturelles Moment, sondern maßgeblich in Form von Grenzen und Möglichkeiten in der alltäglichen Lebensführung der Person sichtbar. Dabei geht der Blick über das Verhältnis von Haus- und Erwerbsarbeit hinaus und es werden auch wechselseitige Bedingungsmomente zwischen etwa Erwerbsarbeit und anderen Aktivitäten, wie sozialem oder anderem Engagement, deutlich. Die empirischen Untersuchungen zur 'Alltäglichen Lebensführung' legen zudem offen, dass überdies kulturelle Vorstellungen, gesellschaftliche Werte und Normen in den Arrangements der Personen wirksam werden (vgl. Kapitel 6). Auch die Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung deuten ein ko-konstitutives Bedingungsgefüge an. Hier wird vor allem im Hinblick auf die Sphäre der Erwerbsarbeit ausgeleuchtet, wie die in diesem Bereich vorherrschende ökonomische und betriebliche Logik sich verändert und somit Wandlungen im Bereich der Erwerbsarbeit hervorruft. Damit werden Hinweise auf die Eigengesetzlichkeit dieser Sphäre geliefert. Zugleich scheinen aber auch Abhängigkeiten durch, wenn in den Debatten der Wandel der Geschlechterverhältnisse oder sich verändernde Familien- und Haushaltsformen als relevante Faktoren der Transformationen von Arbeit benannt werden; oder wenn die empirischen Studien zumindest Anhaltspunkte dafür liefern, dass umgekehrt die Transformationen in der Erwerbssphäre die Bedingungen im Fa-

milienbereich in relevanten Teilen mitbestimmen. Allerdings bleiben die näheren Zusammenhänge und Wirkungsweisen weitgehend ungeklärt (vgl. Kapitel 7).

Neben den Aspekten der Autonomie und Abhängigkeit lassen sich auf der Basis meiner Untersuchung weitere zentrale Merkmale des Ko-Konstitutionsverhältnisses identifizieren:

(1) In den vorangegangenen Ausführungen ist bereits angesprochen, dass sich das Ko-Konstitutionsverhältnis von 'Arbeit und Leben' durch eine Gleichzeitigkeit von Trennung und Durchlässigkeit auszeichnet. So existiert einerseits eine reale Ausdifferenzierung sozialer Sphären. Diese Separierung manifestiert sich etwa entlang einer zeitlichen oder räumlichen Trennung der Bereiche. Zugleich existieren aber auch Durchlässigkeiten und Übergänge zwischen dem Getrennten. Vor allem in den Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung spielen Fragen der Trennung und Durchlässigkeit eine zentrale Rolle. Eine zentrale These in diesen Debatten ist ja gerade die These des Aufbrechens alter Strukturen und Grenzen und der damit verknüpfte erweiterte erwerbsarbeitsweltliche Zugriff auf das außerbetriebliche Leben (vgl. Kapitel 7). Durchlässigkeiten erscheinen in den Debatten damit als relativ neue Phänomene. Feministische Forschungen und gerade auch die betrachteten Ansätze der Frauenarbeitsforschung geben dagegen Aufschluss darüber, dass die unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbereiche nie völlig gegeneinander abgeschottet waren, sondern es neben dem Getrennten schon immer Vermischungen und Verwischungen gab – insbesondere in den Lebensrealitäten von Frauen (vgl. Kapitel 5).

(2) Die Ordnung der gesellschaftlichen Bereiche ist insgesamt unübersichtlich und heterogen. Gleichwohl lässt sich für kapitalistisch-patriarchal organisierte Gesellschaften feststellen, dass die gesellschaftlichen Bereiche nicht gleichberechtigt nebeneinander stehen. Vielmehr herrscht eine hierarchische Anordnung vor. Sie zeichnet sich durch eine Vorrangstellung der Erwerbsarbeit gegenüber anderen Arbeits- und Lebensbereichen aus. Diese Vorrangstellung schlägt sich in unterschiedlicher Weise nieder: So kann diagnostiziert werden, dass erwerbsförmig geleistete Tätigkeiten ein höheres Prestige, mehr Wertschätzung und Anerkennung als nicht-marktvermittelte, unbezahlte Hausarbeit erfahren. Die betrachteten feministischen Forschungen fördern in diesem Zusammenhang zutage, dass die Hierarchisierungen dabei nicht nur einer kapitalistisch-ökonomischen, sondern auch einer androzentrischen Logik folgen und es vor allem 'männliche' Aktions- und Machtfelder sind, die eine hohe soziale Relevanz und Wertschätzung erfahren. Sie können in diesem Kontext zudem zeigen, dass auch innerhalb des Bereiches der Erwerbsarbeit Hierarchien existieren: dergestalt, dass bestimmten, vorrangig von Männern geleisteten erwerbsförmigen Tätigkeiten

(etwa Wirtschaftsmanagement) eine höhere Wertigkeit zugemessen wird als solchen, die überwiegend von Frauen erbracht werden (etwa professionelle Pflegetätigkeiten) (vgl. Abschnitt 2.2 und Kapitel 5). Die hierarchische Ordnung im Verhältnis von 'Arbeit und Leben' kommt aber auch darin zum Ausdruck, dass die Erwerbsarbeit im gesellschaftlichen Gesamtgefüge eine durchschlagende Wirkmächtigkeit aufweist. Diesbezüglich geben die Untersuchungen zur Entgrenzung, Subjektivierung und auch zur Vereinbarkeit Hinweis darauf, dass sich zeitliche Rhythmisierungen oder auch die Verausgabung individueller Ressourcen und Energien eher an den Erfordernissen der Erwerbsarbeit und zu Lasten der 'restlichen Lebensbereiche' durchschlagen (vgl. Kapitel 7 und 8).

In dieser Weise lässt sich insgesamt von einer gesellschaftlichen Vorrangstellung der Erwerbssphäre sprechen. Diese Fassung von Dominanz unterscheidet sich allerdings relevant von der einstmals in der Arbeitsforschung vorherrschenden Vorstellung eines Primats der Erwerbsarbeit bzw. des industriellen Produktionsbereichs (vgl. Kapitel 2). Denn erstens wird die Erwerbsarbeit damit nicht zu 'dem Motor' gesellschaftlicher Entwicklung erhoben und diese so ökonomisch vereinseitigt – was nicht heißt, dass die ökonomische Sphäre nicht einen relevanten Entwicklungsmotor darstellt. Zweitens erhält sie ihre Dominanz in dieser Sicht erst im Rahmen des gesellschaftlichen Gesamtkontextes.

(3) Das Zusammenspiel der Arbeits- und Lebensbereiche funktioniert nicht reibungslos. Die in den jeweiligen Bereichen wirkenden Handlungs- und Funktionslogiken sowie die mit diesen einhergehenden quantitativen und qualitativen Anforderungen fügen sich keineswegs in ein 'harmonisches Ganzes'. Vielmehr bauen sich in den Zusammenhängen erhebliche *Widersprüche*, *Ungleichzeitigkeiten* und *Krisenmomente* auf. „Komplementär, aber nicht kompatibel" und „Eines ist zu wenig, beides ist zu viel" lauten die prägnanten Formeln, die schon die frühe Frauenarbeitsforschung hierfür entwickelt hat (vgl. Kapitel 5). Darüber hinaus zeigt die Forschung zur 'Alltäglichen Lebensführung' in ihren Untersuchungen verschiedener Beschäftigtengruppen, dass sich in den alltäglichen Lebensrealitäten der Betroffenen verschiedenartige Widersprüche auftun, wenn es darum geht, die Arbeits- und Lebensbereiche zu vereinbaren, und es wird ausgeleuchtet, wie die Betroffenen versuchen, diese Widersprüchlichkeiten und Unvereinbarkeiten tagtäglich zu 'verarbeiten' (vgl. Kapitel 6). Im Rahmen der Vereinbarkeitsdebatte werden vor allem zeitliche Unvereinbarkeitsmomente thematisiert. Im Zentrum stehen dabei Inkompatibilitäten zwischen den zeitlichen Ansprüchen der Erwerbsarbeit und Schulzeiten, Öffnungszeiten von Kinderbetreuungseinrichtungen sowie sonstigen zeitlichen familiären Anforderungen. In jüngerer Zeit werden in der Vereinbarkeitsdebatte darüber hinaus aber auch vermehrt

psychische und emotionale Krisenmomente betrachtet, die im Kontext der Inkompatibilitäten und Widersprüche zwischen den Arbeits- und Lebensbereichen entstehen (vgl. Kapitel 8).

(4) Ferner handelt es sich bei dem ko-konstitutiven Verhältnis von 'Arbeit und Leben' um ein *dynamisches* Gefüge. Aktuell liefern hier insbesondere die Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung sowie auch die Vereinbarkeitsdebatte eine Reihe von Hinweisen, dass sich das Gefüge von Trennung, Durchlässigkeit, Abhängigkeit und Hierarchie neu austariert – wenn auch, wie dargelegt, mit problematischen Zuspitzungen und Perspektiven (vgl. Kapitel 7 und 8). Auch der Ansatz der 'Alltäglichen Lebensführung' entschlüsselt Dynamiken, die sich für die Subjekte in ihrem alltäglichen Leben ergeben.

Die Ansätze und Debatten gehen dabei auch darauf ein, dass der Wandel der Geschlechterverhältnisse hier einen relevanten Faktor bildet. Zumindest wird in der einen oder anderen Weise (und durchaus unterschiedlich stark) Bezug darauf genommen, dass Veränderungen des Bildungs- und Qualifikationsniveau von (jungen) Frauen, Entwicklungen im weiblichen Lebensentwurf und Selbstverständnis sowie nicht zuletzt die steigende Erwerbstätigkeit von Frauen entscheidend zu den sich seit einiger Zeit vollziehenden Verschiebungen und Veränderungen im Feld von 'Arbeit und Leben' beitragen.

(5) Trotz aller im ko-konstitutiven Bedingungsgefüge von 'Arbeit und Leben' enthaltenen Widersprüche, Hierarchien und Krisenmomente gibt es sowohl gesellschaftlich als auch individuell den Bedarf, die unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbereiche und die mit diesen verbundenen Anforderungen, Ansprüche und Logiken irgendwie 'zusammenzubringen'. Denn die Arbeits- und Lebensbereiche erfüllen letztlich jeweils gesellschaftlich relevante Aufgaben, die für das Funktionieren einer Gesellschaft insgesamt erbracht werden müssen.[1] Grundsätzlich kommen komplexe moderne Gesellschaften nicht ohne Reproduktionsarbeit, Produktionsarbeit, Freizeit, Kultur etc. aus. Reproduktionsarbeiten, 'die Aneignung der Natur' und viele über Arbeit vermittelte bzw. sich im Medium von Arbeit vollziehende Formen sozialer Kooperation[2] sind als gesellschaftliche Grundbedingung nicht wegzudenken. Für moderne, ausdifferenzierte Gesellschaften, in denen die gesellschaftlich notwendigen Arbeiten in unterschiedlichen Bereichen und arbeitsteilig geleistet werden, bedeutet dies in der Konsequenz: Trotz der angesprochenen Hierarchie zwischen verschiedenen Lebens- und Arbeitsbereichen kann sich nicht ein Bereich vollständig durchsetzen und die anderen Lebens- und Arbeitsbereiche komplett verdrängen oder sie, in den Worten von Habermas, vollständig 'kolonialisieren'. Dies gilt in der gesellschaftlichen Gesamtbilanz aber letztlich auch im Leben der Individuen. In Bezug auf Letzteres verdeutlichen vor allem die auf die Ebene der Subjekte fokussierten Ansätze – wie der Ansatz der 'Alltäglichen Lebensführung' –, dass die subjektiven Arrangements von 'Arbeit und Leben' zwar zumeist prekär und mit vielerlei Belastungen verbunden sind; dass sie immer wieder neu austariert werden müssen und bestimmte Bereiche sogar zeitweise (fast) 'hinten runter fallen'; dass die Betroffenen die Bereiche und Anforderungen aber letztlich doch irgendwie vermitteln und zusammenbringen (vgl. Kapitel 6).

Diese Form des 'irgendwie Zusammenbringens' bezeichne ich als *Vereinbarkeitsarrangement*. Der Begriff sagt dabei nichts über die Qualität der existierenden Vereinbarkeitsarrangements aus. Im Gegenteil können diese sich als hochgradig prekär und krisenhaft darstellen[3] und mit ungleichen Lastenverteilungen, Ungleichheitslagen und Machtverhältnissen zwischen den Gesellschaftsmitgliedern verknüpft sein, bzw. Ungleichheitslagen können über diese hergestellt und auch gefestigt werden. Allgemein umschließt ein Vereinbarkeitsarrangement mehrere Elemente. Hierzu zählt die konkrete Form der Trennung, Durchlässigkeit und hierarchischen Anordnung von Arbeits- und Lebensbereichen und Arbeitsformen. Ferner umfasst es gerade auch den Aspekt der subjektiven Vermittlung – also: welche Vermittlungsleistungen werden erbracht, wie werden sie erbracht und durch wen. Diesbezüglich zeigen die Forschungen zur 'Alltäglichen Lebensführung', dass Menschen vielfältige Vermittlungsleistungen erbringen und dabei oft verschiedene 'Rollen' gleichzeitig wahrnehmen – sie sind etwa zugleich Staatsbürger, Erwerbstätige, Kindererziehende (vgl. Kapitel 6). Entsprechend der Pluralität und Heterogenität von (individuellen) Lebenssituationen und -entwürfen gibt es somit eine Unmenge möglicher konkreter subjektiver *Vereinbarungen* bzw. *Vermittlungen*.[4]

1 Das heißt nicht, dass sich in Einzelfällen nicht darüber diskutieren ließe, ob es bestimmter Arbeiten wirklich bedarf oder ob auf diese gesamtgesellschaftlich auch verzichtet werden könnte. Und auch im Hinblick auf ganze Arbeitsbereiche ist die Frage der Notwendigkeit ihrer Existenz durchaus umstritten. Vieldiskutiertes Beispiel ist hier etwa das Militär.

2 Vgl. hierzu Honneth 1999; Kurz-Scherf 2005.

3 Aktuell wird beispielsweise die viel beklagte Kinderlosigkeit von einigen Seiten als Ausdruck von Inkompatibilitäten zwischen den Anforderungen der Erwerbsarbeit, der Familienarbeit und individuellen bzw. partnerschaftlichen Lebensmodellen interpretiert.

4 Es scheint mir sinnvoll, zwischen *vereinbaren* und *vermitteln* zu unterscheiden. Denn angesichts der Friktionen und Widersprüche lassen sich die 'Dinge' oftmals nicht vereinbaren, sondern eben nur mehr oder weniger gelungen miteinander vermitteln.

Vereinbarkeitsarrangements sind damit letztlich eine gesellschaftlich, historisch konkrete Form, in der sich das Ko-Konstitutionsverhältnis von 'Arbeit und Leben' ausdrückt.

(6) Die konkreten Vereinbarkeitsarrangements von 'Arbeit und Leben' bestimmen sich maßgeblich anhand von *gesellschaftlichen Konflikten, Interessenlagen und Kräfteverhältnissen*. Diese wiederum entfalten sich maßgeblich in sozialen und politischen Aushandlungsprozessen. Vor allem die im Rahmen dieser Arbeit betrachteten politisch bzw. politikwissenschaftlich orientierten Studien aus dem Bereich der Vereinbarkeitsforschung liefern Anhaltspunkte dafür, dass sich konkrete Arrangements von 'Arbeit und Leben' in einem komplexen Prozess politischer und sozialer Auseinandersetzung auf verschiedenen Ebenen regulieren und strukturieren. Dabei treffen unterschiedliche Akteure, divergierende und sich verändernde Interessen, Werte, kontroverse Ansichten und Machtkonstellationen aufeinander. Die betrachteten Studien legen ferner offen, dass die Machtkonstellationen und Interessenlagen nicht (immer) eindeutig sind, sondern es kommen auch verinnerlichte und kaum reflektierte Vorstellungen zum Tragen (vgl. Kapitel 8). Deutlich wurde ebenfalls, dass es in dem Prozess nicht 'nur' um das Aushandeln von Grenzen zwischen 'Arbeit und Freizeit' geht. Vielmehr wird in den vielschichtigen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um das Arrangieren von 'Arbeit und Leben' das Grundproblem der Organisation, Gestaltung, Verteilung und Bewertung gesellschaftlicher Arbeit verhandelt.[5] Die erzielten 'Ergebnisse' und Vereinbarkeitsarrangements sind nicht endgültig, sondern sie sind fragile, sich verändernde gesellschaftliche Kompromisse.

(7) In dem Prozess der Etablierung konkreter Vereinbarkeitsarrangements entfalten sich schließlich auch Machtverhältnisse und Ungleichheitslagen. Die vorliegende Untersuchung hat hier das Augenmerk darauf gelegt, das sich *Geschlechterhierarchien* nicht zuletzt gerade inmitten des Spannungsbogens unterschiedlicher Arbeits- und Lebensbereichen aufbauen. So wird in den betrachteten feministischen Forschungen deutlich, dass die Hierarchisierung der Sphären und Arbeitsbereiche sowie die diesen innewohnende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung entscheidende Faktoren für soziale Ungleichheiten und Machtasymmetrien zwischen den Geschlechtern sind. Die Untersuchungen zeigen auf, dass die soziale

5 So gesehen ist gerade auch das gesellschaftlich dominante Verständnis von Arbeit Ausdruck von Machtverhältnissen und Interessenkonflikten. Alexandra Scheele formuliert diesbezüglich: „Wie Arbeit definiert wird, welche gesellschaftliche Bedeutung sie hat, wer in welchem Umfang an ihr teilhat, etc., ist Ergebnis bestimmter Kräfteverhältnisse im Feld Arbeit" (Scheele 2008, 198).

Anerkennung und Relevanzzumessung von Arbeitsbereichen und Tätigkeiten entlang der Geschlechterlinie verläuft und hieraus Ungleichheitslagen zwischen den Geschlechtern resultieren. Vor allem wird herausgearbeitet, dass die Vermittlung der faktisch oder auch vermeintlich getrennten Arbeits- und Lebensbereiche weitgehend auf dem Rücken von Frauen stattfindet und sie diese Vermittlungsleistung mit Mehrfachbelastungen, diskontinuierlichen Berufsverläufen und schlechteren Arbeitsmarktchancen 'bezahlen' (vgl. Abschnitt 2.2; Kapitel 5). Ebenso zeigt auch die Vereinbarkeitsforschung auf, dass es vorrangig Frauen sind, denen die Anstrengungen des Austarierens verschiedener Lebensbereiche obliegen und die mit den damit verbundenen Nachteilen konfrontiert sind (vgl. Kapitel 8). Die Forschungen zur 'Alltäglichen Lebensführung' sowie Debatten um Entgrenzung und Subjektivierung legen dar, dass im Zuge eines Aufbrechens 'alter Arrangements', wie des traditionellen Ernährermodells, und eines beobachtbaren Abbaus kollektiver Standards im Feld der Arbeit die Vermittlung und Austarierung unterschiedlicher Arbeits- und Lebensbereiche zunehmend zu einer individuellen Aufgabe, auch für Männer, wird. Aber auch sie zeigen, dass es nach wie vor in erster Linie Frauen sind, die die Vermittlungsleistungen erbringen und dabei mit verschärften Belastungen und Konflikten konfrontiert werden (vgl. Kapitel 6 und 7). Trotz aller Heterogenität und Dynamik in den Entwicklungen und der Vielfalt an heute konkret existierenden Vereinbarkeitsarrangements verfügt das gesellschaftliche Arrangement von 'Arbeit und Leben' damit doch auch über sehr stabile Momente: Die gesellschaftliche Organisation, Bewertung und Verteilung von Arbeit ist nach wie vor ein wesentlicher Faktor der Herstellung und Stabilisierung von Geschlechterhierarchien.

9.2 Offene Fragen und Perspektiven für die Weiterarbeit

Zum Abschluss dieser Arbeit sollen noch einige offene Fragen aufgeworfen sowie Perspektiven für eine wissenschaftliche Weiterarbeit skizziert werden:

(1) Mit den im vorangegangenen Abschnitt zusammenfassend skizzierten Eckpunkten ist das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' relativ allgemein bestimmt. Mehr ist auf der Basis der hiesigen Untersuchung gleichwohl nicht leistbar. Es ist nicht möglich, ein für alle Konstellationen gültiges konkretes Modell von 'Arbeit und Leben' abstrakt zu entwerfen. Die vorliegende Untersuchung hat an verschiedenen Stellen deutlich gemacht, dass Aussagen mit Allgemeingültigkeits-Anspruch zumeist unzulässige und verkürzte Verallgemeinerungen darstellen. Die *konkrete* Ausgestaltung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' und das konkrete Vereinbarkeitsarrangement können jeweils nur im Zuge empirischer Forschung

für den jeweiligen Fall näher ausgeleuchtet werden. Die vorliegende Untersuchung stößt hier somit an eine Grenze und verweist zugleich auf einen Bedarf an genaueren empirischen Analysen. Zugleich können die ausgearbeiteten Aspekte gleichwohl eine Grundlage für empirische Forschungen bilden – dergestalt, dass sie als Orientierungspunkte für empirische Analysen zum Verhältnis von 'Arbeit und Leben' dienen können.

Dies gilt gerade auch vor dem Hintergrund der aktuellen Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise und den darin angelegten sozialen Risiken. Die Frage nach der Zukunft der Arbeit ist einer der Kernpunkte der Krisendiskussion. Es ist zu erwarten, dass sich im Zuge der Krise und der Krisenbewältigung erhebliche (und dramatische) Veränderungen in Feldern der Arbeitswelt vollziehen und sich auch Wandlungen im Verhältnis von 'Arbeit und Leben' ergeben werden. Die hier gelieferten Eckpunkte können einen Rahmen bilden, diese näher zu erschließen.

(2) Versteht man das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' als komplexes Ko-Konstitutionsverhältnis, wird der Bedarf nach weitgespannten Perspektiven und Analysen der Verflechtungen im Spannungsverhältnis von 'Arbeit und Leben' deutlich. Dies bedeutet jedoch nicht, dass forscherisch immer und gleichermaßen alles im Blickfeld sein muss. Ein weit gespannter Horizont schließt Fokussierung nicht aus. Es hängt beispielsweise von der konkreten Forschungsausrichtung ab, ob und wenn ja welcher Arbeits- bzw. Lebensbereich ins Zentrum der Betrachtung gestellt wird. So lässt sich nach dem Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen ebenso fragen wie nach dem Verhältnis von Hausarbeit und anderen Arbeits- und Lebensbereichen. Was aber deutlich wird, ist, dass in der jeweils konkreten Forschungsausrichtung die Frage der Zusammenhänge und Verflechtungen mit anderen Arbeits- und Lebensbereichen betrachtet bzw. reflektiert werden muss – nicht zuletzt, um den im Fokus stehenden Forschungsbereich in relevanten Punkten erschließen zu können.

(3) Die vorliegende Untersuchung ist in ihrer Betrachtung des Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' von einer Geschlechterperspektive geleitet worden. Jenseits des Geschlechts existieren jedoch weitere „Achsen der Ungleichheit" (Klinger/Knapp/Sauer 2007), die in den Arrangements von 'Arbeit und Leben' zum Tragen kommen. Hierzu zählen etwa soziale Herkunft, Ethnizität, Schicht- bzw. Milieuzugehörigkeit. Auszuleuchten wäre hier zum einen die Verortung und Wirkung dieser sozialen Ungleichheits-Dimensionen im Ko-Konstitutionsverhältnis von 'Arbeit und Leben' sowie zum anderen aber auch das Verhältnis, die Verflechtungen und Überkreuzungen der Ungleichheitsverhältnisse miteinander. Hier bieten insbesondere Forschungen zu Intersektionalität Anknüpfungspunkte,

die das Zusammenwirken mehrerer Dimensionen sozialer Ungleichheit – auch im Zusammenhang mit Arbeit – untersuchen (vgl. u.a. Klinger 2003; Klinger/Knapp 2008; Klinger/Knapp/Sauer 2007). Zugleich entsteht mit einer derartigen Ausweitung der Perspektive jedoch ein erhebliches Komplexitätsproblem. Regina Becker-Schmidt spricht bereits im Hinblick auf die Analyse der Verflechtungen und Kombinationen der Dimensionen sozialer Ungleichheit von einer „Gefahr, in ein unentwirrbares Geflecht von Bezügen zu geraten" (Becker-Schmidt 2008, 57). Sie schlägt daher vor, in Forschungsverbünden zu arbeiten und themenzentriert zu verfahren. In aufeinander abgestimmten Projekten könnten Schwerpunkte gebildet werden (vgl. Becker-Schmidt 2008, 57). Dieser Weg könnte auch für die Ausleuchtung der Verortung und der Wechselbezüge der 'Achsen der Ungleichheit' im komplexen Ko-Konstitutionsverhältnisses von 'Arbeit und Leben' beschritten werden.

(4) Als ein empfindliches Desiderat der von mir in Teil B untersuchten Ansätze habe ich eine 'Leerstelle des Politischen' identifiziert: Das Verhältnisses von 'Arbeit und Leben' wird, wenn überhaupt, dann nur sehr nachgeordnet als Feld sozialer und politischer Auseinandersetzung betrachtet. Hier sehe ich ein zentrales gewinnbringendes Potential der im Rahmen des Projektes *GendA* hervorgebrachten und in der vorliegenden Untersuchung als Orientierungsrahmen verwendeten Leitidee der Soziabilität. Denn die Leitidee der Soziabilität zielt gerade auch darauf, das Feld von 'Arbeit und Leben' als Feld sozialer und politischer Auseinandersetzung zu erschließen. Dies erfolgt zum Beispiel, indem in den drei entworfenen Dimensionen von Soziabilität die Frage der Interessenkonflikte, Aushandlungsprozesse, Machtkonstellationen und Kompromisse zentral adressiert wird (vgl. Kapitel 1). Die Erkenntnisse dieser Untersuchung können für die Weiterarbeit an der Leitidee der Soziabilität fruchtbar gemacht werden. Die im vorangegangenen Abschnitt zusammengetragenen Merkmale des Ko-Konstitutionsverhältnisses von 'Arbeit und Leben' können ihrerseits als Orientierungspunkte dienen, die drei Dimensionen von Soziabilität näher auszubuchstabieren. Im Ergebnis könnte die Leitidee der Soziabilität sodann ein Raster bilden, um die grundlegende Organisation von 'Arbeit und Leben' im gesellschaftlichen Kontext zu erfassen und das Feld zu vermessen.

(5) Ferner macht die vorliegende Untersuchung einen Bedarf an normativen Orientierungen deutlich. Dies gilt erstens vor dem Hintergrund, dass sich, wie ich im vorherigen Abschnitt formuliert habe, gesellschaftlich wie individuell immer 'irgendein Vereinbarkeitsarrangement' herstellt. Damit ist jedoch noch nichts über dessen Qualität ausgesagt. Eine Perspektive auf die Frage der Qualität eröffnet sich erst durch einen normativen Bezugspunkt. Zweitens gilt dies vor

dem Hintergrund, dass sich das Verhältnis von 'Arbeit und Leben' wesentlich im Zuge komplexer gesellschaftlicher Aushandlungen und entlang divergierender Interessen arrangiert und somit Gegenstand gesellschaftlicher Konflikte ist. Die Wissenschaft steht dabei nicht neben diesen Auseinandersetzungen, sondern ist vielmehr selbst Teil dieser. Genau aus diesem Grund ist aber eine Klärung und Offenlegung der normativen Orientierungen von Belang, um diese diskutierbar und Unterschiede deutlich zu machen. Darüber hinaus liefert man sich bei einer mangelnden Reflexion und Explizierung der normativen Grundlagen leicht der berühmt-berüchtigten 'normativen Kraft des Faktischen' aus. D.h. man verbleibt im bestehenden, dominierenden Normsystem oder läuft zumindest große Gefahr, darin zu verharren – gerade, wenn dieses Normsystem, wie derzeit, eher implizit transportiert denn explizit ausgewiesen wird. Damit ist dann aber auch die Kritikperspektive gegenüber dem Status quo von vornherein stark beschnitten.

Wie eingangs dieser Untersuchung dargelegt, markiert die Leitidee der Sozialität einen normativen Standpunkt. Dieser ist schon in der Frage nach der 'gesellschaftlichen Anschlussfähigkeit' angelegt. Denn die Frage, wie die konkrete Anschlussfähigkeit zu bewerten ist und welche Aspekte des komplexen Verhältnisses von (Erwerbs-)Arbeit und anderen Lebensbereichen dabei überhaupt als relevant in den Blick genommen werden, lässt sich ohne eine normative Orientierung nicht beantworten. Normative Grundlage der Leitidee der Sozialität ist dabei eine Perspektive, die sich durch ein herrschaftskritisches, emanzipatorisches Selbstverständnis auszeichnet und die das Geschlechterverhältnis als integralen Bestandteil der Analyse, Bewertung und Gestaltung von Arbeit begreift und die keineswegs nur, aber insbesondere auf die Überwindung von Geschlechterstereotypen und -hierarchien gerichtet ist (vgl. Kapitel 1). Entlang der Linie von Macht und Herrschaft werden Entwicklungen (wieder) greifbar, die sich ansonsten in ihrer scheinbaren Ambivalenz einer wissenschaftlichen Bewertung zu entwinden scheinen. So hilft eine solche Perspektive, sich nicht in der Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Tendenzen und der kaum zu bewältigenden Komplexität und Ambivalenz im Zusammenhang von 'Arbeit und Leben' zu verlieren. Ein Reflexion und Weiterentwicklung der Leitidee der Sozialität auf der Basis der hier angestellten Überlegungen zur Ko-Konstitution von 'Arbeit und Leben' einerseits sowie der in diesem Abschnitt aufgeworfenen Fragen andererseits kann auch diese normative Orientierung weiter schärfen.

(6) Eine derart weiterentwickelte Leitidee der Sozialität, die auf die Grundproblematik der gesellschaftlichen Organisation von Arbeit gerichtet ist, eröffnet nicht zuletzt auch neue Interventionsmöglichkeiten in die aktuelle Vereinbarkeitsdebatte. Wie im Rahmen dieser Untersuchung erwähnt, fokussiert die aktuelle politische Debatte in der Frage nach gesellschaftlichen Veränderungsbedarfen derzeit nahezu ausschließlich auf familienpolitische und insbesondere infrastrukturelle Rahmenbedingungen – wie Elterngeld, Kinderbetreuungsausbau, Familien-Service-Einrichtungen usw. Diese politischen Maßnahmen und Vorschläge bieten für viele Betroffene – und gerade auch für viele Frauen – zweifellos relevante Verbesserungen in puncto Vereinbarkeit. Allerdings wird mit derartigen Vorschlägen die gesellschaftliche Organisation von Arbeit und gerade auch von Erwerbsarbeit nicht in Frage gestellt. Damit droht aber eine Unterordnung unter die dominanten Logiken und Erfordernisse der Erwerbsarbeit. Oder, wie ich bereits an anderer Stelle in dieser Unersuchung formuliert habe: Bleibt die Erwerbsarbeit unangetastet, besteht die Gefahr, dass die Maßnahmen in erster Linie dazu beitragen, dass der 'Rests des Lebens' immer effizienter um die Erwerbsarbeit herum organisiert wird. Eine Perspektive, die sich auf die grundlegende Organisation von Arbeit richtet, enthält dagegen das Potential, die Organisation und Verteilung von Arbeit, und gerade von Erwerbsarbeit, zur Disposition zu stellen und damit auch die Frage aufzuwerfen, wie sich Arbeit besser 'in das Leben' einer Gesellschaft einfügen lässt.

Literatur

Alda, Holger, 2005: Beschäftigungsverhältnisse. In: Soziologisches Forschungsinstitut (SOFI)/Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB)/Institut für sozialwissenschaftliche Forschung (ISF)/Internationales Institut für empirische Sozialökonomie (INIFES) (Hg.): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Arbeit und Lebensweisen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 245-270.

Allmendinger, Jutta/Podsiadlowski, Astrid, 2001: Segregation in Organisationen und Arbeitsgruppen. In: Heintz, Bettina (Hg.): Geschlechtersoziologie. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 41, 276-307.

Arbeitsgruppe SubArO (Hg.), 2005: Ökonomie der Subjektivität – Subjektivität der Ökonomie. Berlin: Edition Sigma.

Aulenbacher, Brigitte, 2005a: Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsanalysen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

–, 2005b: Subjektivierung von Arbeit. Ein hegemonialer industriesoziologischer Topos und was die feministische Arbeitsforschung und Gesellschaftsanalyse dazu zu sagen haben. In: Lohr, Karin/Nickel, Hildegard Maria (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 34-64.

–, 2005c: Zeitdiagnostik im Nachvollzug der Rationalisierung. Die besondere Berücksichtigung von Geschlecht und die Perspektiven der Debatte zur Subjektivierung von Arbeit. In: Arbeitsgruppe SubArO (Hg.), 2005: Ökonomie der Subjektivität – Subjektivität der Ökonomie. Berlin: Edition Sigma, 253-276.

Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobsen, Heike/Völker, Susanne (Hg.), 2007: Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Aulenbacher, Brigitte/Siegel, Tilla (Hg.), 1995: Diese Welt wird völlig anders sein. Denkmuster der Rationalisierung. Pfaffenweiler: Centaurus.

–, 1993: Industrielle Entwicklung, soziale Differenzierung, Reorganisation des Geschlechterverhältnisses. In: Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (Hg.): Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse. Opladen: Leske + Budrich, 65-98.

Auth, Diana, 2004: Vereinbarkeitsorientierte Zeiten – eine neue Sicht auf Arbeitszeiten. Expertise für GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung. GendA-Discussion-Paper 11. Marburg.

Auth, Diana/Holland-Cunz, Barbara (Hg.), 2007: Grenzen der Bevölkerungspolitik. Strategien und Diskurse demographischer Steuerung. Opladen: Barbara Budrich.

Autorinnenkollektiv Hannover, 1981: Zu den Autorinnen. In: Backhaus, Hans-Georg u.a. (Hg.): Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 14. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 280-283.

Baatz, Dagmar/Rudolph, Clarissa/Satilmis, Ayla (Hg.), 2004: Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Baethge, Martin, 1999: Subjektivität als Ideologie. Von der Entfremdung in der Arbeit zur Entfremdung auf dem (Arbeits)Markt? In: Schmidt, Gert (Hg.): Kein Ende der Arbeitsgesellschaft. Arbeit, Gesellschaft und Subjekt im Globalisierungsprozeß. Berlin: Edition Sigma, 29-44.

–, 1994: Arbeit 2000. Wie Erwerbsarbeit Spaß macht – Ansprüche der Beschäftigten als Herausforderungen für Gewerkschaften. In: Gewerkschaftliche Monatshefte, Heft 11/1994, 711-725.

–, 1990: Arbeit, Vergesellschaftung, Identität – Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit. In: SOFI-Mitteilungen, Heft 18/1990, 1-11.

Baethge, Martin/Oberbeck, Herbert, 1986: Zukunft der Angestellten. Neue Technologien und berufliche Perspektiven in Büro und Verwaltung. Frankfurt am Main: Campus.

Bayertz, Kurt (Hg.), 1981: Wissenschaftsgeschichte und wissenschaftliche Revolution. Köln: Pahl-Rugenstein.

Beck, Ulrich/Brater, Michael, 1978: Berufliche Arbeitsteilung und soziale Ungleichheit. Eine gesellschaftlich historische Theorie der Berufe. Frankfurt am Main: Campus.

–, 1977a: Die soziale Konstitution der Berufe. Frankfurt am Main: Campus.

–, 1977b: Berufliche Arbeitsteilung und soziale Ungleichheit. Konzeption einer subjektbezogenen Theorie der Berufe. In: Dies. (Hg.): Die soziale Konstitution der Berufe. Materialien zu einer subjektbezogenen Theorie der Berufe. Frankfurt am Main: Campus, 5-24.

Beckenbach, Niels, 1991: Industriesoziologie. Berlin: de Gruyter.

Beck-Gernsheim, Elisabeth, 1993 [1980]: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt am Main: Fischer.

–, 1976: Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen. Frankfurt am Main: aspekte.

Beck-Gernsheim, Elisabeth/Ostner, Ilona, 1978: Frauen verändern – Berufe nicht? Ein theoretischer Ansatz zur Problematik von 'Frau und Beruf'. In: Soziale Welt, Heft 3/1978, 258-287.

–, 1977: Der Gegensatz von Beruf und Hausarbeit als Konstitutionsbedingung weiblichen Arbeitsvermögens. Ein subjektbezogener Erklärungsansatz zur Problematik von 'Frau und Beruf'. In: Beck, Ulrich/Brater, Michael (Hg.): Die soziale Konstitution der Berufe. Frankfurt am Main: Campus, 25-53.

Becker-Schmidt, Regina, 2007: 'Class', 'gender', 'ethnicity', 'race': Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt am Main: Campus, 56-83.

–, 2004: Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 62-71.

–, 2001: Was mit Macht getrennt wird, gehört gesellschaftlich zusammen. Zur Dialektik von Umverteilung und Anerkennung in Phänomenen sozialer Ungleichstellung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster: Westfälisches Dampfboot, 91-131.

–, 1998: Trennung, Verknüpfung, Vermittlung: zum feministischen Umgang mit Dichotomien. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt am Main: Campus, 84-125.

–, 1995: Homomorphismus. Autopoetische Systeme und gesellschaftliche Rationalisierung. In: Aulenbacher, Brigitte/Siegel, Tilla (Hg.): Diese Welt wird völlig anders sein. Denkmuster der Rationalisierung. Pfaffenweiler: Centaurus, 99-119.

–, 1991: Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In: Zapf, Wolfgang (Hg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt am Main: Campus, 383-394.

–, 1987: Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkircher, Lilo/Wagner, Ina (Hg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Soziologische Befunde zu geschlechtsspezifischen Formen der Lebensbewältigung. Österreichischer Soziologentag, 1985, Wien. Wien: ÖGB-Verlag, 10-25.

–, 1983a: Entfremdete Aneignung, gestörte Anerkennung, Lernprozesse: Über die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Frauen. In: Matthes, Joachim (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt am Main: Campus, 412-426.

–, 1983b: Widerspruch und Ambivalenz: Theoretische Überlegungen, methodische Umsetzungen, erste Ergebnisse zum Projekt 'Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter'. In: Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate, 1983: Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, 13-43.

–, 1983c: Schlussbemerkungen. In: Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate, 1983: Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, 181-193.

–, 1980: Widersprüchliche Realität und Ambivalenz. Arbeitserfahrungen von Frauen in Fabrik und Familie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialphilosophie, Heft 4/1980, 705-725.

Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Lühring, Ilse/Schmidt, Beate, 1981: Familienarbeit im proletarischen Lebenszusammenhang: Was es heißt, Hausfrau zu sein. In: Backhaus, Hans-Georg u.a. (Hrsg.): Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 14. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 75-96.

Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate, 1983: Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Rumpf, Mechthild, 1981: Frauenarbeit in der Fabrik – Betriebliche Sozialisation als Lernprozeß? Über die subjektive Bedeutung der Fabrikarbeit im Kontrast zur Hausarbeit. In: Backhaus, Hans-Georg u.a. (Hg.): Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 14. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 52-74.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate, 1984: Eines ist zu wenig – beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Beruf. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.

Beckmann, Petra/Kurtz, Beate, 2001: Erwerbstätigkeit von Frauen: Die Betreuung der Kinder ist der Schlüssel. IAB-Kurzbericht 10/2001.

Beer, Ursula, 1990: Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt am Main: Campus.

– (Hg.), 1987: Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ-Verlag.

–, 1983: Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung. Frankfurt am Main: Campus.

Behringer, Luise/Jurczyk, Karin, 1995: Umgang mit Offenheit: Methoden und Orientierungen in der Lebensführung von JournalistInnen. In: Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung' (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Moderne. Opladen: Leske + Budrich, 71-120.

Bennholdt-Thomsen, Veronika, 1983: Die Zukunft der Frauenarbeit und die Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 9-10/1983, 207-222.

Blanke, Thomas/Schüren, Peter/Wank, Rolf/Wede, Peter, 2002: Handbuch Neue Beschäftigungsformen. Teilzeitarbeit, Telearbeit, Fremdfirmenpersonal, Franchiseverhältnisse. Baden-Baden: Nomos.

BMBF, 2005: Zukunftsfähige Arbeitsforschung. Arbeit neu denken, erforschen, gestalten. Dresden.

BMBF, 2001: Innovative Arbeitsgestaltung – Zukunft der Arbeit. Rahmenkonzept. Bonn: BMBF.

BMBF, 2000: Bekanntmachung eines Ideenwettbewerbs zum Themenfeld 'Zukunftsfähige Arbeitsforschung'.

BMFSFJ, 2009: Einstellungen und Lebensbedingungen von Familien 2009. Monitor Familienforschung. Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik. Berlin.

BMFSFJ, 2005a: Work Life Balance. Motor für wirtschaftliches Wachstum und gesellschaftliche Stabilität. Analyse der volkswirtschaftlichen Effekte – Zusammenfassung der Ergebnisse. Berlin.

BMFSFJ (Hg.), 2005b: 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. München.

BMFT (Hg.), 1977: Programm Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens. Bonn.

BMFT/BMA (Hg.), 1987: Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens. Dokumentation 1987. Bonn.

BMFT/BMA/BMBW (Hg.), 1989: Forschungs- und Entwicklungsprogramm Arbeit und Technik. Bonn.

Bock, Gisela/Duden, Barbara, 1976: Arbeit als Liebe, Liebe als Arbeit. In: Sommeruniversität für Frauen (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Berlin: Courage, 118-199.

Boese, Franz, 1939: Geschichte des Vereins für Socialpolitik 1872-1932. Schriften des Vereins für Socialpolitik, Band 188. Berlin: Duncker & Humblot.

Böhle, Fritz, 2006: Zur Entwicklung und zu neuen Herausforderungen der Arbeitsforschung – Eine Standortbestimmung. In: Dunkel, Wolfgang/Sauer, Dieter (Hg.): Von der Allgegenwart der verschwindenden Arbeit – Neue Herausforderungen für die Arbeitsforschung. Berlin: Edition Sigma, 21 27.

Böhle, Fritz/Milkau, Brigitte, 1988: Vom Handrad zum Bildschirm. Eine Untersuchung zur sinnlichen Erfahrung im Arbeitsprozeß. Frankfurt am Main: Campus.

Bolte, Karl Martin, 1995: Zur Entstehungsgeschichte des Projekts im Rahmen einer 'subjektorientierten' Forschungsperspektive. In: Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Moderne. Opladen: Leske + Budrich, 15 22.

–, 1993: Lebensführung und Arbeitswelt. Bericht über ein Forschungsprojekt. In: Ders.: Wertewandel, Lebensführung, Arbeitswelt. München: Oldenbourg, 29-69.

– (Hg.), 1988: Mensch, Arbeit und Betrieb. Beiträge zur Berufs- und Arbeitskräfteforschung. Weinheim: VCH, Acta Humaniora.

–, 1983: Subjektorientierte Soziologie – Plädoyer für eine Forschungsperspektive. In: Bolte, Karl Martin/Treutner, Erhard (Hg.): Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt am Main: Campus, 12-36.

Bolte, Karl Martin/Treutner, Erhard (Hg.), 1983: Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie. Frankfurt am Main: Campus.

Bonß, Wolfgang, 2006: Beschäftigt – Arbeitslos. In: Lessenich, Stephan/Nullmeier, Frank (Hg.): Deutschland – eine gespaltene Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus, 53-72.

Born, Claudia/Krüger, Helga/Lorenz-Mayer, Dagmar, 1996: Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin: Edition Sigma.

Bosch, Gerhard, 2000: Entgrenzung der Erwerbsarbeit – Lösen sich die Grenzen zwischen Erwerbs- und Nichterwerbsarbeit auf? In: Minssen, Heiner (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Edition Sigma, 249-268.

Bothfeld, Silke, 2005: Vom Erziehungsurlaub zur Elternzeit. Politisches Lernen im Reformprozess. Frankfurt am Main: Campus.

Bothfeld, Silke/Klammer, Ute/Klenner, Christina/Leiber, Simone/Thiel, Anke/Ziegler, Astrid (Hg.), 2005: WSI-Frauen-Datenreport. Handbuch zur wirtschaftlichen und sozialen Situation von Frauen. Berlin: Edition Sigma.

Braczyk, Hans-Joachim/von dem Knesebeck, Jost/Schmidt, Gert, 1982: Nach einer Renaissance. Zur gegenwärtigen Situation von Industriesoziologie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Braczyk, Hans-Joachim/von dem Knesebeck, Jost (Hg.): Materialien zur Industriesoziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 24. Opladen: Westdeutscher Verlag, 16-56.

Brandt, Gerhard, 1984: Marx und die neuere deutsche Industriesoziologie. In: Leviathan, Heft 2/1984, 195-215.

Briefs, Götz, 1959 [1931]: Betriebssoziologie. In: Vierkandt, Alfred (Hg.): Handwörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Enke, 31-52.

Brüderl, Leokadia/Paetzold, Bettina, 1992: Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Psychosoziale Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit. Weinheim: Juventa.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), 2005: Familienpolitik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft 23-24/2005.

Correll, Lena, 2005: Arbeit und andere Lebensbereiche – „irgendwie vermischt sich das sehr". Fallorientierte Überlegungen zu subjektorientierter Soziabilität. In: Kurz-Scherf, Ingrid/Correll, Lena/Janczyk, Stefanie (Hg.): In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel. Münster: Westfälisches Dampfboot, 123-138.

Correll, Lena/Janczyk, Stefanie/Lieb, Anja, 2004: Innovative Potentiale einer genderkompetenten Arbeitsforschung. In: Baatz, Dagmar/Rudolph, Clarissa/Satilmis, Ayla (Hg.): Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, 255-277.

Dackweiler, Regina, 1995: Ausgegrenzt und eingemeindet. Die neue Frauenbewegung im Blick der Sozialwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Dahrendorf, Ralf, 1983: Wenn der Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgeht. In: Matthes, Joachim (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt am Main: Campus, 25-37.

–, 1956: Industrie- und Betriebssoziologie. Berlin: de Gruyter.

Dallinger, Ursula, 1998: Der Konflikt zwischen familiärer Pflege und Beruf als handlungstheoretisches Problem. In: Zeitschrift für Soziologie, Heft 2/1998, 94-112.

Deutschmann, Christoph, 2002: Postindustrielle Industriesoziologie. Theoretische Grundlagen, Arbeitsverhältnisse und soziale Identitäten. Weinheim: Juventa.

–, 2001: Die Gesellschaftskritik der Industriesoziologie – ein Anachronismus? In: Leviathan, Heft 1/2001, 58-69.

Diezinger, Angelika/Eckart, Christel/Kramer, Helga/Marquardt, Regine/Martiny, Ulrike/Metz-Göckel, Sigrid, 1983: Die Arbeit der Frau in Betrieb und Familie. In: Littek, Wolfgang/Rammert, Werner/Wachtler, Günther (Hg.): Einführung in die Arbeits- und Industriesoziologie. Frankfurt am Main: Campus, 225-248.

Dingeldey, Irene, 2006: 'Holistic Governance' oder die Notwendigkeit reflexiver Gestaltung von Familien- und Arbeitsmarktpolitik. Zur differenten Entwicklung der

Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Dänemark, Großbritannien und der Bundesrepublik. In: Bertram, Hans/Krüger, Helga/Spieß, Katharina (Hg.): Wem gehört die Familie der Zukunft? Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung. Opladen: Barbara Budrich, 359-381.

Döge, Peter/Behnke, Cornelia, 2005: Auch Männer haben ein Vereinbarkeitsproblem. Ansätze zur Unterstützung familienorientierter Männer auf betrieblicher Ebene. Berlin: IAIZ.

Döge, Peter/Volz, Rainer, 2004: Was machen Männer mit ihrer Zeit? – Zeitverwendung deutscher Männer nach den Ergebnissen der Zeitbudgetstudie 2001/2002. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Forum der Bundesstatistik. Band 43. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt, 194-215.

Döhl, Volker/Kratzer, Nick/Sauer, Dieter, 2000: Krise der NormalArbeit(s)Politik. Entgrenzung von Arbeit – neue Anforderungen an Arbeitspolitik. In: WSI Mitteilungen, Heft 1/2000, 5-17.

Drinkuth, Andreas, 2007: Die Subjekte der Subjektivierung. Handlungslogiken bei entgrenzter Arbeit und ihre lokale Ordnung. Berlin: Edition Sigma.

Duden 2001: Das Fremdwörterbuch. Duden Band 5. Mannheim: Dudenverlag.

Dunkel, Wolfgang, 2001: Zur Entstehungsgeschichte des Konzepts alltäglicher Lebensführung. In: Voß, G. Günter/Weihrich, Margit (Hg.): tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung. München/Mering: Rainer Hampp, 21-29.

Eberling, Matthias/Hielscher, Volker/Hildebrandt, Eckart/Jürgens, Kerstin, 2004: Prekäre Balancen. Flexible Arbeitszeiten zwischen betrieblicher Regulierung und individuellen Ansprüchen. Berlin: Edition Sigma.

Eckart, Christel/Jaerisch, Ursula/Kramer, Helgard, 1979: Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Frankfurt am Main: Campus.

Ehnis, Patrick, 2008: Hegemoniale Mütterlichkeit. Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtertypische Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes. In: Marburger Gender-Kolleg (Hg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention. Münster: Westfälisches Dampfboot, 56-69.

Eichhorst, Werner, 2007: Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf im internationalen Vergleich: Zwischen Paradigma und Praxis. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Eichhorst, Werner/Thode, Eric, 2002: Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Benchmarking Deutschland Aktuell. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Endepohls-Ulpe, Martina/Jesse, Anja (Hg.) 2006: Familie und Beruf – weibliche Lebensperspektiven im Wandel. Wien: Lang.

Engelbrech, Gerhard/Jungkunst, Maria, 2001: Erwerbsbeteiligung von Frauen: Wie bringt man Beruf und Kinder unter einen Hut? IAB-Kurzbericht 7/2001.

Faber, Christel/Borchers, Uwe, 1999: Familie oder Beruf oder Beruf und Familie? München/Mering: Rainer Hampp.

Farahat, Anuscheh/Janczyk, Stefanie/Mängel, Annett/Schönig, Barbara, 2006: Exklusive Emanzipation. Zur Frauen- und Familienpolitik der großen Koalition. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 8/2006, 985-994.

Faust, Michael, 2002: Der 'Arbeitskraftunternehmer' – eine Leitidee auf dem ungewissen Weg in die Zukunft. In: Kuda, Eva/Strauß, Jürgen (Hg.): Arbeitnehmer als Unternehmer? Herausforderungen für Gewerkschaften und berufliche Bildung. Hamburg: VSA, 56-80.

Feministische Studien, 2000: Fürsorge – Anerkennung – Arbeit. Extra-Heft 2000 (Hg. Eva Senghaas-Knobloch, Christel Eckart).

Friedeburg, Ludwig von, 1963: Studien des Betriebsklimas. Studien zur Deutung empirischer Untersuchungen im industriellen Großbetrieb. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Friedmann, Georges, 1959 [1952]: Grenzen der Arbeitsteilung. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

–, 1952 [1946]: Der Mensch in der mechanisierten Produktion. Köln: Bund-Verlag.

Fthenakis, Wassilios/Minsel, Beate, 2002: Die Rolle des Vaters in der Familie. Stuttgart: Kohlhammer.

Fuchs, Maximilian, 1994: Welche Maßnahmen empfehlen sich, um die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Familie zu verbessern? Gutachten F zum 60. Deutschen Juristentag. Münster 1994. München: Beck.

Fukujama, Francis, 1995: Konfuzius und Marktwirtschaft. Der Konflikt der Kulturen. München: Kindler.

Funder, Maria, 2000: Entgrenzung von Organisationen – eine Fiktion? In: Minssen, Heiner (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Edition Sigma, 19-45.

Funder, Maria/Dörhöfer, Steffen/Rauch, Christian, 2005: Vorwort. In: Dies. (Hg.): Jenseits der Geschlechterdifferenz? Geschlechterverhältnisse in der Informations- und Wissensgesellschaft. München/Mering: Rainer Hampp, 9-20.

Fürstenberg, Friedrich, 1977: Einführung in die Arbeitssoziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Gather, Claudia/Geissler, Brigit/Rerrich, Maria S. (Hg.), 2002: Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Geissler, Birgit, 1995: Einleitung. In: Vaskovics, Laszlo (Hg.): Soziologie familialer Lebenswelten. Soziologische Revue. Sonderheft 3. München: Oldenbourg, 231-236.

Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild, 1996: Lebensplanung junger Frauen: zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim: Deutscher Studienverlag.

GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung, 2005: Arbeit und Geschlecht. Plädoyer für einen erweiterten Horizont der Arbeitsforschung und ihrer Förderung. Memorandum zur zukunftsfähigen Arbeitsforschung. GendA-Discussion-Paper 13. Marburg.

Gensicke, Thomas/Picot, Sibylle/Geiss, Sabine, 2006: Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gerhard, Ute, 1993: Differenz und Vielfalt – Die Diskurse der Frauenforschung. In: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 1-2/1993, 10-21.

Gerlach, Irene, 2007: Einleitung. In: Dilger, Alexander/Gerlach, Irene/Schneider, Helmut (Hg.): Betriebliche Familienpolitik. Potenziale und Instrumente aus multidisziplinärer Sicht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 12-28.

Geschäftsstelle des SFB „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitsforschung" (SFB 101) der Universität München, 1979: Informationsschrift. München – Juli 1979. München: Geschäftsstelle des SFB.

Gesterkamp, Thomas, 2007: Die neuen Väter zwischen Kind und Karriere. So kann die Balance gelingen. Freiburg: Herder.

Gewerkschaftliche Monatshefte, 2004: Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Heft 7-8/2004.

GfA, 2000: Die Zukunft der Arbeit erforschen. Ein Memorandum der Gesellschaft für Arbeitswissenschaft zum Strukturwandel der Arbeit. http://www.gfa-online.de/memorandum/Inhalt_Zukunft.php (Download 27.8.2008).

Gorges, Irmela, 1980: Sozialforschung in Deutschland 1872-1914. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Socialpolitik. Frankfurt am Main: Hain.

Gottschall, Karin, 2000: Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen: Leske + Budrich.

–, 1999: Erwerbstätigkeit und Elternschaft als Gegenstand soziologischer Forschung. In: Zeitschrift für Frauenforschung, Heft 3/1999, 19-32.

–, 1990: Vom 'weiblichen Arbeitsvermögen' zur 'doppelten Vergesellschaftung' – Zur Rezeption und Kritik eines für die Frauenarbeitsforschung zentralen Paradigmas. In: Autorinnengemeinschaft: Erklärungsansätze zur geschlechtsspezifischen Strukturierung des Arbeitsmarktes. Arbeitspapiere aus dem Arbeitskreis SAMF. Arbeitspapier 1/1990, 40-53.

Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (Hg.), 2003a: Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München/Mering: Rainer Hampp.

–, 2003b: Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zur Einleitung. In: Dies (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München/Mering: Rainer Hampp, 11-33.

Habermas, Jürgen, 1985: Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

–, 1968: Technik und Wissenschaft als Ideologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hausen, Karin, 1993: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Frauen und Männern. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

–, 1976: Die Polarisierung der „Geschlechtercharaktere". Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): Die Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett, 363-393.

Heintz, Bettina/Nadai, Eva/Fischer, Regula/Ummel, Hannes, 1997: Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes. Frankfurt am Main: Campus.

Henninger, Annette, 2003: Wer versorgt den Arbeitskraftunternehmer? Überlegungen zur Entgrenzung von Arbeit und Leben bei Alleinselbständigen. In: Schönberger, Klaus/Springer, Stefanie (Hg.): Subjektivierte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt. Frankfurt am Main: Campus, 164-182.

Henninger, Annette/Papouschek, Ulrike, 2005: Entgrenzung als allgemeiner Trend? Mobile Pflege und Arbeit in der Medien- und Kulturindustrie im Vergleich. ZeS-Arbeitspapier, 5/2005.

Herkommer, Sebastian/Bierbaum, Heinz, 1979: Industriesoziologie. Bestandsaufnahme, Kritik, Weiterentwicklung. Stuttgart: Enke.

Hildebrandt, Eckart (Hg.), 2000: Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. Berlin: Edition Sigma.

Hielscher, Volker, 2006: Verflüssigte Rhythmen. Flexible Arbeitszeitstrukturen und soziale Integration. Berlin: Edition Sigma.

Hinrichs, Peter, 1981: Um die Seele des Arbeiters. Arbeitspsychologie, Industrie- und Betriebssoziologie in Deutschland 1871-1945. Köln: Pahl Rugenstein.

Hirsch-Kreinsen, Hartmut, 2005: Wirtschafts- und Industriesoziologie – Grundlagen, Fragestellungen, Themenbereiche. Weinheim: Juventa.

–, 2003: Renaissance der Industriesoziologie. In: Soziologie, Heft 1/2003, 5-20.

–, 2000: Industriesoziologie: Jenseits des 'goldenen Zeitalters'? In: Münch, Richard/Janß, Claudia/Stark, Carsten (Hg.): Soziologie 2000. Soziologische Revue, Sonderheft 5. München: Oldenbourg, 117-129.

Hochschild, Arlie Russell, 2002: Keine Zeit: Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Opladen: Leske + Budrich.

Holling, Eggert/Kempin, Peter, 1989: Identität, Geist und Maschine. Auf dem Weg zur technologischen Zivilisation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Holtgrewe, Ursula/Voswinkel, Stephan/Wagner, Gabriele (Hg.), 2000: Anerkennung und Arbeit. Konstanz: UVK.

Honneth, Axel, 1999: Demokratie als reflexive Kooperation. John Dewey und die Demokratietheorie der Gegenwart. In: Brunkhorst, Hauke/Niesen, Peter (Hg.): Das Recht der Republik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 37-65.

Höpflinger, François/Charles, Maria/Debrunner, Annelies, 1991: Familienleben und Berufsarbeit. Zum Wechselverhältnis zweier Lebensbereiche. Zürich: Seismo.

IAB, 2009: Zwischenbericht zur IAB-Arbeitsmarktprojektion 2009 und 2010, 10. Juni 2009. Nürnberg. http://doku.iab.de/grauepap/2009/proj0609.pdf (Download 20.07.2009).

IG Metaller in der IBM, 1999: Denkanstösse. Meine Zeit ist mein Leben. Neue betriebspolitische Erfahrungen zur Arbeitszeit.

Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) (Hg.), 2008: IAB-Kurzbericht 3/2008. http://doku.iab.de/kurzber/2008/kb0308.pdf (Download 11.3.2008).

Janczyk, Stefanie, 2008: 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' und Work-Life-Balance: Über Verengungen und Ausblendungen in einer Debatte. In: Marburger Gender-Kolleg (Hg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention. Münster: Westfälisches Dampfboot, 70-84.

–, 2005: Arbeit, Leben, Soziabilität. Zur Frage von Interdependenzen in einer ausdifferenzierten (Arbeits)Gesellschaft. In: Kurz-Scherf, Ingrid/Correll, Lena/Janczyk, Stefanie (Hg.): In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel. Münster: Westfälisches Dampfboot, 105-124.

–, 2003: Soziabilität – Überlegungen zu einem Konzept zukunftsfähiger Arbeitsforschung. Vortrag auf dem GendA/KoprA-Workshop „Gender meets Work" vom 18. bis 19.12.2003 in München. Unveröffentlichtes Manuskript.

Jurczyk, Karin, 1991: Flexibilisierung der Erwerbsarbeit – Flexibilisierung der Lebensführung? In: Voß, G. Günter (Hg.): Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch. Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs 333 der Universität München. Sonderheft 2. München: Uni-Druck, 29-48.

Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria S. (Hg.), 1993a: Die Arbeit des Alltags. Beiträge zur Soziologie der Alltäglichen Lebensführung. Freiburg: Lambertus.

–, 1993b: Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo 'alles zusammenkommt'. In: Dies. (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zur Soziologie der Alltäglichen Lebensführung. Freiburg: Lambertus, 11-45.

–, 1993c: Lebensführung, soziale Einbindung und die Strukturkategorie 'Geschlecht'. In: Dies. (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zur Soziologie der Alltäglichen Lebensführung. Freiburg: Lambertus, 262-278.

–, 1993d: Lebensführung weiblich – Lebensführung männlich. Macht dieser Unterschied heute noch Sinn? In: Dies. (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zur Soziologie der Alltäglichen Lebensführung. Freiburg: Lambertus, 279-309.

Jurczyk, Karin/Voß, G. Günter, 1995: Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von 'Alltäglicher Lebensführung'. In: Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung' (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Moderne. Opladen: Leske + Budrich, 371-407.

Jürgens, Kerstin, 2006: Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

–, 2005: Perspektiverweiterung statt Kriseninszenierung. Ein Beitrag zum Diskurs über die Zukunft der Arbeits- und Industriesoziologie. In: Arbeit. Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik, Heft 3/2005, 173-190.

–, 2003: Zeithandeln – eine neue Kategorie der Arbeitssoziologie. In: Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München/Mering: Rainer Hampp, 37-58.

–, 2002: Alltägliche Lebensführung als Dimension sozialer Ungleichheit? In: Weihrich, Margit/Voß, G. Günter (Hg.), 2002: tag für tag. Alltag als Problem – Lebensführung als Lösung? München/Mering: Rainer Hampp, 71-94.

–, 2001: Familiale Lebensführung. Familienleben als alltägliche Verschränkung individueller Lebensführungen. In: Voß, G. Günter/Weihrich, Margit (Hg.): tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung. München/Mering: Rainer Hampp, 33-60.

Jürgens, Ulrich/Naschold, Frieder (Hg.), 1984: Arbeitspolitik – Materialien zum Zusammenhang von politischer Macht, Kontrolle und betrieblicher Organisation der Arbeit. Leviathan, Sonderheft 5. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kastner, Michael, 2004: Verschiedene Zugänge zur Work Life Balance. In: Ders. (Hg.): Die Zukunft der Work Life Balance: Wie lassen sich Beruf und Familie, Arbeit und Freizeit miteinander vereinbaren? Kröning: Asanger, 67-105.

Kaufmann, Franz-Xaver, 2007: Familien in den Spannungsfeldern gefährdeter Sozialstaatlichkeit. Köln: Bachem.

–, 2005: Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kern, Horst, 1997: Industriesoziologie weit gedacht. Burkart Lutz' makrosoziologischer Beitrag zur Analyse der Entwicklung industriekapitalistischer Gesellschaften. In: Bieber, Daniel (Hg.): Technikentwicklung und Industriearbeit. Industrielle Produktionstechnik zwischen Eigendynamik und Nutzerinteressen. Frankfurt am Main: Campus, 29-43.

–, 1979: Kritische Industriesoziologie. In: Ders.: Kampf um Arbeitsbedingungen. Materialien zur 'Humanisierung der Arbeit'. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 231-243.

Kern, Horst/Schumann, Michael, 1984: Das Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion. München: Beck.

–, 1977 [1970]: Industriearbeit und Arbeitsbewusstsein. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kleemann, Frank, 2005: Die Wirklichkeit der Teleheimarbeit: eine arbeitssoziologische Untersuchung. Berlin: Edition Sigma.

Kleemann, Frank/Matuschek, Ingo/Voß, G. Günter, 2003: Subjektivierung von Arbeit. Ein Überblick zum Stand der Diskussion. In: Moldaschl, Manfred/Voß, G. Günter (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. München/Mering: Rainer Hampp, 57-114.

Klenner, Christina, 2007: Erwartungen von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern an einen familienfreundlichen Betrieb. In: Dilger, Alexander/Gerlach, Irene/Schneider, Helmut (Hg.): Betriebliche Familienpolitik. Potenziale und Instrumente aus multidisziplinärer Sicht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 159-186.

–, 2005: Gleichstellung von Frauen und Männern und Vereinbarkeit von Familie und Beruf. In: WSI in der Hans-Böckler-Stiftung: WSI-Tarifhandbuch 2005. Frankfurt am Main: Bund-Verlag, 41-65.

–, 2004a: Erwartungen an einen familienfreundlichen Betrieb. Erste Auswertung einer repräsentativen Befragung von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mit Kindern oder Pflegeaufgabe. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.

–, 2004b: Gender – ein Fremdwort für Betriebsräte? In: WSI-Mitteilungen, Heft 5/2004, 277-286.

Klenner, Christina/Pfahl, Svenja/Seifert, Hartmut, 2001: Ehrenamt und Erwerbsarbeit – Zeitbalance oder Zeitkonkurrenz? Forschungsprojekt im Auftrag des Ministeriums für Arbeit und Soziales, Qualifikation und Technologie des Landes Nordrhein-Westfalen. Kurzfassung. Düsseldorf.

Klinger, Cornelia, 2003: Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, 14-48.

–, 2000: Die Ordnung der Geschlechter und die Ambivalenz der Moderne. In: Becker, Sybille/Kleinschmitt, Gesine/Nord, Ilona/Schneider-Ludorff, Gury (Hg.): Das Geschlecht der Zukunft. Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt. Stuttgart: Kolhammer, 29-63.

Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.), 2008: ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.), 2007: Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt am Main: Campus.

Knapp, Gudrun-Axeli, 1996: Traditionen – Brüche: Kritische Theorie in der feministischen Rezeption. In: Scheich, Elvira (Hg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg: Hamburger Edition, 113-150.

–, 1990: Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen. In: Hoff, Ernst-H. (Hg.): Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Weinheim/München: DJI-Verlag, 17-52.

–, 1988: Das Konzept 'weibliches' Arbeitsvermögen – theoretische Zugänge, Irrwege, Perspektiven. In: Frauenforschung, Heft 4/1988, 8-19.

–, 1987: Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ-Verlag, 236-273.

–, 1981: Industriearbeit und Instrumentalismus. Zur Geschichte eines Vorurteils. Bonn: Neue Gesellschaft.

Knapp, Gudrun-Axeli/Wetter, Angelika, 2001: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster: Westfälisches Dampfboot, 7-13.

Kocka, Jürgen/Offe, Claus (Hg.), 2000: Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main: Campus.

Konietzka, Dirk/Kreyenfeld, Michaela (Hg.), 2007: Ein Leben ohne Kinder. Kinderlosigkeit in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Konrad-Adenauer-Stiftung (Hg.), 2008: Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Berlin: Lucius.

Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter, 1999: Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich. Konstanz: UVK.

Kramer, Helgard, 1983: Hausarbeit als Rückzugsmöglichkeit und Gegen-Erfahrung für Frauen unter den Bedingungen taylorisierter Industriearbeit. In: Matthes, Joachim (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt am Main: Campus, 427-433.

Kratzer, Nick, 2003: Arbeitskraft in Entgrenzung. Grenzenlose Anforderungen, erweiterte Spielräume, begrenzte Ressourcen. Berlin: Edition Sigma.

Kratzer, Nick/Döhl, Volker/Sauer, Dieter, 1998: Entgrenzung von Arbeit und demographischer Wandel. In: INIFES/ISF/SÖSTRA (Hg.): Erwerbsarbeit und Erwerbsbevölkerung im Wandel. Anpassungsprobleme einer alternden Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus, 177-210.

Kratzer, Nick/Sauer, Dieter, 2003a: Entgrenzung von Arbeit. Konzept, Thesen, Befunde. In: Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (Hg.): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München/Mering: Rainer, 87-123.

–, 2003b: Andere Umstände – Neue Verhältnisse: Ein Orientierungsversuch für Arbeitsforschung und Arbeitspolitik. In: WSI-Mitteilungen, Heft 10/2003, 578-584.

Kreckel, Reinhard, 1992: Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit. Frankfurt am Main: Campus.

Krüger, Helga, 1996: Dominanzen im Geschlechterverhältnis. Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Campus, 195-219.

Kuda, Eva/Strauß, Jürgen (Hg.), 2002: Arbeitnehmer als Unternehmer? Herausforderungen für Gewerkschaften und berufliche Bildung. Hamburg: VSA.

Kudera, Werner, 1995a: Anlage und Durchführung der empirischen Untersuchung. In: Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung' (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Moderne. Opladen: Leske + Budrich, 45-68.

–, 1995b: Lebenskunst auf niederbayrisch: Schichtarbeiter in einem ländlichen Industriebetrieb. In: Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung' (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Moderne. Opladen: Leske + Budrich, 121-170.

–, 1995c: Zusammenfassung der Ergebnisse. In: Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung' (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Moderne. Opladen: Leske + Budrich, 331-370.

–, 1995d: Lebenslauf, Biographie und Lebensführung. In: Berger, Peter/Sopp, Peter (Hg.): Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen: Leske + Budrich, 85-105.

Kudera, Werner/Voß, G. Günter (Hg.), 2000: Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen: Leske + Budrich.

–, 1988: Veränderungen der Arbeitsteilung der Personen. Neue Muster der individuellen Verteilung von Arbeit auf verschiedene Lebensbereiche. Ein Forschungsprogramm.

In: Schmiede, Rudi (Hg.): Arbeit und Subjektivität. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften, 176-196.

Kulawik, Teresa, 1996: Modern bis maternalistisch: Theorien des Wohlfahrtsstaates. In: Kulawik, Teresa/Sauer, Birgit (Hg.): Der halbierte Staat. Grundlagen feministischer Politikwissenschaft. Frankfurt am Main: Campus, 47-81.

Kühl, Stefan, 2004: Von der Krise, dem Elend und dem Ende der Arbeits- und Industriesoziologie. In: Soziologie, Heft 2/2004, 7-16.

Kuhn, Thomas S., 1979: Postskriptum – 1969. In: Ders.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Revidierte und erweiterte Ausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 186-221.

–, 1973 [1962]: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kurz, Constanze, 2002: Frauenbeschäftigung und Strukturierungsprozesse der Erwerbsarbeit in der Automobil- und Elektroindustrie. In: SOFI-Mitteilungen, Heft 30/2002, 161-189.

Kurz-Scherf, Ingrid, 2007: Soziabilität – auf der Suche nach neuen Leitbildern der Arbeits- und Geschlechterpolitik. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jakobsen, Heike/Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 269-284.

–, 2005: „Arbeit neu denken, erforschen, gestalten" – ein feministische Projekt. In: Kurz-Scherf, Ingrid/Correll, Lena/Janczyk, Stefanie (Hg.): In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel. Münster: Westfälisches Dampfboot, 15-37.

–, 2004: Hauptsache Arbeit? – Blockierte Perspektiven im Wandel von Arbeit und Geschlecht. In: Baatz, Dagmar/Rudolph, Clarissa/Satilmis, Ayla (Hg.): Hauptsache Arbeit. Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, 24-46.

–, 2002: Vorhabenbeschreibung 'Innovative Potentiale der Arbeitsforschung. Weiterentwicklung und Vernetzung geschlechtssensibler Forschungsansätze (Netzwerk feministische Arbeitsforschung)'. Unveröffentlichtes Manuskript.

–, 1995: Zeit der Vielfalt – Vielfalt der Zeiten. Individuelle und betriebliche Arbeitszeiten und Arbeitszeitpräferenzen in Berlin. Berlin: Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen.

Kurz-Scherf, Ingrid/Baatz, Dagmar/Correll, Lena/Janczyk, Stefanie/Lepperhoff, Julia/Lieb, Anja/Müller, Annette/Rudolph, Clarissa/Satilmis, Ayla/Scheele, Alexandra, 2005: Die Zukunft der Arbeit innovativ mitgestalten. GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung. GendA-Discussion-Paper 18. Marburg.

Kurz-Scherf, Ingrid/Correll, Lena/Janczyk, Stefanie (Hg.), 2005: In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Kurz-Scherf, Ingrid/Lepperhoff, Julia/Rudolph, Clarissa, 2003: Geschlechterperspektiven auf den Wandel der Arbeit. WSI-Mitteilungen. Heft 10, 585-590.

Kurz-Scherf, Ingrid/Lepperhoff, Julia/Scheele, Alexandra, 2006: Arbeit und Geschlecht im Wandel: Kontinuitäten, Brüche und Perspektiven für Wissenschaft und Politik. In: gender...politik...online. http://web.fu-berlin.de/gpo/kurzscherf_lepperhoff_scheele.htm (Download 15.7.2008).

Kutzner, Edelgard, 2003: Die Un-Ordnung der Geschlechter. Industrielle Produktion, Gruppenarbeit und Geschlechterpolitik in partizipativen Arbeitsformen. München/Mering: Rainer Hampp.

Lange, Joachim (Hg.), 2002: Kinder und Karriere. Sozial- und steuerungspolitische Wege zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Loccumer Protokolle 56. Loccum: Evangelische Akademie Loccum.

Lepperhoff, Julia/Satilmis, Ayla/Scheele, Alexandra (Hg.), 2005: Made in Europe. Geschlechterpolitische Beiträge zur Qualität von Arbeit. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Linne, Gudrun (Hg.), 2005: Flexible Arbeitszeit und soziale Sicherheit. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.

– (Hg.), 2002: Flexibel arbeiten – flexibel leben? Die Auswirkungen flexibler Arbeitszeiten auf Erwerbschancen, Arbeits- und Lebensbedingungen. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.

Littek, Wolfgang/Heisig, Ulrich/Gondek, Hans-Dieter, 1991: Dienstleistungsarbeit, Angestelltensoziologie, alte und neue Themen. In: Dies. (Hg.): Dienstleistungsarbeit. Strukturveränderungen, Beschäftigungsbedingungen und Interessenlagen. Berlin: Edition Sigma, 9-34.

Littek, Wolfgang/Rammert, Werner/Wachtler, Günther (Hg.), 1983: Einführung in die Arbeits- und Industriesoziologie. Frankfurt am Main: Campus.

Lohr, Karin/Nickel, Hildegard Maria (Hg.), 2005a: Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot.

–, 2005b: Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. In: Dies. (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 207-239.

Ludwig, Isolde/Schlevogt, Vanessa/Klammer, Ute/Gerhard, Ute, 2002: Managerinnen des Alltags. Strategien erwerbstätiger Mütter in Ost- und Westdeutschland. Berlin: Edition Sigma.

Lutz, Burkart (Hg.), 2001a: Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München. Berlin: Akademie.

–, 2001b: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München. Berlin: Akademie, 1-26.

– (Hg.), 1987: Technik und sozialer Wandel. Verhandlungen des 23. Deutschen Soziologentages in Hamburg 1986. Frankfurt am Main: Campus.

–, 1984: Der kurze Traum immerwährender Prosperität – Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Campus.

Lutz, Burkart/Schmidt, Gert, 1977: Industriesoziologie. In: König, René (Hg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Band 8: Beruf, Industrie, sozialer Wandel. Stuttgart: Enke, 101-262.

Lutz, Helma, 2008: Vom Weltmarkt zum Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen: Barbara Budrich.

Malsch, Thomas/Seltz, Rüdiger (Hg.), 1987: Die neuen Produktionskonzepte auf dem Prüfstand. Beiträge zur Entwicklung der Industriearbeit. Berlin: Edition Sigma.

Malsch, Thomas/Mill, Ulrich (Hg.), 1992: ArBYTE : Modernisierung der Industriesoziologie? Berlin: Edition Sigma.

Marburger Gender-Kolleg (Hg.), 2008: Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Martens, Helmut, 2008: Industriesoziologie. Ende der Debatte heißt nicht Ende der Krise. In: Soziale Welt, Heft 1/2008, 79-100.

Matthes, Joachim (Hg.), 1983: Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt am Main: Campus.

Maurer, Andrea, 2004: Elend und Ende der Arbeits- und Industriesoziologie? Einige Anmerkungen zu Erkenntnisprogrammen, Theorietraditionen und Bindestrich-Soziologien. In: Soziologie, Heft 4/2004, 7-19.

Mayer-Ahuja, Nicole/Wolf, Harald, 2005a: Entfesselte Arbeit – neue Bindungen. Grenzen der Entgrenzung in der Medien- und Kulturindustrie. Berlin: Edition Sigma.

–, 2005b: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Entfesselte Arbeit – neue Bindungen. Grenzen der Entgrenzung in der Medien- und Kulturindustrie. Berlin: Edition Sigma, 11-23.

Menschik, Jutta, 1971: Gleichberechtigung oder Emanzipation? Die Frau im Erwerbsleben in der Bundesrepublik. Frankfurt am Main: Fischer.

Mikl-Horke, Gertraude, 2007: Industrie- und Arbeitssoziologie. München: Oldenbourg.

–, 1994: Organisierte Arbeit. Einführung in die Arbeitssoziologie. München: Oldenbourg.

Minssen, Heiner, 2006a: Arbeits- und Industriesoziologie – Eine Einführung. Frankfurt am Main: Campus.

–, 2006b: Crisis? What Crisis? – Zur Situation der Arbeits- und Industriesoziologie. In: Arbeit. Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik, Heft 4/2006, 259-272.

– (Hg.), 2000a: Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Edition Sigma.

–, 2000b: Entgrenzungen – Begrenzungen. In: Ders. (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Edition Sigma, 7-15.

Mischau, Anina/Oechsle, Mechtild (Hg.), 2005: Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit. Verlieren wir die Balance? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Moldaschl, Manfred, 2001: Herrschaft durch Autonomie – Dezentralisierung und widersprüchliche Arbeitsanforderungen. In: Lutz, Burkart (Hg.): Entwicklungsperspektiven von Arbeit. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München. Berlin: Akademie, 132-164.

–, 1998: Internalisierung des Marktes. Neue Unternehmensstrategien und qualifizierte Angestellte. In: IfS/INIFES/ISF/SOFI (Hg.): Jahrbuch sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung 1997. Schwerpunkt: Moderne Dienstleistungswelten. Berlin: Edition Sigma, 197-250.

Moldaschl, Manfred/Sauer, Dieter, 2000: Internalisierung des Marktes – Zur neuen Dialektik von Kooperation und Herrschaft. In: Minssen, Heiner (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Edition Sigma, 205-224.

Moldaschl, Manfred/Voß, G. Günter (Hg.), 2003a: Subjektivierung von Arbeit. München/Mering: Rainer Hampp.

–, 2003b: Zur Einführung. In: Dies. (Hg.): Subjektivierung von Arbeit. München/Mering: Rainer Hampp, 15-23.

Müller, Tanja/Bird, Katherine/Bohns, Stefanie, 2006: Pflegende Angehörige – eine Selbstverständlichkeit? Pflege im Kontext von Lebensverlauf und Familie. In: Bertram, Hans/Krüger, Helga/Spieß, Katharina (Hg.): Wem gehört die Familie der Zukunft? Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung. Opladen: Barbara Budrich, 301-326.

Müller, Ursula, 1984: Arbeits- und industriesoziologische Perspektiven von Frauenarbeit. Frauen als 'defizitäre' Männer? In: Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften der DGS (Hg.): Frauenforschung. Beiträge zum 22. Deutschen Soziologentag. Frankfurt am Main: Campus, 76-86.

Myrdal, Alva/Klein, Viola, 1962: Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf. Köln: Kiepenhauer & Witsch.

Naschold, Frieder, 1984: Gesamtwirtschaftliche Rahmenbedingungen, betriebliches Bezugsproblem und theoretische Ansätze der Arbeitspolitik. In: Jürgens, Ulrich/Naschold, Frieder (Hg.): Arbeitspolitik – Materialien zum Zusammenhang von politischer Macht, Kontrolle und betrieblicher Organisation der Arbeit. Leviathan, Sonderheft 5. Opladen: Westdeutscher Verlag, 9-48.

Nordhause-Janz, Jürgen/Pekruhl, Ulrich (Hg.) 2000: Arbeiten in neuen Strukturen. Partizipation, Kooperation, Autonomie und Gruppenarbeit in Deutschland. München/Mering: Rainer Hampp.

Nowak, Jörg, 2009: Familienpolitik als Kampfplatz um Hegemonie. Bemerkungen zur Leerstelle eines linken Feminismus. In: Auth, Diana/Buchholz, Eva/Janczyk, Stefanie (Hg.): Gleichstellungs- und Familienpolitik aktuell: Neuer Feminismus? Modernisierung? Re-Traditionalisierung? Opladen: Barbara Budrich (im Erscheinen).

OECD, 2009: OECD-Wirtschaftsausblick. Vorläufige Ausgabe, Juni 2009. Paris. http://lysander.sourceoecd.org/vl=3207282/cl=20/nw=1/rpsu/periodical/p5_about.htm?jn/issn=04745574 (Download 20.07.2009).

Oehlke, Paul, 2004: Arbeitspolitik zwischen Tradition und Innovation. Studien in humanisierungspolitischer Perspektive. Hamburg: VSA.

Offe, Claus, 1983: Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie? In: Matthes, Joachim (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt am Main: Campus, 38-65.

Ostner, Ilona, 1992: Zum letzten Male: Anmerkungen zum 'weiblichen Arbeitsvermögen'. In: Krell, Gertraude/Osterloh, Margit (Hg.): Personalpolitik aus der Sicht von Frauen – Frauen aus der Sicht der Personalpolitik. München/Mering: Rainer Hampp, 107-121.

–, 1990: Das Konzept des weiblichen Arbeitsvermögens. In: Autorinnengemeinschaft: Erklärungsansätze zur geschlechtsspezifischen Strukturierung des Arbeitsmarktes. Arbeitspapiere aus dem Arbeitskreis SAMF. Arbeitspapier 1/1990, 22-39.

–, 1978: Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus.

Peuckert, Rüdiger 2008: Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Pfeil, Eva, 1961: Die Berufstätigkeit von Müttern. Tübingen: Mohr Siebeck.

Pickshaus, Klaus/Schmitthenner, Horst/Urban, Hans-Jürgen (Hg.), 2001: Arbeiten ohne Ende. Hamburg: VSA.

Pöhler, Willi (Hg.), 1979: ...damit die Arbeit menschlicher wird. Fünf Jahre Aktionsprogramm Humanisierung des Arbeitslebens. Bonn: Neue Gesellschaft.

Pongratz, Hans J./Voß, G. Günter, 2004: Arbeitskraft und Subjektivität. Einleitung und Stellungsnahme aus Sicht der Arbeitskraftunternehmer-These. In: Dies. (Hg.): Typisch Arbeitskraftunternehmer? Befunde der empirischen Arbeitsforschung. Berlin: Edition Sigma, 7-31.

–, 2003: Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: Edition Sigma.

–, 2000: Vom Arbeitnehmer zum Arbeitskraftunternehmer – Zur Entgrenzung der Ware Arbeitskraft. In: Minssen, Heiner (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Edition Sigma, 225-247.

–, 1997: Fremdorganisierte Selbstorganisation. Eine soziologische Diskussion aktueller Managementkonzepte. In: Zeitschrift für Personalforschung, Heft 1/1997, 30-53.

Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung' (Hg.), 1995: Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Moderne. Opladen: Leske + Budrich.

Projektgruppe 'Automation und Qualifikation', 1983: Zerreißproben – Automation im Arbeitsleben. Das Argument, Sonderband 79.

–, 1980: Automationsarbeit. Empirie 1-3. Das Argument, Sonderbände 43, 55, 67.

–, 1978: Theorie über Automationsarbeit. Das Argument, Sonderband 31.

Prokop, Ulrike, 1976: Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Pross, Helge, 1975: Die Wirklichkeit der Hausfrau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

–, 1973: Gleichberechtigung im Beruf? Eine Untersuchung mit 7000 Arbeitnehmerinnen in der EWG (1973). Frankfurt am Main: Athenäum.

Rabe-Kleberg, Ursula, 1988: 'Weibliches Arbeitsvermögen' und soziale Berufe – ein gutes Verhältnis? In: Frauenforschung, Heft 4/1988, 28-31.

Raehlmann, Irene, 2002: Arbeit und 'Alltägliche Lebensführung'. Neue Sichtweisen in Arbeitswissenschaft und Arbeitsforschung? In: Moldaschl, Manfred (Hg.): Neue Arbeit – Neue Wissenschaft der Arbeit? Festschrift zum 60. Geburtstag von Walter Volpert. Heidelberg: Asanger, 249-283.

–, 1980: 'Verminderung negativer Wechselbeziehungen zwischen Arbeitswelt und den anderen Lebensbereichen' – eine Aktionsrichtung im Forschungsprogramm 'Humanisierung des Arbeitslebens'. Diskussion von Forschungsansätzen und ersten Ergebnissen in sozialisationstheoretischer Perspektive. In: Psychosozial. Zeitschrift für Analyse, Prävention und Therapie psychosozialer Konflikte und Krankheiten, Heft 4/1980, 63-100.

Raehlmann, Irene/Meiners, Birgit/Glanz, Alexandra/Funder, Maria, 1993: Flexible Arbeitszeiten: Wechselwirkungen zwischen betrieblicher und außerbetrieblicher Lebenswelt. Opladen: Westdeutscher Verlag.

– (Hg.), 1992: Alles unter einen Hut? Arbeits- und Lebenszeit von Frauen in der 'Dienstleistungsgesellschaft'. Hamburg: VSA.

Reichart, Elisabeth, 2007: Doppelte Transformation des Ernährermodells? Eine Längsschnittstudie zur Erwerbsarbeitsteilung bei ost- und westdeutschen Paaren nach der Geburt des ersten Kindes. Würzburg: Ergon.

Rerrich, Maria S., 1993: Auf dem Weg zu einer neuen internationalen Arbeitsteilung der Frauen in Europa? Beharrungs- und Veränderungstendenzen in der Verteilung der Reproduktionsarbeit. In: Schäfers, Bernhard (Hg.): Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa. Verhandlungen des 26. Deutschen Soziologentages in Düsseldorf 1992. Frankfurt am Main: Campus, 93-102.

–, 1991: Seine Lebensführung + ihre Lebensführung = gemeinsame Lebensführung? Empirische Befunde und kategoriale Überlegungen. In: Voß, G. Günter (Hg.): Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch. Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs 333 der Universität München. Sonderheft 2. München: Uni-Druck, 49-67.

Rerrich, Maria S./Voß, G. Günter, 1992: Vexierbild soziale Ungleichheit. Die Bedeutung alltäglicher Lebensführung für die Sozialstrukturanalyse. In: Hradil, Stefan (Hg.): Zwischen Bewusstsein und Sein. Die Vermittlung 'objektiver' Lebensbedingungen und 'subjektiver' Lebensweisen. Opladen: Leske + Budrich, 251-266.

Resch, Marianne, 2007: Familienfreundlichkeit von Unternehmen aus arbeitspsychologischer Sicht. In: Dilger, Alexandra/Gerlach, Irene/Schneider, Helmut (Hg.): Betriebliche Familienpolitik. Potenziale und Instrumente aus multidisziplinärer Sicht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 103-124.

Resch, Marianne/Bamberg, Eva, 2005: Work-Life-Balance – Ein neuer Blick auf die Vereinbarkeit von Berufs- und Privatleben? Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie. Heft 4/2005, 171-175.

Rost, Harald, 2004: Work-Life-Balance. Neue Aufgaben für eine zukunftsorientierte Personalpolitik. Opladen: Barbara Budrich.

Rüling, Anneli, 2007: Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen. Frankfurt am Main: Campus.

Rürup, Bert/Gruescu, Sandra 2003: Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung. Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.

Sauer, Dieter/Döhl, Volker, 1997: Die Auflösung des Unternehmens? – Entwicklungstendenzen der Unternehmensreorganisation in den 90er Jahren. In: ISF/INIFES/IfS/SOFI (Hg.): Jahrbuch sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung. 1996. Schwerpunkt Reorganisation. Berlin: Edition Sigma, 19-76.

–, 1994a: Arbeit an der Kette. Systematische Rationalisierung unternehmensübergreifender Produktion. In: Soziale Welt 2/1994, 197-215.

–, 1994b: Kontrolle durch Autonomie – Zum Formwandel von Herrschaft bei unternehmensübergreifender Rationalisierung. In: Sydow, Jörg/Windeler, Arnold (Hg.): Management interorganisationaler Beziehungen. Vertrauen, Kontrolle und Informationstechnik. Opladen: Westdeutscher Verlag, 258-274.

Scheele, Alexandra, 2008: Arbeit als politisches Feld. Politikwissenschaftliche Perspektiven für die feministische Arbeitsforschung. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Schelsky, Helmut, 1955: Industrie- und Betriebssoziologie. In: Gehlen, Arnold/Schelsky, Helmut: Soziologie. Düsseldorf: Diederichs, 157-197.

–, 1954: Aufgaben und Grenzen der Betriebssoziologie. In: Schelsky, Helmut/Böhrs, Hermann (Hg.): Die Aufgabe der Betriebssoziologie und der Arbeitswissenschaften. Stuttgart: Ring Verlag, 7-40.

Schmidt, Gert, 1980: Zur Geschichte der Industriesoziologie in Deutschland. In: Soziale Welt, Heft 2/1980, 257-278.

Schneider, Norbert F., 2007: Work-Life-Balance – Neue Herausforderungen für eine zukunftsorientierte Personalpolitik aus soziologischer Perspektive. In: Dilger, Alexandra/Gerlach, Irene/Schneider, Helmut (Hg.): Betriebliche Familienpolitik. Potenziale und Instrumente aus multidisziplinärer Sicht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 64-74.

Schöll-Schwinghammer, Ilona/Lappe, Lothar, 1978: Arbeitsbedingungen und Arbeitsbewusstsein erwerbstätiger Frauen. Frankfurt am Main: RKW.

Schönberger, Klaus/Springer, Stefanie (Hg.), 2003: Subjektivierte Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt. Frankfurt am Main: Campus.

Schubert, Helmut, 2001: Humane Arbeit? Die Forschungsprogramme in gesellschaftspolitischer Gesamtschau mit Entwurf eines Folgeprogramms. Wuppertal: Hochschulschrift.

Schumann, Michael, 2003a [2001]: Kritische Industriesoziologie – theoretische Anknüpfungspunkte, exemplarische Befunde, neue Aufgaben. In: Ders.: Metamorphosen von Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein. Kritische Industriesoziologie zwischen Taylorismusanalyse und Mitgestaltung innovativer Arbeitspolitik. Hamburg: VSA, 136-156.

–, 2003b [2002]: Das Ende der kritischen Industriesoziologie. In: Ders.: Metamorphosen von Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein. Kritische Industriesoziologie zwischen Taylorismusanalyse und Mitgestaltung innovativer Arbeitspolitik. Hamburg: VSA, 157-174.

Seifert, Hartmut (Hg.), 2005: Flexible Zeiten in der Arbeitswelt. Frankfurt am Main: Campus.

Senghaas-Knobloch, Eva, 1998: Von der Arbeits- zur Tätigkeitsgesellschaft. Feministische Studien, Heft 2/1998, 9-32.

–, 1976: Weibliche Arbeitskraft und gesellschaftliche Reproduktion. In: Leviathan, Heft 4/1976, 543-558.

Sennett, Richard, 1996: The Corrosion of Character. The Personal Consequences of Work in the New Capitalism. New York: Norton.

Sinn, Hans Werner, 2004: Ist Deutschland noch zu retten? München: Econ.

Solga, Heike/Wimbauer, Christine (Hg.), 2005: „Wenn zwei das Gleiche tun…" Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples. Opladen: Barbara Budrich.

Statistisches Bundesamt, 2008: Neue Beschäftigungsformen prägen Arbeitsmarktentwicklung. Pressemitteilung Nr. 340 vom 09.09.2008. http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Presse/pm/2008/09/PD08__340__132,templateId=renderPrint.psml (Download 30.09.2008).

Statistisches Bundesamt (Hg.), 2007: Leben und Arbeiten in Deutschland. Sonderheft 1: Familien und Lebensformen. Ergebnisse des Mikrozensus 1996-2004. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

– (Hg.), 2004: Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Statistisches Bundesamt.

Strauß, Jürgen, 2002: Der unfertige Arbeitskraftunternehmer. In: Kuda, Eva/Strauß, Jürgen (Hg.): Arbeitnehmer als Unternehmer? Herausforderungen für Gewerkschaften und berufliche Bildung. Hamburg: VSA, 46-55.

Thornieporth, Gerda (Hg.), 1988: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Berlin: Dietrich Reimer.

Treutner, Erhard/Voß, G. Günter, 2000 [1982]: Arbeitsmuster – Ein theoretisches Konzept zum Zusammenhang von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und der Verteilung von Arbeiten auf der Ebene der Subjekte. In: Kudera, Werner/Voß, G. Günter (Hg.): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Opladen: Leske + Budrich, 29-37.

Ulich, Eberhard/Wülser, Marc, 2004: Gesundheitsmanagement in Unternehmen. Arbeitspsychologische Perspektiven. Wiesbaden: Gabler.

Urban, Hans-Jürgen, 2001: Der Arbeitskraftunternehmer. Ein neues Produkt der Spektakel-Soziologie? In: Wagner, Hilde (Hg.): Intervention wider den Zeitgeist. Für eine emanzipatorische Gewerkschaftspolitik im 21. Jahrhundert. Hamburg: VSA, 99-119.

Veil, Mechthild, 2006: Familienpolitische Debatten im Aufwind: Streit um Leitbilder und um Kinder. In: Feministische Studien, Heft 2/2006, 314-317.

Voß, G. Günter, 2001: Auf dem Weg zum Individualberuf? Zur Beruflichkeit des Arbeitskraftunternehmers. In: Kurtz, Thomas (Hg.): Aspekte des Berufs in der Moderne. Opladen: Leske + Budrich, 287-315.

–, 1998: Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit. In: MittAB, Heft 3/1998, 473-486.

–, 1995: Entwicklung und Eckpunkte des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe 'Alltägliche Lebensführung' (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Moderne. Opladen: Leske + Budrich, 23-43.

–, 1993: Der Strukturwandel der Arbeitswelt und die alltägliche Lebensführung. In: Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria S. (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zur Soziologie der Alltäglichen Lebensführung. Freiburg: Lambertus, 70-111.

–,1991a: Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Stuttgart: Enke.

– (Hg.), 1991b: Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch. Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs 333 der Universität München. Sonderheft 2. München: Uni-Druck.

–, 1991c: Lebensführung: Ein integratives Konzept zur Analyse alltäglichen Lebens. In: Ders. (Hg.): Die Zeiten ändern sich – Alltägliche Lebensführung im Umbruch. Mitteilungen des Sonderforschungsbereichs 333 der Universität München. Sonderheft 2. München: Uni-Druck, 69-88.

Voß, G. Günter/Pongratz, Hans J., 1998: Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der 'Ware Arbeitskraft'? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 1/1998, 131-158.

Voß, G. Günter/Weihrich, Margit (Hg.), 2001a: tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung. München/Mering: Rainer Hampp.

–, 2001b: tagaus – tagein. Zur Einleitung. In: Dies. (Hg.): tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung. München/Mering: Rainer Hampp, 9-19.

Voß, G. Günter/Weiß, Cornelia, 2005a: Ist der Arbeitskraftunternehmer weiblich? In: Lohr, Karin/Nickel, Hildegard Maria (Hg.), 2005: Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 65-91.

–, 2005b: Subjektivierung von Arbeit – Subjektivierung von Arbeitskraft. In: Kurz-Scherf, Ingrid/Correll, Lena/Janczyk, Stefanie (Hg.): In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel. Münster: Westfälisches Dampfboot, 139-153.

Voswinkel, Stephan, 2000: Das mcdonaldistische Produktionsmodell – Schnittstellenmanagement interaktiver Dienstleistungsarbeit. In: Minssen, Heiner (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit. Berlin: Edition Sigma, 177-201.

Wachtler, Günther, 1983: Die gesellschaftliche Organisation von Arbeit. In: Littek, Wolfgang/Rammert, Werner/Wachtler, Günther (Hg.): Einführung in die Arbeits- und Industriesoziologie. Frankfurt am Main: Campus, 14-25.

Weber, Max, 2000 [1904]: Die protestantische Ethik 1. Eine Aufsatzsammlung. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

–, 1992: Soziologie. Universalgeschichtliche Analysen. Politik. Stuttgart: Kröner (herausgeben von Johannes Winckelmann).

–, 1988 [1908]: Methodologische Einleitung für die Erhebung des Vereins für Socialpolitik über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft in der geschlossenen Großindustrie. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Tübingen: J.C.B. Mohr, 1-60.

Weihrich, Margit/Voß, G. Günter (Hg.), 2002: tag für tag. Alltag als Problem – Lebensführung als Lösung? München/Mering: Rainer Hampp.

Weinmann, Julia, 2006: Vereinbarkeit von Familie und Beruf: Ergebnisse des Mikrozensus 2005. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Werlhof, Claudia von/Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika, 1983: Frauen, die letzte Kolonie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Wetterer, Angelika, 2002: Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. 'Gender at Work' in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz: UVK.

Wiese, Ursula-Eva, 2004: Pflegeversicherung und Pflegepraxis: Auswirkungen rechtlicher Regularien auf die Pflege, Pflegequalität und Qualitätssicherung. Baden Baden: Nomos.

Wimbauer, Christine/Henninger, Annette/Gottwald, Markus/Künzel, Annegret, 2007: Gemeinsam an die Spitze – oder der Mann geht voran? (Un-)Gleichheit in Doppelkarriere-Paaren. In: Dackweiler, Regina Maria (Hg.): Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten. Münster: Westfälisches Dampfboot, 87-105.

Wolde, Anja, 1995: Geschlechterverhältnis und gesellschaftliche Transformationsprozesse. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Campus, 279-305.

Wolf, Harald, 1999: Arbeit und Autonomie. Ein Versuch über Widersprüche und Metamorphosen kapitalistischer Produktion. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Zapf, Wolfgang (Hg.), 1991: Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990. Frankfurt am Main: Campus.

Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie A&O, 2005: Themenheft Work-Life-Balance. Heft 4/2005.

Zulehner, Paul M./Volz, Rainer, 1998: Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie die Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht. 2. Auflage. Ostfildern: Schwabenverlag.